P. o. gall.
303
s(5

303 s (5)
5
Bruckbrau

<36603964270013

<36603964270013

Bayer. Staatsbibliothek

Ohne Heirathsgut.

Roman

von

Charles Reybaud.

Deutsch

von

Friedrich Wilhelm Bruckbräu.

Augsburg, 1845.
v. Jenisch und Stage'sche Buchhandlung.

135 - 136.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Das Belletristische Europa.

Neueste Romane

von

H. de Balzac, Friederike Bremer, Bulwer, Alex. Dumas, George Sand, Friedrich Soulié und Eugen Sue ꝛc. ꝛc.

Herausgegeben

von

Friedrich Wilhelm Bruckbräu.

Fünfter Band.

Ohne Heirathsgut von Charles Reybaud.

Augsburg, 1845.

v. Jenisch und Stage'sche Buchhandlung.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Ohne Heirathsgut.

Eine Nacht der Herzensangst.

1.

Die Sonne tauchte am Horizonte, und vergoldete mit ihren purpuren Scheidestrahlen die Spitzen der grünen Hügel, welche Val-de-Meudon säumen. Die Luft hatte jene warme Durchsichtigkeit, die den Landschaften des südlichen Frankreichs so weiche Tinten giebt, und unter dem Einfluße eines schönen Frühlingstages färbte sich die blasse Sonne des Nordens roth und hochblau, wie in den Gegenden, wo die Citronen blühen, und die lauen Abendlüftchen durch die harmonischen Kronen der Fichten und Maulbeerfeigenbäume säuseln.

Bevor die Sonne aus dem Gesichtskreise verschwand, öffneten sich die beiden Flügel der Thüre eines von jenen anmuthigen Landhäusern, deren weiße Vorderseite aus dem dunklen Grün der Wälder von Meudon hervortritt, und ein Diener schob einen Krankenstuhl heraus; dann näherte sich langsam ein Mann, in einen dicken Schlafrock gehüllt, und auf den Arm einer jungen Frau gestützt. Nach einigen mühesamen Schritten

auf der Terrasse, sank er keuchend, erschöpft, in seinen Armstuhl, schloß mit zurückgelehntem Kopfe die Augen, und blieb regungslos, wie um sich von dieser seine Kräfte übersteigenden Anstrengung zu erholen. Die junge Frau legte den halbgeöffneten Schlafrock auf der Brust des Kranken übereinander, und blieb bei ihm stehen, mit Besorgniß sein Erheben aus einer Art von Vernichtung erwartend, womit ihn sein kurzer Spaziergang befallen hatte.

Dieser Mann war noch nicht über das reife Alter hinaus; aber die regelmäßigen, durch eine furchtbare Magerkeit verstörten Züge seines Gesichtes, zeigten das Eckige des Kopfes eines Greises. Seine schwarzen und feinen Haare schmiegten sich an seine hohlen Schläfe, und seine Augen, mit dem dünn gewordenen Augenliede von bläulicher Durchsichtigkeit, lagen tief versteckt in der Augenhöhle, welche auf diesem abgezehrten Gesichte eine hervorspringende Kante bildete. Der in die Watte und Seide eines weiten Schlafrockes vergrabene Leib, war nur noch ein Knochengerüst, und seine langen blassen Hände, die offen und ausgestreckt auf seinen Knien ruhten, wiesen die durchschimmernde Farbe des Wachses.

Dieses Gesicht, welchem Krankheit und Leiden ihre betrübenden Kennzeichen aufgeprägt hatten, bildete einen schmerzlichen Gegensatz zu jenem der jungen Frau, die, in diesem Augenblicke über den Armstuhl geneigt, ängstlich harrte, daß der Kranke die Augen wieder öffne.

Diese junge Frau war groß, und ihre wohl ausgedrückten, obgleich zarten und schlanken Formen, verkündeten eine kräftige Natur, eine frische und feste Gesundheit. Ihr Teint hatte jene Reinheit, jenes sanfte Incarnat, welches einem Gesichte von sechzehn Jahren einen so süssen Glanz verleiht. Von Jugend, Kraft, Leben überströmte, so zu sagen, dieses schöne Wesen, dessen ruhigen und lieblichen Züge die Heiterkeit einer Seele zu wiederstrahlen schienen, worin die Leidenschaften noch nicht gestürmt haben.

Sie nahm in ihre weichen und kalten Hände die fieberhafte Hand des Kranken, und sagte zu ihm, als er sein erloschenes Auge auf sie richtete:

„Mein Lieber, nicht wahr, Du befindest Dich hier besser?“

„Ja,“ antwortete er mit unterbrochener Stimme, und durch eine Anstrengung des Willens sich belebend, „ja, ich fühle mich viel besser. Die Luft meines Zimmers hat mir diese Beklemmungen verursacht.“

Dann sein Gesicht nach jener Seite wendend, von woher der Wind wehte, wie um die feuchte Kühle einzuathmen, die aus den Wäldern sich erhob, fügte er bei: „Morgen will ich hinuntergehen, unter die Bäume; man befindet sich so wohl in freier Luft! Morgen ist der erste Mai, nicht wahr, Felicie?“

„Ja, mein Lieber, der Monat der Jungfrau,“ antwortete sie in treuherziger Erinnerung an ihr Leben als junges Mädchen; „dieß war der Monat, den wir

im Kloster am meisten liebten, weil die Rosensträuche im Garten blühten, und wir täglich neue Sträuße für die Kapelle hatten."

Nach diesen Worten seufzte und schwieg sie, eingedenk der ruhigen Tage, die eben wieder ihrem Geiste vorschwebten, indem sie die Hand ihres Gatten fortwährend in ihren Händen hielt.

„Ich habe heute keine Schmerzen empfunden," erwiederte der Kranke, ein trockenes Husten unterdrückend; „ich bin wirklich sehr wohl, und in einigen Tagen werden wir nach Paris zurückkehren können, willst Du es, Felicie?"

„Von ganzem Herzen!" antwortete lebhaft die junge Frau; „dann wirst Du vielleicht einwilligen, die Aerzte zu sehen. Weißt Du, mein Lieber, daß Deine Hartnäckigkeit, die Aerzte nicht um Rath zu fragen, mir oft Besorgniß eingeflößt hat? Heute wieder dünkte es mir, daß Dein Uebel sich verschlimmerte; sieh, welche Thorheit! Gerade bist Du besser, bist Du wohl, man sieht's."

Wirklich schminkte ein rosiger Abglanz der letzten Strahlen der Sonne das Gesicht des Kranken einigermaßen, und verwischte die bleiblaue und erdfahle Farbe seiner Haut, man hätte sagen mögen, daß das Blut wieder unter der trockenen Oberhaut kreisete, und langsam in dieses bleiche Antlitz emporstieg.

„Wie glücklich bin ich, mit Unrecht mich beunruhiget zu haben!" fuhr die junge Frau fort, indem sie sich auf einen Schemel zu den Füssen des Kranken setzte,

und ihren Kopf auf den Arm des Lehnstuhles mit kindlicher Unbefangenheit stützte; „nun will ich ein wenig ruhen, wenn Du es erlaubst, mein lieber Paul, und wir wollen plaudern."

„Ja, sprich, mein Kind," versetzte er, sein Taschentuch auf seinen Mund drückend, um einen neuen Anfall von Husten zurückzuhalten.

„Laß uns Pläne machen," sagte die junge Frau, die Augen schließend, wie um alle Hülfsmittel ihrer Einbildungskraft zu sammeln und zusammenzuraffen, „laß uns schöne Pläne machen. Ich will mich aller derjenigen zu erinnern suchen, die ich zur Zeit entwarf, da ich Deine Mündel war. Zuerst, mein lieber Vormund, ich will sagen mein lieber Mann, werden wir uns endlich irgendwo festsetzen, und nicht mehr unbedingt allein leben, sondern sogar viele Leute sehen."

„Das ist ganz mein Gedanke," entgegnete der Kranke, mit schwacher Stimme und belebtem Tone; sobald ich wieder hergestellt bin, werd' ich in der Gesellschaft Dich aufführen, worin zu leben Du berufen bist. Bisher, meine liebe Felicie, hast Du die Glücksumstände nicht würdigen können, in welche uns der Himmel versetzt hat. Ich bin reich, und Du hast von unserm Vermögen noch keinen Genuß gehabt; Dein Platz ist in auserlesener Gesellschaft, worin ich immer gelebt habe, und Du hast ihn noch nicht eingenommen. Welche Freude für mich, Dich in diese Vortheile einigermaßen einzuweisen! Mit welcher Ungeduld harre ich des Tages,

an dem ich Dich zum erstenmale auf den Ball führen werde! Geh! es wird kein Opfer seyn, welches Dein alter Mann von sieben und dreißig Jahren Dir bringen wird; auch ich liebe die Gesellschaft, die Feste."

„Vielleicht mehr als ich, die ich dieß Alles nur aus den Erzählungen kenne, die Du mir davon gemacht hast," antwortete munter die junge Frau; „aber da Du so weltlich bist, will' ich mich darein fügen, alle Tage auf den Ball zu gehen. Mit unsern Plänen wären wir also im Reinen; wir werden unsere Einsamkeit verlassen; Du wirst Deine Freunde wieder sehen, und wir werden den Sommer damit zubringen, uns für den nächsten Winter einzurichten. Ermüdet Dich der Lärm in Paris, so kehren wir hierher zurück, um frei zu athmen, und einige Tage auszuruhen; wir werden immer einige Personen mitnehmen, Deine früheren Vertrauten, vielleicht Deine Schwester."

„Meine Schwester! Sprechen wir nicht von ihr," unterbrach sie der Kranke hastig; „ich will sie nicht mehr sehen."

„O! das ist ungerecht!" murmelte die junge Frau; dann, die Anregung eines erzürnenden Stoffes bedauernd, und Willens, ihren Mann von diesem Gedanken abzubringen, fügte sie hinzu, indem sie rasch aufstand, und an das andere Ende der Terrasse eilte: „Mein Lieber, horch! ein Vogel zwitschert da unten in dieser Weißdornhecke, das ist die Nachtigall. Wir haben sie in diesem Jahre noch nicht gehört; sie singt, um den

schönen Monat Mai zu begrüßen, und die beginnende schöne Nacht."

Bei diesen Worten stützte sie sich mit den Elbogen auf die Marmorbrüstung, welche die Terrasse abschloß, und ließ ihren Blick durch die Landschaft schweifen, halb verschleiert von der Dämmerung, die schnell den letzten Schimmerstreifen des Tages folgte. Die rosigen Lichter der untergehenden Sonne erloschen allmälig; die Sterne gingen auf am dunkelblauen Himmel, und ein frisches Lüftchen brachte stoßweise die ländlichen Wohlgerüche des Weißdornes und der Rainweide. Die junge Frau athmete einen Augenblick diese balsamische Kühle; dann kehrte sie langsam zu dem Kranken zurück, die Augen auf eine Blume senkend, die sie an ihren Gürtel heftete. Als sie vor ihm stand, schlug sie lächelnd die Augen auf; aber dieses Lächeln verschwand alsogleich, und das Wort, welches sie sprechen wollte, erstarb auf ihren Lippen: der letzte Strahl der Sonne war auf dem blassen Antlitze erloschen, dem er einen Augenblick die Farben des Lebens verliehen hatte; der Kranke war wieder erdfahl geworden, und sein mattes Augenlied fiel wieder auf seine starren und halbgeöffneten Augen.

„Mein Lieber," sagte die junge Frau mit einer Unruhe zu ihm, die sie vergebens zu verhehlen suchte, „mein Lieber, ich fürchte, daß die Abendkühle Dir schaden möchte."

„Ja," antwortete er mit erloschener Stimme; „ich friere, gehen wir hinein."

Er versuchte aufzustehen; aber seine Füsse brachen, und er sank auf seinen Sitz zurück, murmelnd: „Das ist die Nachtluft, die mich angegriffen hat; in meinem Zimmer werde ich mich besser befinden."

„Gehen wir schnell hinein, schnell!" erwiederte die junge Frau, den Dienern rufend.

Man rollte sachte den Armstuhl in ein Zimmer des Erdgeschosses, welches jenes des Kranken, und schon völlig zu seinem Zubettegehen bereit war. Der Anblick dieses Gemaches, ohne etwas Trauriges zu haben, war äußerst betrübend. Ein helles Feuer brannte im Kamine, und die Fenster waren verschlossen, als ob des Januars eisiger Hauch hinter den Scheiben pfiffe. Die schon angezündete Nachtlampe warf ihr zitterndes Licht auf einen mit gläsernen Fläschchen besetzten Gueridon, auf welchen man einen Thermometer und eine Secundenuhr gelegt hatte.

Im Augenblicke, da der Kranke von dem, was er seinen Spaziergang nannte, heimkehrte, war eine betagte Frau, die vor der kleinen auf dem Gueridon ausgekramten Apotheke stand, mit der Bereitung eines beruhigenden Trankes beschäftiget.

„Der Herr befindet sich übler," sagte sie ängstlich und dem Kranken sich nähernd, der ihr einen Wink gab sich zu beruhigen, und schaudernd sprach:

„Es ist hier fast eben so kalt, wie da draussen; eben befällt mich wieder meine Beklemmung, das ist ein nervöses Uebel."

„Madame Carbonnet, den Trank! geben Sie her!“ sagte die junge Frau, neben ihrem Manne niederknieend, um ihm die Tasse zu reichen.

Er nahm einen Schluck, und schlummerte fast alsogleich auf dem Kissen ein, welches der Kammerdiener unter seinen Kopf gelegt hatte. Dann lud Madame Carbonnet mit einer Geberde der Besorgniß ihre junge Gebieterin ein, in den Salon zu gehen, wohin sie ihr folgte.

„Madame werden mir verzeihen,“ sagte sie; „aber ich kann mich nicht enthalten, Ihnen zu bemerken, daß die Krankheit des Herrn sich von Stunde zu Stunde einigermaßen verschlimmert.“

„Ach! mein Gott! ich seh' es wohl,“ antwortete schmerzlich die junge Frau; „aber was ist zu thun?“

„Einen Arzt kommen lassen.“

„Wo denken Sie hin, meine gute Carbonnet! Sie kennen die Abneigung des Herrn von Clavières gegen Alles, was einer ärztlichen Berathung gleich sieht. Es giebt nur einen Mann, dessen Heilverfahren er sich gerne unterwürfe, nicht unter dem Titel eines Arztes, sondern unter dem Titel eines Freundes; dieß ist Herr von Ramsay. Leider ist er zweihundert Meilen von hier. In Folge einer unbegreiflichen Krankenidee, hat ihm mein Mann nicht schreiben wollen, daß er leidend sei, und ich hab' es nicht gewagt.“

„Ich hab' es gethan,“ erwiederte Carbonnet mit zuversichtlichem Tone; „ich habe gewagt, es auf mich

zu nehmen, und bin überzeugt, daß Madame es billigen."

„Gewiß," rief die junge Frau aus; „Herr von Ramsay hat so viel Freundschaft für uns, daß ich gar nicht zweifle, er werde kommen. Er wird sich bei seiner Ankunft stellen, als wisse er nichts, und wolle uns nur überraschen."

„Wenn es nur nicht zu spät ist!" murmelte Madame Carbonnet; „der Herr hat diesen Abend ein Gesicht, worüber man zittern muß."

„Aber es ist nicht die mindeste Gefahr dabei," sagte die junge Frau mit sich selbst sprechend, wie um sich zu beruhigen; „nein, dem Himmel sei's gedankt, es ist keine dabei! Eben erst sprach er mit mir wie gewöhnlich; er war belebt, zufrieden, und machte tausend Pläne. Gleich viel, ich gäbe herzlich gerne zehn Jahre meines Lebens darum, wenn Herr von Ramsay morgen hier wäre!"

„Er wird vielleicht da seyn," entgegnete Madame Carbonnet; „ich nahm mir die Freiheit, ihm zu schreiben, daß Madame sehr besorgt wären, und daß nur seine Gegenwart sie beruhigen könnte."

„Das ist die Wahrheit; aber warum haben Sie mich von diesem Schritte nicht in Kenntniß gesetzt, meine gute Carbonnet?"

„Ich wußte nicht, ob Madame ihn vollkommen billigen würden, und da der Herr in den jüngsten Tagen sich besser befand, hielt ich Sie nicht für besorgt genug,

um Ihnen die Sache mitzutheilen. Jetzt werden Sie mir dieses Uebermaß von Eifer verzeihen."

„Ich danke Ihnen sogar dafür," erwiederte die junge Frau lebhaft; „O! ja, Sie haben gut gethan, zu schreiben! Zur Zeit erschreckt mich die Absonderung, in der wir leben. Ist es möglich, daß man so in einem Augenblicke von der vollständigsten Sicherheit zu tödtlichen Besorgnissen übergehen kann! Vielleicht sollte ich, der Ankunft des Herrn von Ramsay harrend, einen Arzt aus Paris kommen lassen, ihn um Rath fragen. Wenn er nichts thäte, als mir sagen, daß ich eine Thörin sei, so zu erschrecken!"

„Der Herr wird ihn nicht empfangen wollen, das ist gewiß," bemerkte Carbonnet; „aber ich will ihm einen so genauen Bericht erstatten, daß er, selbst ohne den Kranken gesehen zu haben, Ihnen, Madame, Mittel wird bezeichnen können, welche Ihnen Anleitung geben werden."

„Ja, ja," rief Frau von Clavières aus; „Julian soll sich auf der Stelle auf den Weg machen."

„Horchen Sie, Madame," unterbrach sie Carbonnet lauschend, „ich höre einen Wagen in der Allee; sollte es Herr von Ramsay seyn? Schon! das ist fast unmöglich."

Die beiden Frauen eilten an die Haustreppe. In der That kam ein Wagen in scharfem Trabe an, und bei dem Scheine der Laternen gewahrte man die bordirte Weste und den gewichsten Hut des Postillions."

„Das ist eine Postchaise!" rief die junge Frau mit

einem Aufschwunge von Freude aus. „Ah! unser guter, unser würdiger Freund, hat nicht gesäumt! Er kommt an!“

„Endlich werden wir erfahren, woran wir uns zu halten haben,“ murmelte Carbonnet; „da ist schon der Arzt; wer weiß, ob man nicht morgen den Notar wird müssen kommen lassen!“

Eine Minute später lenkte eine Postchaise in die Terrasse ein, und hielt an der Haustreppe. Bevor der Fußtritt herabgelassen wurde, näherte sich die junge Frau dem Kutschenschlage, und rief, ihre beiden Hände dem Manne reichend, der noch im Fond der staubigen Equipage saß:

„Doctor!“

„Meine liebe Felicie! Madame!“ erwiederte er mit sehr gerührter Stimme, und die Hände küssend, welche die seinigen gesucht hatten.

Dann sich auf die Schulter des Dieners stützend, der den Kutschenschlag geöffnet hatte, stieg er mühsam aus, und begann mit Hülfe einer Art von Stock zu gehen, welchen viele Leute eine Krücke genannt hätten. Er war jedoch nicht alt, und sein schönes und ruhiges Gesicht verrieth nicht viel mehr, als einen Dreißiger an Jahren; aber seine Taille, obgleich ziemlich hoch, war von ungestalter Dicke, und er hinkte schrecklich.

„Und unser Kranker?“ sagte er zur jungen Frau, langsam die Haustreppe erklimmend.

„Er scheint mir schon genesen, weil Sie da sind,“

antwortete sie freudetrunken; „aber ich war sehr traurig, sehr beunruhigt, erst vor einem Augenblicke."

„Man muß ihn ganz sachte von meiner Ankunft in Kenntniß setzen."

„Sogleich, Doctor; welche Ueberraschung, welche Freude für ihn! Ah, ich bin davon überzeugt, daß Ihre Gegenwart das beste Heilmittel seines Uebels seyn wird . . ."

Also sprechend, waren sie in den Salon getreten, der vor dem Zimmer des Kranken lag, und indem die junge Frau den Arzt zu einem Stuhle führte, fuhr sie mit leiserer Stimme fort:

„Ruhen Sie da aus, lieber Doctor; Sie müssen so müde seyn! Madame Carbonnet wird die Anordnungen zu Ihrer Beherbergung treffen; ich eröffne Ihnen zum voraus, daß ich Sie nicht für weniger als einen Monat in Empfang nehme. Dieß ist eine strenge Bedingung. O, wenn Sie wüßten, wie glücklich ich bin, Sie wieder zu sehen!"

Bei diesen Worten drückte sie ihm die Hand, und entfernte sich mit leichtem Schritte, um zu ihrem Manne zu gehen, und ihn von der Ankunft des Doctors in Kenntniß zu setzen.

Herr von Ramsay, einen Augenblick im Salon allein verweilend, warf einen düstern, schmerzlich verwirrten Blick um sich, und stützte seine Stirne auf seine gefalteten Hände mit einem tiefen Seufzer; aber, fast alsogleich seine Eindrücke bewältigend, schloß er die Augen

halb, und schien sich in ruhigeren Gedanken zu sammeln. Einen Moment danach trat Carbonnet ein, mit der wichtigen und ein wenig vertraulichen Miene einer Dienerin aus gutem Hause, welche jene geboren werden sah, die sie bediente.

„Ah! Herr Doctor,“ sagte sie, die Augen zum Himmel erhebend, „es war Zeit, daß Sie kamen! Madame macht sich keine Idee von dem, was sich ereignen könnte, sie beruhiget sich wegen der Gesundheit des Herrn, aber ohne Voraussicht; ich dagegen zittere. Wenn man seit dreißig Jahren Beschließerin in einem Hause gewesen ist, kennet man die Angelegenheiten der Gebieter. Deßwegen, Herr Doctor, nahm ich mir die Freiheit, an Sie zu schreiben.“

„Wo will sie denn hinaus?“ dachte der Arzt; aber bevor er Zeit fand, sie um Erklärung dieser unbestimmten Andeutungen zu fragen, öffnete Frau von Clavières halb die Thüre, und sagte mit leiser Stimme:

„Er ruht, Doctor; ich wag' es nicht, ihn zu wecken. Kommen Sie immerhin, ihn zu sehen.“

Der Kranke saß noch, oder besser gesagt, lag in seinem Armstuhle ausgestreckt. Seine Füße ruhten auf einem breiten Kissen, und sein Kopf war gleichsam vergraben in einem Pfuhle, den man eilig unter ihn geschoben hatte, um ihn zu unterstützen. Die Flamme des Kamins warf zeitweise lebhafte Streiflichter über seine Züge, und es ist unmöglich, die Wirkung dieser plötzlichen Erhellungen dieses erdfahlen Gesichtes mit

Worten zu schildern; es war wie ein unheimlicher Blitz, der plötzlich jene düsteren Statuen beleuchtet, welche die Bildhauer des fünfzehnten Jahrhunderts auf die Gräber legten; der Marmor hat keine bleicheren und kälteren Farben, als dieses Gesicht, dessen vorragende Theile in gelblichem Wiederscheine leuchteten. Der dicke Teppich, welcher den Fußboden bedeckte, dämpfte die Tritte, und kein Geräusch verrieth die Anwesenheit der Eintretenden. Herr von Ramsay blickte um sich, und ging vorsichtig voran, während die junge Frau ihm einen Stuhl zur Seite des Kranken wies, und sich selbst neben ihren Mann setzte. Carbonnet, hinter ihrer Gebieterin stehend, beobachtete was vorging mit unruhiger Aufmerksamkeit. Der Arzt warf einen Blick auf seinen Freund, legte den Zeigefinger sachte auf den Arm, der sich träge leibwärts hindehnte, neigte den Kopf, und schien nachzudenken; aber seine Physiognomie blieb ruhig, unerforschlich, und die beiden Frauen suchten vergebens seine Besorgnisse oder seine Sicherheit aus dem ruhigen Ernste seiner Haltung zu errathen.

Ein Moment des Schweigens trat ein, während dessen man nichts hörte, als das kurze und hastige Athmen des Kranken; dann erhob sich der Arzt, und winkte der jungen Frau, ihm zu folgen. Sie verließ ihren Sitz, und lud durch einen Blick Madame Carbonnet ein, ihren Platz einzunehmen, empfahl mit einer Geberde dem Kammerdiener, welcher das Feuer schürte, still zu seyn, und ging in den Salon.

„Wohlan! Doctor," sagte sie rasch; „Sie sehen nichts Widriges voraus, nicht wahr?"

Und als der Arzt zu antworten zögerte, fügte sie mit plötzlichem Schrecken und immer steigender Angst hinzu: „Doch nein, Sie sind nicht beruhiget, ich seh' es. Die Gefahr ist vielleicht noch größer, als Sie sich dieselbe vorgestellt haben. Sagen Sie, mein Herr, sagen Sie um Gotteswillen, was ist zu fürchten? Was darf ich noch hoffen?"

„Nichts, meine liebe Felicie," antwortete er mit Thränen in den Augen; „mein armer Freund hat vielleicht nur noch einige Stunden zu leben."

Die junge Frau stieß einen erstickten Schrei aus, und sank schluchzend in einen Stuhl; die Worte des Arztes hatten ihr einen so unerwarteten Schlag versetzt, daß sie nicht mehr Bestürzung, Verzweiflung und Schrecken empfunden hätte, wenn ihr Mann, von einer Kugel getroffen, zu ihren Füssen gestürzt wäre. Fast in demselben Augenblicke trat Carbonnet aus dem Zimmer, und rief aus, ihre Gebieterin in Thränen erblickend: „Mit dem Herrn steht's also sehr schlecht?"

„Sein Todeskampf beginnt; man muß seine Frau zu entfernen trachten," sagte er mit leiser Stimme; „ich werde während dieser traurigen Nacht mit Ihnen wachen . . . die letzte . . . ohne Zweifel."

„Welches Unglück!" erwiederte die Beschließerin mit allen Zeichen eines heuchlerischen Schmerzes, und mit dem Taschentuche über ihre Augen fahrend, die jedoch

trocken blieben; „mein armer Herr, da ist er nun in der Todesstunde! Ah! wenn man es gewußt hätte! Aber es ist noch nicht zu spät, Herr Doctor, wir wollen handeln, nicht wahr? Die Zeit drängt; man muß einen Notar holen lassen."

„Einen Notar! warum?" unterbrach sie Frau von Clavières, bei diesem Worte ihr thränenbenetztes Gesicht wieder erhebend.

„Warum! damit der Herr ein Testament mache, bevor er stirbt," erwiederte die Beschließerin mit belebter Miene; „der arme Mann hat nie daran gedacht, so ferne vom Tode glaubte er sich; und wenn er nun seinen Geist aufgiebt, ohne seine Verfügungen getroffen zu haben, erbt seine Schwester, erbt Alles!"

„Es ist wahr, meine arme Felicie," sagte der Arzt, über diese Worte betroffen; „Sie haben sich ohne Heirathsgut, ohne Witthum verheirathet."

„Und nach dem Tode ihres Mannes bliebe Madame kein Sou Vermögen, ich weiß es gut," fuhr die Beschließerin mit Energie fort: „er war ihr Onkel, ihr Vormund; er liebte sie zärtlich, nnd nachdem er ihr eine treffliche Erziehung hatte geben lassen, heirathete er sie, ohne vorauszusehen, daß er sie als eine so junge Wittwe zurücklassen würde, und ohne daran zu denken, ihr sein Vermögen zu sichern. Dennoch kenne ich seine Absichten gut! Manchmal sagte er zu mir: Meine gute Carbonnet," — hier drückte die Beschließerin ihr Taschentuch auf ihren Mund, als ob

Schluchzen ihn gekrampft hätte; dann fuhr sie fort, mit vollkommener Klarheit der Gründe und des Gedächtnisses — „sagte er zu mir: „„Meine gute Carbonnet, ich bin zwanzig Jahre älter, als meine Frau; es ist natürlich, daß sie mich überlebt; ich werde ihr den größten Theil meines Vermögens vermachen.““

„Ja, sehen Sie, dieß hat er mir öfter als einmal wiederholt. Und jetzt wird er nicht unschlüssig seyn, was er thun soll. Sobald er einsehen wird, daß er auf dem Todbette liegt, wird er den Notar verlangen. Ich will ihn zum voraus holen lassen.“

„Das ist überflüßig,“ unterbrach sie die junge Frau mit festem Tone; „er wird hier nichts zu thun haben.“

„Was! Madame,“ rief Carbonnet aus, unfähig, die Uneigennützigkeit und die Entsagung zu begreifen, welche jene Worte eingegeben hatten.

„Ueberlegen Sie, es handelt sich um Ihre ganze Zukunft!“ murmelte der Arzt mit Gemüthsbewegung.

Diese schreckliche Lage hatte der Frau von Clavières plötzlich Verhältnisse geoffenbaret, bei denen ihr Geist sonst niemals verweilte; die junge Frau, bisher sorgenlos und unbekümmert, fand in ihrem Herzen ernste Gedanken, einen hochherzigen und unerschütterlichen Entschluß. „Ei was!“ sagte sie mit Heftigkeit, „um von seinem Vermögen zu erben, würde ich meinem Manne den Tod zeigen, der sich seinem Bette naht! Ich würde mit unbarmherziger Festigkeit zu ihm sagen: Deine letzte Stunde ist gekommen! Denke daran, von Allem

scheidend, mich reich zurückzulassen! Ich würde ihm zum voraus seinen letzten Augenblick bezeichnen, und ohne Mitleiden ihn sich abzuquälen sehen in dem Bangen des Todeskampfes, in den Schauern dieser schrecklichen Schwelle, die er bald überschreiten wird, ohne es zu gewahren! O, wenn ich, eigennützigen Antrieben nachgebend, eine so niederträchtige Handlung beginge, würden Gewissensbisse den Rest meines Lebens vergiften; ich könnte eines Vermögens nicht froh werden, erhalten um den Preis der Todesängste, der Schrecken, des herzzerreißenden Leidwesens, der Qualen dieses Unglücklichen! Der Himmel hat mir keine Zeit vergönnet, sein Leben glücklich zu machen; aber ich will ihm wenigstens einen ruhigen Tod sichern!"

„Sie haben ein großmüthiges Herz, eine edle Seele! Ich wußte es schon, Felicie!" sagte der Arzt gerührt.

„Sie ist unsinnig!" dachte die Beschließerin.

„Mein liebes Kind!" fuhr der Arzt fort; „vielleicht könnte man mit Schonung dieses furchtbare Wort von testamentarischen Verfügungen wagen. In diesen schrecklichen Krankheiten bewahren die Sterbenden bis zum letzten Augenblicke die Klarheit des Geistes. Wenn Ihr Gatte aus dieser Betäubung zu sich kommt, wird er mich vernehmen, mit mir sprechen; dann kann ich ihm sagen . . ."

„O! kein Wort, keine Anspielung, ich bitte Sie darum inständig!" unterbrach ihn Frau von Clavières; „er würde Sie nur zu gut verstehen, ich kenne ihn.

Der Gedanke an den Tod ist für ihn entsetzlich; er hat sich nie damit vertraut gemacht. Er war so glücklich! Das Leben schien ihm so leicht und so süß! Welche Hoffnungen, welche Pläne sterben mit ihm! Ach, mein Gott! möge er bis zu seinem Ende nicht erfahren, daß er uns verlassen wird."

„Aber, Madame, wissen Sie, um welchen Preis Sie die Ruhe seiner letzten Augenblicke erkaufen?" rief Carbonnet außer sich; „sie kostet Ihnen mehr als eine Million!"

„Wenn es seyn müßte, würde ich sie mit dem Leben erkaufen," erwiederte die junge Frau.

„Aber es ist Ihre ganze Existenz, die Sie ihm so opfern," fuhr die Beschließerin fort; „morgen werden Sie erwachen, von Allem entblößt, ärmer als ich. Fräulein von Clavières erbt, dieses Ungeheuer, wie man sie nennt! Ah! Madame, ich werde es nicht dulden, daß sie sich so zu Grunde richten!" Sie machte einen Schritt gegen das Zimmer. Doch die junge Frau, sich vor die Thüre stellend, sagte zu ihr mit ernstgemischter Sanftmuth: — „Nein, Sie werden hier mit den Leuten wachen, Madame Carbonnet... Daß Niemand eintrete ohne meinen oder des Doctors Auftrag!"

Bei diesen Worten öffnete sie die Thüre; aber im Augenblicke des Eintretens in das verhängnißvolle Zimmer, blieb sie mit einem Schreckensschauder stehen: da, wo sie einen Kranken zu finden glaubte, fand sie einen mit dem Tode Ringenden. Der Arzt unterstützte sie,

und führte sie hinein; dann verschloß er die Thüre hinter sich.

„Diese Frau hat, so zu sagen, Ihren Gatten geboren werden sehen," sagte er zu ihr, indem er mit Besorgniß Carbonnet im Salon schluchzen und ganz laut sprechen hörte; „sie hat vielleicht ein Interesse daran, daß er ein Testament mache; vielleicht wird sie es, ungeachtet Ihrer Befehle, wagen, heute Nacht einzutreten."

„Ich werde sie daran verhindern!" erwiederte Frau von Clavières, den Riegel vorschiebend; „sie wird sich diesem Sterbebette nicht nähern." Die Zärtlichkeit, die Dankbarkeit, ein Gefühl von erhabener Großmuth, verliehen in diesem Augenblicke der jungen Frau den Muth, die Kraft, die Wachsamkeit, welche die Habsucht so oft Denjenigen einflößt, die das Bett eines Sterbenden umgeben. „Doctor," sagte sie, ihr Schluchzen unterdrückend, „die Vorsehung hat Sie mir zu Hülfe gesendet! Ach, Gott hat mich während dieser schrecklichen Momente nicht gänzlich verlassen; nun muß ich die Kraft haben, nicht mehr zu weinen, und ein ruhiges Gesicht zu erkünsteln." Sie trocknete ihre Thränen, näherte sich dem Kranken, der mit immer geschlossenen Augen, unter dumpfen Klagen sich unruhig hin und her bewegte, und murmelte, an seine Seite knieend, mit einem unaussprechlichen Ausdrucke von Schmerz und Festigkeit: „Ich wache hier; ich werde diesen Platz nur verlassen, wenn" — das Wort erstarb auf ihren Lip-

pen, und sie fügte hinzu, ihre Thränen unterdrückend: — „wenn er für immer ruhig seyn wird."

Carbonnet wagte jedoch, ungeachtet der Einschärfung ihrer Gebieterin, an die Thüre zu klopfen, und zu versuchen, sie zu öffnen. Da sie bemerkte, daß inwendig der Riegel vorgeschoben sey, und wohl wußte, daß das Zimmer keinen andern Ausgang habe, brach sie in Wehklagen aus, rief lärmend den Dienern, eröffnete ihnen die Befehle der Frau von Clavières, und sagte, sich der Thüre gegenüber setzend: „Ich weiche bis morgen nicht von hier!" Die Nacht war schön und heiter, und die Nachtigall sang in den Blüthenhecken. Ein tiefes Schweigen herrschte in der Villa Val-de-Meudon, und die Diener, im Salon versammelt, lauschten aufmerksam dem mindesten Geräusche, das im Innern des Zimmers entstand, und erwarteten mit bestürzunggemischter Bangigkeit das traurige Ereigniß. Carbonnet, mürrisch, erzürnt, die Augen auf die Thüre heftend, vergoß von Zeit zu Zeit einige Thränen der Wuth, und sagte zum Kammerdiener, ihrem Vertrauten und Freunde: „Man bringt uns um eine Rente von tausend Franken, wenigstens. Ein so guter Herr! ihn so sterben zu lassen. O! Madame wird bereuen, was sie thut! Sie wird es bald bereuen, ich schwör' es Ihnen! Sie hat mir die Thüre des Zimmers des Herrn gewiesen, mir, Dorothea Carbonnet, die ich fast zur Familie gehöre! Das ist ein Beispiel von der Undankbarkeit der Herrschaften ah! die Sachen wären anders gegangen, wenn ich hätte

voraussehen können, daß der Tod so bald im Hause einkehren würde. Aber, dumm und blind, wie ich war, bedurfte ich des Arztes um zu kennen, daß der Herr an der Brust leide, wie sein Vater, sein älterer Bruder, seine ganze Familie! Sie haben Alle geendet wie er, ohne es zu vermuthen, und ohne nur daran zu denken, mir ein Zeichen des Andenkens zu hinterlassen. Nach dreißigjährigen Diensten in diesem Hause, werde ich aus demselben scheiden, wer sollte es glauben, werde ich aus demselben scheiden mit nichts als mit meinen Ersparnissen! Das ist unerhört das ist abscheulich."

Während dieses traurigen Wachens lehnte Carbonnet zwanzigmal ihr Ohr an die Thüre des Kranken; aber sie hörte nichts; die Stille im Zimmer war so tief, daß man es für leer und verlassen gehalten hätte. Hinter dieser verschlossenen Thüre ereignete sich jedoch eine rührende und schreckliche Scene: der Kranke lag immer zurückgelehnt in seinem Armstuhle; seine Frau und sein Freund waren neben ihm, und pausenweise sprach er mit ihnen mit kurzer, schwacher, aber noch verständlicher Stimme. Auf seine Frage, warum Madame Carbonnet, seine gewöhnliche Wärterin, nicht da sey, antwortete ihm Frau von Clavières einfach: — „Sie war sehr ermüdet, und da Du Dich besser befindest, mein Lieber, hab' ich sie zu Bette geschickt; der Doctor ersetzt sie."

„Mein lieber Adrian, welchen guten Gedanken haben Sie gehabt, uns zu besuchen!" sagte der Kranke mit erloschener Stimme, und mit häufigen Pausen.

„Sie werden mich heilen und wir werden miteinander in die Schweiz reisen. In die Schweiz will ich gehen, die reine Gebirgsluft ist mir nöthig, den nächsten Winter werden wir nach Paris kommen, wir werden viele Leute empfangen. Gefällt Dir dieser Plan, meine liebe Felicie?"

„Vollkommen," antwortete sie mit lächelnden Lippen und blutendem Herzen.

Nach einem Augenblicke fuhr der Sterbende mit einer noch schwächeren Stimme fort: — „Die Luft fehlt hier, Felicie, laß dieses Fenster aufmachen, ich will den Himmel sehen."

Der Arzt öffnete die Sommerläden; ein Luftstoß drang in das Zimmer, ganz durchweht vom Wohlgeruche der Rosen und Reseden.

„Ah! welch' ein süßer Geruch! Ich bin wohl," murmelte Herr von Clavières, den Kopf auf den Arm seiner Frau neigend, und schwach seufzend wie ein entschlummerndes Kind. Dann schlossen sich seine Augen und er blieb regungslos, die Wange auf die Hände der jungen Frau gestützt. Herr von Ramsay befühlte den Arm, der den Leib entlang herabgleitete, und legte die Hand auf das Herz; die Pulsader hatte zu schlagen aufgehört, und der letzte Hauch war der starren Brust entflohen. Dann legte der Arzt den Kopf des Herrn von Clavières wieder auf den Pfühl, und sagte, Feliciens Hand ergreifend, mit thränengebrochener Stimme zu ihr: — „Kommen Sie!"

Sie sah ein, daß Alles vorüber sey, und brach, auf die Knie stürzend, in Schluchzen aus; dann, nach Beschwichtigung dieses ersten Schmerzanfalles, gab sie dem Zureden des Arztes nach, der sie dringend bat, sich zu entfernen, und sagte einen letzten Blick auf dieses Antlitz werfend, dessen Züge, weit entfernt, durch die Krämpfe des Todeskampfes entstellt zu seyn, das Gepräge der ruhigsten Heiterkeit trugen, durch den Gedanken an dieses stille Ende getröstet: — „Wenigstens hat er die Schrecken dieser furchtbaren Stunde nicht gefühlt, er ist nicht gestorben, er ist eingeschlafen!"

Die junge Wittwe.

2.

In den schmerzlichsten Prüfungen des Lebens, inmitten des Leidwesens, veranlaßt durch den Verlust derjenigen, die uns theuer sind, giebt es oft harte Nothwendigkeiten, welche unsere Betrübniß hemmen, und unsere Thränen bannen. Fast alsogleich nach dem Tode ihres Gatten, befand sich Frau von Clavières in dieser peinlichen Lage. Sie hatte Val-de-Meudon nicht verlassen, und der Freund, der ihr in diesen schrecklichen Momenten beigestanden, war bei ihr geblieben, in diesem öden und trostlosen Hause. Die traurige Wittwe hatte, so zu sagen, den Tag nicht wiedergesehen; im abgelegensten Gemache der Villa eingeschlossen, weinte Frau von Clavières, nicht mit der tödtlichen Verzweif-

lung einer Frau, welche den Gegenstand ihrer Liebe verloren hat, sondern mit dem tiefen Schmerze einer zärtlichen und dankbaren Seele, welche einen Wohlthäter, einen Freund betrauert.

Der Arzt war mit den traurigen Förmlichkeiten beschäftiget, welche einem Todesfalle folgen; er hatte den bei dem Notare hinterlegten Akt gesehen, und sich überzeugen können, daß der Heirathsvertrag der Frau von Clavières ihr kein Witthum zusicherte. Obschon sie übrigens eine nahe Verwandte von Herrn von Clavières war, stand ihr doch kein Anspruch auf den Nachlaß zu, weil dieser eine einzige Schwester hinterließ, welche von Rechtswegen dieses ganze große Vermögen erbte. Felicie hatte zudem keine andern Verwandten mehr, keine andere Familie, als diese Schwägerin, und eine alte Frau, ihre Großmutter von väterlicher Seite, die in der Provinz lebte, und welche sie kaum kannte. Das Unglück hatte einigermaßen diese junge Frau vor ihrer Geburt getroffen, und manche Scenen der Trostlosigkeit und Trauer umgaben ihre Wiege; doch waren sie Geheimnisse, von denen Herr von Clavières nie mit ihr gesprochen; sie wußte nur, daß ihre Mutter, ein Fräulein von Clavières, einen Mann ohne Vermögen, ohne Namen geheirathet, und da alle zwei jung gestorben, war sie in einem Alter von drei Jahren Waise geworden. Derjenige, den sie so eben verloren, hatte sie, obgleich selbst noch sehr jung, großmüthig adoptirt; sie verdankte ihm Alles, und war gewohnt, ihn als den ein-

zigen Gegenstand der Zuneigung, als die einzige Stütze zu betrachten, die sie auf der Welt besaß. Einige Tage nach dem traurigen Ereignisse, nahm Herr von Ramsay die junge Frau mit auf die Terasse. Bei dem Anblicke der durch die Strahlen der untergehenden Sonne, von Purpurwolken, die am hochblauen Himmel segelten, erleuchteten Landschaft, brach sie in Thränen aus, murmelnd: — „Ach! er sieht dieß Alles nicht mehr!“

Bisher hatte der Arzt nicht versucht, sie zu trösten; aber der Augenblick war gekommen, wo er sie von ihrem Schmerze durch die traurigen Beschäftigungen mit ihrer Zukunft abbringen, und ihr die Prüfungen zeigen mußte, die ihrer in diesem Leben harrten, dessen Anfangs so leichten, so lachendem Pfade, unter ihren Tritten plötzlich düster, rauh und trostlos wurden.

„Meine liebe Felicie,“ sagte Herr von Ramsay, „ich habe mir erlaubt, als der ehemalige Freund unsers armen Paul, der ich Sie schon seit Ihrer Kindheit kenne in einer Sie persönlich betreffenden wichtigen Angelegenheit, die Initiative zu ergreifen. Um zu wissen, ob ich recht gethan habe, müssen wir von Ihren Vermögensverhältnissen, von Ihrer Zukunft sprechen. Sie wissen es, mein Kind, daß Ihre Schwägerin, Fräulein Seraphine von Clavières, Alles erbt.“

„Ja, ich weiß es,“ antwortete sie mit Ruhe; „ich bleibe arm; das sehr kleine Einkommen, das ich mir durch den Verkauf meiner Diamanten, meiner Kleinodien, und alles dessen, was mein persönliches Eigen-

thum ist, werde erschaffen können, wird zu meinem Lebensunterhalte nicht hinreichen. Wohlan! ich werde arbeiten, ich werde Unterricht im Zeichnen, in Musik geben."

„Ich erwartete von Ihnen nichts Geringeres von Resignation und Muth," erwiederte der Arzt, gerührt von dieser freiwilligen Entschlossenheit; „aber ach! es ist nicht leicht, jene edle Unabhängigkeit zu erreichen, welche die Arbeit bietet."

„Aber es ist nicht unmöglich," versetzte sie mit einer muthgemischten Resignation; „durch Beharrlichkeit werde ich alle Schwierigkeiten überwinden."

„Jene nicht, die aus Ihrer falschen Stellung entspringen werden; diese harte Prüfung hatte Ihre arme Mutter versucht, und ist vor Gram gestorben."

„Meine Mutter!" rief Felicie mit schmerzlichem Erstaunen aus, „meine Mutter ist auch unglücklich gewesen! und ich wußte es nicht!"

„Derjenige, welcher mit so viel Sorgfalt über Ihr Glück wachte, wollte Ihr Denken durch diese Erinnerungen nicht betrüben," versetzte Herr von Ramsay; „er hatte gehofft, daß Sie immer glücklich seyn würden, und wollte Alles von Ihnen entfernen, was die Heiterkeit Ihres Lebens trüben konnte. Aber heute, mein Kind, müssen Sie erfahren, welche Prüfungen einer jungen Frau bevorstehen, die im Ueberflusse erzogen, und plötzlich dahin gebracht ist, von ihrer Arbeit zu leben.

„Ihre Mutter, Wittwe eines Mannes, der in wenigen Jahren sein ganzes Vermögen verschwendet hatte, faßte den muthigen Entschluß, an den Sie so eben für Sie selbst gedacht haben. Sie war mit ihrer Familie entzweiet, die ihre Heirath mit Herrn Dalange mißbilliget hatte, und ihr Stolz sträubte sich wider eine Annäherung, die man eigennützigen Beweggründen hätte beimessen können. Sie wollte lieber muthig ihr Elend ertragen, als Hülfe annehmen."

„Wie schön!" murmelte Felicie, mit melancholischem Stolze die Augen zum Himmel erhebend.

„Ja, dieß war schön," fuhr der Arzt fort; „denn diese Hülfe kam von einer Person, deren Hand sich aufthat, aber deren Herz verschlossen blieb, von jener, die, wenn sie gelebt hätte, Ihre Schwiegermutter geworden wäre."

„Frau von Clavières! Aber ihr Sohn! ihr Sohn war also nicht da?"

„Er reisete; wir waren miteinander in Italien, und erst bei seiner Rückkehr nach Paris erfuhr er, daß eine Frau aus der Familie von Clavières, eine nahe Verwandte, fast zur Dürftigkeit heruntergekommen sey, und in einer kleinen Wohnung in der Nähe seines Hôtels lebe. Eines Abends gingen wir miteinander aus, und unter dem Vorwande, eine Person zu suchen, welche Clavierunterricht ertheile, stellten wir uns Madame Dalange vor."

„Sie haben meine Mutter gekannt!" unterbrach ihn Felicie gerührt.

„Ja," antwortete der Arzt mit tiefer Traurigkeit; „sie glich Ihnen, sie glich Ihnen eben so sehr, wie der Schatten der Gestalt gleichen kann, die verlöschende Dämmerung dem beginnenden Tage, die Blume, welche der Wind geknickt und welk gemacht hat, der frischen und auf dem nämlichen Stengel glänzend entfalteten Knospe. Die arme Frau! Wie mußte sie leiden! Welche Absonderung! Welche Dürftigkeit! Sie wohnte in einem ziemlich schönen Hause der Straße de Provence, im vierten Stockwerke; aber der bloße Anblick der Wohnung verrieth, welche Entbehrungen sie sich aufbürden mußte, um die Miethe eines so entsprechenden Aufenthaltes zu bezahlen. „Als wir zu ihr kamen, war es Nacht; es war im Winter, und fror sehr stark. Madame Dalange erwartete keinen Schüler, keinen Besuch; sie saß allein an ihrem Clavier, und arbeitete ohne Feuer, fast ohne Licht. Die Einrichtung war anständig, der Fußboden reinlich und gebohnt; aber alle die Einzelnheiten dieses so geordneten Innern, offenbarten einen Zwang, welcher das Herz mehr betrübte, als der Anblick eines nackten und eingestandenen Elendes. „Ihre arme Mutter beeilte sich, die beiden Wachskerzen anzuzünden, welche die Ecken des Kamines zierten, und die erloschenen Feuerbrände auf dem Herde zu schüren; dann erkundigte sie sich nach dem Grunde unsers Besuches. Sie war eine Frau, welcher das Unglück ihre ganze Würde gelassen hatte; sie war imposant unter dem Kleide von schwarzer Wolle, an einigen Stellen durch

langes Tragen dünn wie Musselin geworden. Paul wagte es nicht, zu sagen, daß er der Sohn von jener Verwandten sey, deren Hülfe sie so stolz abgelehnt; er beschränkte sich darauf, sie zu ersuchen, uns Clavierstunden zu geben, die wir bei ihr nehmen wollten, und indem er ihr sagte, wer wir wären, gab er nur meinen Namen an. Während er mit ihr sprach, hatte ich einem Sofa mich genähert, auf welchem ruhig, und warm in eine wollene Decke eingehüllt, das anmuthigste kleine Wesen ruhte, von dem ich jemals die rosigen Wangen, die Lockenhaare bewundert hatte. Dieß waren Sie, Felicie, dieß waren Sie, fast in der Wiege."

Bei dieser Erinnerung brach die Stimme des Herrn von Ramsay; er konnte die Gemüthsaufregung, die sich seiner bemächtigte, nicht vollständig beherrschen, und schwieg einen Augenblick, das Gesicht abwendend; dann fuhr er in einem ruhigeren Tone fort: — „von jenem ersten Besuche an, kamen wir täglich zu Madame Dalange. Ich studirte damals Medicin, und wußte genug, um an ihr die traurigen Zeichen einer Krankheit zu erkennen, die unsere Kunst nicht heilt: ich sah sogleich, daß die Gesundheit Ihrer Mutter für immer zerstört sey, und sie bald unterliegen würde. — Es blieb nichts übrig, als die letzten Augenblicke dieses von Leiden, welche menschliche Kräfte überstiegen, so bald aufgezehrten Lebens zu versüßen. „Sie haben Pauls Edelmuth, sein auserlesenes Zartgefühl, und jene Herzensgüte würdigen können, welche seine Theilnahme an

fremdem Unglücke so schnell erregte; man muß ihn gekannt haben, wie ich, um zu begreifen, was er für Madame Dalange war. Er mußte ihr beistehen, sie unterstützen, ohne ihren Stolz zu verletzen, ohne daß sie argwohnte, vom wem die Wohlthat komme: es gelang Paul. Es war kaum ein Monat, daß sie uns Stunden gab, als ihre Gesundheit ganz schlecht wurde; aber mit jener Energie, mit jenem eisernen Willen, welchen die Nothwendigkeit hervorruft, wollte sie fortfahren, zu arbeiten, zu ihren Zöglingen zu gehen. Paul verhinderte sie, indem er sie zu Hause beschäftigte; er fand tausend sinnreiche Mittel, ihr, ohne daß sie es gewahrte, alle Hülfe zu verschaffen, deren sie bedurfte. Vielleicht, wenn der Himmel ihn einige Monate früher zu ihr geführt hätte, wäre sie nicht gestorben; aber die arme junge Frau hatte alle Kräfte ihres Lebens im verzweifelten Kampfe erschöpft, den sie seit drei Jahren mit den Anstrengungen, dem Eckel, und dem geheimen Elende ihrer Lage führte; sie hatte unbeschreibliche materielle Leiden erduldet; aber vorzüglich war unaussprechlich, was sie in ihrem Zartgefühle, in ihrem Stolze gelitten. Paul erleichterte wenigstens ihre letzten Leiden. Erst auf dem Todbette erkannte sie endlich denjenigen, der sich so edelmüthig um sie angenommen. Ich war anwesend, und nie wird die traurige und rührende Erinnerung dieser Scene meinem Gedächtnisse entschwinden. Ihre Mutter nahm Sie, nach Unterzeichnung des Aktes, der ihren letzten Willen enthielt, in ihre Arme, und

drückte Sie an ihr Herz; dann Sie Paul übergebend, sagte sie zu ihm: „„Hier ist meine verwaisete Tochter, ich vermache sie Ihnen; ich scheide ruhig."" Am darauf folgenden Tage starb sie."

„Ah! ich wußte nicht Alles, was ich demjenigen schuldete, den der Tod, der grausame Tod, mir so geraubt hat!" sagte Felicie, ihre thränenvollen Augen zum Himmel erhebend.

„Sie haben Ihre Schuld großmüthig bezahlt, mein Kind," erwiederte Herr von Ramsay; „Sie haben in seinen letzten Augenblicken noch mehr für ihn gethan, als er für Ihre arme Mutter. Ach! er hat es nicht eingesehen, daß er Sie den schrecklichen Prüfungen ausgesetzt ließ, welche sie bestanden hat! Wie würde er seine Sorglosigkeit bereuet haben, hätte er eine Minute gehabt, zur Besinnung zu kommen, bevor er von diesem Leben schied! Dann vielleicht hätte er Zeit gefunden, ein letztes Wort an Sie zu richten, und ich weiß, was sein letzter Wille gewesen wäre."

„Welcher er auch sey, er ist für mich ein Befehl," sagte Frau von Clavières gerührt.

„Er würde Ihnen gesagt haben, bei Ihrer Familie Zuflucht zu suchen."

„Ja, dort ist in der That mein Platz," entgegnete die junge Frau mit nachdenkendem Tone; „meine Familie, ach! das ist meine alte Großmutter, eine arme gebrechliche Frau, die auf einem kleinen Landgute lebt, zweihundert Meilen von hier. Ich habe ihr von dem

Unglücke geschrieben, das mich getroffen hat. Sie hatte mich so glücklich gesehen, vor einem Jahre, als ich einige Tage bei ihr verlebte. Ich war seit sechs Monaten verheirathet, und Sie hatten uns eben verlassen. Wer hätte mir damals vorausgesagt, daß, wenn wir uns wieder sehen würden, Eines das Andere, das Schicksal mich so grausam geprüft hätte!"

Bei diesen Worten seufzte Herr von Ramsay, und murmelte mit tief betrübter Stimme: „Dann reisete ich ab, indem ich Ihnen die Heiterkeit, die ruhigen und fortwährenden Freuden wünschte, welche andern Lebenden versagt sind; der Himmel hat meine Wünsche nicht erhört!"

„Ich werde wieder zu meiner guten Großmutter gehen," versetzte Felicie; ich werde bei ihr leben, so lange Gott sie mir erhalten wird."

„Meine liebe Felicie," sagte Herr von Ramsay, „ich würde diesen Entschluß billigen, gäb' es auf der Welt keine andere Person, bei der Ihr Platz natürlicher erscheint, eine Person, die Ihre Verwandte durch Blut und Verbindung ist."

„Meine Schwägerin!" rief Felicie mit einem sonderbaren Ausdrucke von Widerwillen und fast Schrecken aus; dann alsogleich dieser unüberlegten Bewegung Meisterin geworden, fügte sie bei: „Ich hatte über sie in unsern Beziehungen mich nie zu beklagen, die übrigens wenig Statt fanden; ihr Bruder liebte sie nicht, und ich weiß nicht, in Folge welcher Krankenidee er erklärt hatte, sie nicht mehr sehen zu wollen."

„Und Sie glauben, daß dieser Entschluß bloß von einer Laune eingegeben sey?" fragte der Arzt mit nachdenkender Miene.

„Ich sah keinen Beweggrund darin," antwortete Frau von Clavières; „ich gerieth auf die Meinung, auf die Vermuthung," — sie schwieg einen Augenblick, in der Verlegenheit, ihren Mann eines kindischen Benehmens zu beschuldigen, — dann fuhr sie zögernd fort: „Vielleicht hatte er sich an das Gesicht seiner Schwester nicht gewöhnen können."

„Sie ist schrecklich, in der That!" sagte der Arzt.

„Ich habe dieß gedacht, weil ich selbst, bei ihrem Anblicke, einer innern Bewegung, einer Art von Entsetzen, mich nicht erwehren konnte. Aber dieser Eindruck verlor sich in dem Maße, als unsere Zusammenkunft sich verlängerte. Ich gewöhnte mich nach und nach an ihr Gesicht, und, sonderbar! ich habe jetzt mehr Furcht, indem ich sie mir vorstelle, als da sie vor mir stand."

„Das ist kindisches Zeug," versetzte der Arzt lächelnd; „und da, dem Himmel sey's gedankt, keine ernstlichen Gründe des Sichfernhaltens zwischen Ihnen und Ihrer Schwägerin vorliegen, hab' ich wohl gethan, Ihre Annäherung zu versuchen."

„Ist dieß der Schritt, von dem Sie mir erst sagten?"

„Ja; ich nahm es auf mich, an Fräulein von Clavières zu schreiben; mißbilligen Sie, daß ich es gethan, Felicie?"

„Nein," antwortete sie schwach.

„Ich habe ihr das traurige Ereigniß geschrieben," fuhr der Arzt fort; „Sie wissen, daß sie in den Bädern von Plombières ist; ich hab' es von Madame Carbonnet erfahren. Diese Frau bestand so dringend auf der Nothwendigkeit, das Fräulein von Clavières auf diese traurige Nachricht vorzubereiten, sie ihr mit Schonung mitzutheilen; sie hat mich so inständig gebeten, in Erwägung ihrer vieljährigen Dienste ihr die Erlaubniß zu ertheilen, meinen Brief selbst überbringen zu dürfen, daß ich eingewilliget habe."

„Ich wußte, daß sie abgereiset sey," sagte die junge Frau, „und sehen Sie, wie falsch ich sie beurtheilt habe! Ich dachte, daß sie aus übler Stimmung, aus schmutzigem Leidwesen mich verlassen habe."

„Wer weiß?" murmelte der Arzt — dann fuhr er fort: „Madame Carbonnet ist unmittelbar nach Plombières abgereiset, und nun kann Ihre Schwägerin mit jedem Tage ankommen. Ich glaube, daß sie Ihnen antragen wird, bei ihr zu wohnen; das ist ihre Pflicht; dieß gebietet ihr zudem die herkömmliche Schicklichkeit. Sie ist bereits sehr reich, reicher als ihr Bruder war, und die Erbschaft, welche sie machen wird, kann ihrem Luxus nichts mehr beifügen; das ist ein Ueberfluß, den sie nicht zu verwenden wissen wird. Ich verlange nicht, daß sie Ihnen dieses Vermögen zurückgebe; aber ich glaube, daß sie ihre nächste Verwandte, die Wittwe ihres Bruders, daran solle Theil nehmen lassen. In

dieser Ausgleichung liegt nichts, was Ihren Stolz verletzen könnte, und es dünkt mir, daß Sie Beide dabei gewinnen werden: sie eine liebenswürdige Gesellschafterin, welche die Einsamkeit ihres Innern erheitern wird, Sie eine Führerin, eine Stütze in der Welt, worin Sie bleiben müssen."

„Ich werde Ihren Rath befolgen," antwortete die junge Wittwe mit jener Willfährigkeit und Gefügigkeit, an die sie, ohne es zu gewahren, bei Herrn von Clavières sich gewöhnt hatte. Es kostete ihr wenig, auf ihre eigenen Gedanken zu verzichten; mehr von ihren edlen Antrieben als von ihrer Einsicht geleitet, war sie nach und nach zu zwei äussersten Entschlüssen gelangt. Herr von Ramsay zeigte ihr einen Dritten, an den sie von selbst nicht gedacht hätte, und ungeachtet der Einwendungen, die sich insgeheim in ihrem Innern erhoben, zögerte sie nicht, ihn zu fassen.

Am folgenden Tage nach dieser Unterredung erhielt sie zwei Briefe. Der Eine, mit großen, unregelmäßigen und von zitternder Hand geschriebenen Schriftzügen, enthielt nur diese Zeilen:

„Liebe Tochter! Die Nachricht von Deinem Unglücke hat mir die tiefste Betrübniß verursacht, und seitdem ich Deinen Brief empfing, hab' ich nicht aufgehört, Gott für Dich zu bitten. Mein Haus ist das Deinige, mein Kind; komm, wenn eine fast unbedingte Einsamkeit, und die Gesellschaft einer alten, gebrechlichen, fast blinden

Frau, Dich nicht abschrecken. Deine Anwesenheit würde Deine Großmutter mit Freude überhäufen, welche Dich umarmt und aus der Tiefe ihres Herzens segnet.

V. Dalange."

Der zweite, schwarz gesiegelte Brief, lautete so:

„Meine liebe Schwester! Ich habe viele Thränen vergossen, als ich die traurige Nachricht vernahm, welche Herr von Ramsay mir meldete. Da sieht man wieder, was wir hienieden sind! Alles Wohlergehen, alle Glückseligkeit des Lebens, kann uns gegen den Tod nicht schützen; er ergreift die Glücklichen, und vergißt die Elenden. Mein armer Bruder, ach! wer hätte mir gesagt, als ich von ihm Abschied nahm, daß ich ihn zum letztenmale gesehen? Sie stehen jetzt allein in der Welt, wie ich, meine liebe Felicie, und ich begreife die Bitterkeit Ihres Schmerzes, den schrecklichen Gram, der Sie verzehrt. Es dünkt mir, daß wir in gegenseitiger Annäherung einen Trost für unsern gemeinsamen Schmerz werden finden können. Mein Haus steht Ihnen offen, und ich werde mich glücklich schätzen, wenn Sie hinkommen wollen; Sie werden dort eine Freundin, eine Schwester finden, die, obwohl sie getrennt gelebt von Ihnen, von jenem, den wir beweinen, stets Sie Beide geliebt, und in ihrer Einsamkeit Sie oft ersehnt hat. Ich verlasse Plombières, um nach Paris zurückzukehren, und dieser Brief wird nur um zwei Tage mir vorangehen.

„Leben Sie wohl, meine liebe Felicie; ich erwarte

Ihre Antwort nicht, ich will sie holen, und hoffe, daß sie so seyn wird, wie ich sie wünsche.

„Ihre wohlgeneigte Schwester"

„Seraphine von Clavières."

Herr von Ramsay las diesen Brief zweimal; dann ihn der Frau von Clavières zurückgebend, sagte er zu ihr mit nachdenkender Miene: — „Dieser Antrag ist aufrichtig, glaub ich. Ich kenne Ihre Schwägerin sehr wenig, und enthalte mich, sie zu beurtheilen; aber es scheint mir, daß zwischen ihr und Ihnen wenigstens ein Grund von Sympathie seyn wird, eine Uebereinstimmung der Gefühle; auch sie ist nicht glücklich."

„O! ich weiß es," antwortete Frau von Clavières; „sie hat einen geheimen Kummer, der an ihr nagt, und sie fortwährend unterwühlt, nämlich: daß sie nicht ist, wie alle Leute."

Sie hatte diese Worte noch nicht ausgesprochen, als sie Alles fühlte, was sie Peinliches für Herrn von Ramsay hatten. Verwirrt und mit Thränen in den Augen schwieg sie plötzlich, ihr Antlitz abwendend. Der Arzt war erblichen, und sein Blick unwillkürlich auf seine ungestalten Beine gefallen. Nach kurzem Schweigen faßte er die Hand der jungen Frau und sagte mit einem Lächeln voll Sanftmuth und Melancholie zu ihr: „Meine gute Felicie, Ihre Schwägerin wird Sie ohne Zweifel mit sich fortnehmen; auch ich werde nach Paris gehen, und Sie nur verlassen; wenn Sie ruhiger, getrösteter seyn werden."

„O! mein Freund, mein bester Freund," rief sie gerührt aus; „so lange sie über mich wachen, werde ich den Muth haben, alle meine Leiden zu überwinden. In den Augenblicken der Unruhe, der Betrübniß, werd' ich meine Zuflucht zu Ihnen nehmen; wenn ich traurig und unglücklich bin, Ihnen mein Herz öffnen."

„Felicie," erwiederte Herr von Ramsay, sie fest anblickend, „vielleicht werd' ich Sie eines Tages an diese Worte erinnern."

Die Schwägerin.

3.

Vier Uhr schlug es, und der anbrechende Tag erleuchtete mit seinem ruhigen Lichte die noch öden Strassen der großen Stadt, als eine Postchaise durch den gewölbten Thorweg eines Hôtels in der Straße der Vorstadt Saint-Honoré rollte, und hinten im Hofe vor einer breiten, mit Pomeranzenbäumen und Lorbeerrosen gesäumten Treppe hielt. Eine Frau stieg aus dem Wagen mit einer andern Frau, gleichfalls in Trauer wie sie; es war die Schwester von Paul von Clavières, von Carbonnet begleitet. Diese zeigte schon die wichtige und geschäftige Miene einer begünstigten Dienerin. Sie zankte im Vorbeigehen die Diener aus, und begleitete ihre Gebieterin in den Salon, wohin diese sich sogleich begab.

„Jesus! wie das Fräulein ermüdet seyn müssen!" sagte sie, einen Polster unter die Füße der Reisenden

legend; „eine ganze Nacht im Wagen, das ist, um daran zu sterben, das krampft die Füsse, das erhitzt den Teint.“

„Das thut mir nichts,“ antwortete das Fräulein von Clavières trocken; „nur scheint es mir, daß man hier erstickt; lassen Sie überall aufmachen.“

Bei diesen Worten knüpfte sie ihren Hut los, warf ihn auf einen Armstuhl, bevor Carbonnet sich genähert hatte, um ihn in Empfang zu nehmen, und lehnte sich mit den Elbogen auf einen Gueridon, die Augen halb schließend, wie vom Glanze des Tages belästiget; vor ihr stand Carbonnet, ihrer Befehle gewärtig. Es lag wahrhaftig etwas Erschreckendes im Gesichte des Fräuleins, und man wurde bei ihrem Anblicke von jenem Gefühle peinlicher Neugier, traurigen Erstaunens beschlichen, welches Geschöpfe erregen, die vom gewöhnlichen Gesetze abweichen. Seraphine von Clavières zählte nicht viel über vierundzwanzig Jahre; sie war groß, und ihre Taille zeigte kein auffallendes Gebrechen; sie war nur unanmuthig; aber auf diesen Leib von menschlicher Form, hatte die Natur einen Kopf gesetzt, dessen Züge viel ähnliches mit jenen der Thiere verriethen. Er war ein Muster von fast abscheulicher Häßlichkeit. Die Stirne war niedrig; das sehr kleine und tief in den Marken versteckte Auge, hatte eine grünliche Farbe, die an das starre und matte Auge der Nachtvögel erinnerte; die breite und kurze Nase war unausgebildet geblieben, während der untere Theil des Ge-

sichtes eine unförmliche Vergrößerung angenommen hatte. Dieser aufgeworfene Mund, diese dicke Lippe, dieses geschweifte Kinn, gaben ihrer Physiognomie einen scheußlichen Character; weder die geistvollste Feinheit, noch der anbetungswürdigste Ausdruck von Güte, hätten diese Züge verschönern können, die sich so zu sagen weigerten, die Regungen der Seele zu widerstrahlen, und in deren Unbeweglichkeit etwas Unheimliches lag. Das Fräulein von Clavières hatte frühzeitig eingesehen, daß sie in der Natur eine traurige Ausnahme bilde, und sich nicht einen einzigen Augenblick über die schreckliche Häßlichkeit ihres Gesichtes getäuscht. Da sie einen gesunden, durchdringenden Verstand, viel Hochmuth, eine gewisse Trockenheit des Gemüthes und etwas Entschiedenes in ihrem Charakter besaß, beurtheilte sie genau, welche Stellung in der Welt für sie passe, und diese einnehmend, faßte sie einen festen Entschluß. Jedem Anspruche entsagend, beschloß sie, niemals zu heirathen, und benahm sich gleich Anfangs auf eine Art, wodurch sie bewies, daß sie sich nicht als ein junges Mädchen betrachte, sondern als eine Frau von fünfzig Jahren, welche die Vortheile ihres Alters genießen, und von ihrer Unabhängigkeit Gebrauch machen will. Die Erbschaft von einer Tante hatte sie, noch ganz Kind, bereichert; ihre Mutter starb, als sie ihre Volljährigkeit erreichte, und hinterließ ihr auch ein großes Erbe; dieß Alles bildete ein sehr schönes Vermögen, das sie mit jener intelligenten Selbstsucht verwendete, welche der Hauptzug ihres Charakters war.

Sie richtete ihr Haus prächtig ein, umgab sich mit allem Ausgesuchten, mit allen Phantasien des Luxus, ging viel in Gesellschaften, und empfing ihrerseits die glänzende Menge, in deren Mitte sie sich einen Platz ausersehen hatte, um den sie zu beneiden kein junges Mädchen von ihrem Alter in Versuchung kam. Man muß es zum Lobe der jungen Leute ohne Vermögen, der alten ruinirten Gecken sagen, die sie täglich traf, keine Parthie that sich für sie hervor, kein Notar wurde von einem verschuldeten Clienten beauftragt, ihre Neigungen zu erforschen; sie blieb nach Gebühr in die Klasse der Buckligen eingereiht, der halbhundertjährigen Mädchen, und anderer armer, für immer unheirathbarer Geschöpfe. In der Gesellschaft sprach man nichts von ihr, außer etwa, daß die schwangern Frauen nicht wagten, ihr Gesicht anzuschauen, und daß sie entzückende Toiletten habe, welche ihr sehr schlecht kleideten. Wirklich hätte die Kunst der Nähterin ihre lange, dürre und platte Taille verschönern, ihre knochigen Arme verbergen, und ihr eine elegante Haltung verschaffen können; aber sey es Sorglosigkeit, sey's Verschmähung, sie vernachlässigte diese Kunstgriffe; man hätte sagen mögen, daß sie aus dem Nichtsthun zur Verminderung ihrer Häßlichkeit, eine Art Schaustellung machen wolle. Alle, welche sie wenig kannten, mochten glauben, daß sie hiewegen ihren Entschluß gefaßt habe; aber Leute, die öfter in ihre Nähe kamen, erriethen, wie Felicie, daß weder ihr unermeßliches Vermögen noch ihre Unabhängigkeit, noch

alle Vortheile ihrer Lage, hinsichtlich ihres Gesichtes sie getröstet hatten. Die Langweile, die Unruhe des Geistes, die Leere ihres Daseyns, brachten sie dahin, fortwährend ihren Aufenthalt zu wechseln; dieß war's, was sie nach Plombiéres geführt, wo sie die Badesaison zu verleben gedachte. Sie hatte durch die fast augenblickliche Verzichtung auf diesen Plan, kein Opfer gebracht; denn sie war dieses Aufenthaltes schon überdrüssig, von wo sie die widrige Stimmung mitgenommen, welche ihr die Gesellschaft und die Einsamkeit gleichmäßig verhaßt machten.

Der Tod ihres Bruders hatte sie schmerzlich ergriffen; sie beweinte ihn aufrichtig; aber, seltsam! diese Betrübniß war zum Theil eine Erleichterung für sie, eine Ablenkung von andern düstern, verzehrenden Leiden, welche sie ohne Klagen, ohne Thränen zu dulden gewohnt war. In diesem Augenblicke war sie in Gedanken vertieft, die obwohl traurig, noch größere Trübsale ihrer Seele einigermaßen beschwichtigten; sie gedachte, nicht der trockenen Erinnerungen aus ihrem Leben, sondern der jungen Jahre desjenigen, der nicht mehr war, der Zeit, wo sie, noch ganz ein Kind, er schon ein junger, eleganter und schöner Mann, bei ihrer Mutter lebten, in diesem prächtigen Hôtel, das sie nun allein bewohnte. Zu jener Zeit liebte sie wahrhaft nur diesen Bruder, der ihr eine neidgemischte Bewunderung einflößte, und oft dachte sie, ihn betrachtend, mit einem sonderbaren Gefühle von Zärtlichkeit und

Bedauern: „Paul ist glücklich! O! wenn ich ihm gliche!“ Und eben jetzt sann sie darüber nach, was der Tod aus diesen so edlen Zügen, aus diesem eleganten und stolzen Gesichte gemacht habe, das sie so oft beneidet.

Madame Carbonnet, welche sie in Gedanken versunken sah, wagte endlich, zu ihr zu sagen: „Fräulein sagten mir, daß Sie bei der Ankunft mir Befehle zu ertheilen hätten?“

„So ist's,“ antwortete diese mit kurzem Tone und wie gelangweilt von der Nothwendigkeit, ihren Gedanken anders als durch ein einziges Wort zu erklären; „Sie werden sogleich die Wohnung herrichten lassen, worin ehemals mein Bruder sich aufhielt; ich will, daß alle Möbel erneuert werden; das Zimmer soll einfach und elegant seyn; der kleine Salon vor demselben reicher ausgeschmückt, und das Cabinet in einem neuen Geschmacke geordnet werden: Es sind Gemälde darin, Jagdstücke und Sportscenen vorstellend; man wird sie durch die Landschaften und Aquarellbilder ersetzen, die im ersten Felde der Gallerie sind; für den Kamin einen Aufsatz von Grottenwerk; statt des Schreibepultes einen Arbeitstisch; alles dieß muß bis heute Abend geschehen seyn; gehen Sie!“

Und da Carbonnet, anstatt sich zu beeilen, ihr zu gehorchen, sie starr und fast verwirrt anschaute, fügte sie bei: „Haben Sie mich nicht gut verstanden?“

„Nicht ganz,“ stotterte die Beschließerin; „das Fräu-

lein erklären mir nicht. Vielleicht werde ich Ihre Befehle nicht so vollziehen, wie Sie es erwarten. Würde ich den Geschmack der Person kennen, welche die Wohnung beziehen wird, so wäre ich überzeugt, besser zu entsprechen..."

„Ich bestimme sie für meine Schwägerin," erwiederte Fräulein von Clavières.

Carbonnet preßte die Lippen zusammen, ward purpurroth vor Aerger, vor geheimer Wuth, und versetzte mit einem Tone ehrerbietiger Billigung: „Wie gut das Fräulein sind!"

„Meine Schwester wird ohne Zweifel zufrieden seyn, Sie hier wieder zu finden," erwiederte das Fräulein von Clavières; „diese Rücksicht hat mich zu ihren Gunsten gestimmt. Ich hatte sonst keine Gründe, ja sogar Beschwerden über Sie. Nach so vielen Jahren einer guten Bedienstung verließen Sie mein Haus, um in jenes meines Bruders zu ziehen; Sie trennten sich von mir, Madame Carbonnet."

„Sonst nannten mich das Fräulein Dorothea," sagte Carbonnet, indem sie sich stellte, als ob sie eine Thräne trockne.

„Nun denn, meinetwegen Dorothea. Sie sehen, daß ich großmüthig gehandelt habe; Sie haben Ihren ehemaligen Platz im Hôtel Clavières wieder eingenommen; es hängt nur von Ihnen ab, daß Sie ihn lange, daß Sie ihn für immer behalten."

„Bis ich mir meine Rente von zweitausend vier-

hundert Francs gemacht habe!" dachte Carbonnet, mit gerührter Miene, und wie wenn Gemüthsaufregung ihr die Sprache genommen hätte, sich verneigend; dann, die Augen zum Himmel erhebend, rief sie aus: „Ich bitte Gott nur um eine Gnade: im Dienste des Fräuleins zu sterben!"

Zwei Stunden später stieg das Fräulein von Clavières wieder in den Wagen, um sich nach Val-de-Meudon zu begeben.

„Sie hat nicht geschlafen, sie hat fast nichts gegessen; sie muß einen eisernen Leib haben," murmelte Carbonnet, als sie sie fortreisen sah; „sie ist immer die Nämliche, unruhig, zänkisch, unvermögend, an einem Orte auszuhalten. Wer möchte sie bedienen, gütiger Himmel! wenn sie nicht so reich wäre? wer möchte diesen Kopf immer vor Augen haben!"

Halblaut diese Worte sprechend, schaute Carbonnet in den Spiegel des Toilettetisches, den sie eben in die für Frau von Clavières bestimmte Wohnung gestellt hatte, und besah einen Augenblick mit Wohlgefallen ihr volles, rothes Gesicht, dem die Trauerkleidung einen gewissen Glanz des Teints verlieh, welchen man mit einigen gutem Willen für einen Rest von Frische hätte halten mögen. Indem sie dann ihr Gesicht mit jenem verglich, welches sie seit einigen Tagen stündlich sah, dünkte es ihr, daß sie noch angenehm und hübsch sei, ungeachtet ihrer zurückgelegten fünf und vierzig Jahre, und sie dachte sich, mit einem Herzen voll Bedauern

und Unwillen: „Wäre der Herr nicht ohne Testament gestorben, so hätte ich wieder heirathen können! Ah! Madame setzte sich's in den Kopf, ihr Unglück und das Meinige zu begründen. Aber sie soll mir's büßen!“

Es war noch sehr früh, als das Fräulein von Clavières zu Val-de-Meudon ankam. Als das Parkgitter vor ihr aufging, und der Wagen in die Allee rollte, durchschweifte ihr betrübter Blick diese Plätze, wo sie ehemals die schöne Jahreszeit verlebte, und wohin sie nicht mehr zurückkehrte, seitdem die Villa Eigenthum ihres Bruders geworden war. Der Himmel war sonnenhell; tausend verworrene und süße Laute regten sich im dunklen Laube des Parkes; von allen Seiten erblühten Blumen in Hülle und Fülle, und der schöne Frühling verbreitete durch die ganze Schöpfung eine heitere Freude. Das arme Mädchen seufzte bei dem Anblicke dieser anmuthigen Fernsichten, die warmen Wohlgerüche einathmend, welche die Luft durchwehten. Das Schauspiel der schönen und verjüngten Natur, verursachte ihr immer ein geheimes Leiden. Bei diesem Anblicke begann sie, sich Himmelsstriche zu ersehnen, mit einem blassen und eisigen Himmel. Sie wähnte, das Leben würde ihr minder peinlich seyn in jenen düstern und öden Gegenden, wo ein ewiger Winter herrscht, wo die Erde, immer nackt und unfruchtbar, ihr überall das Bild ihres eigenen Daseyns böte, die Einsamkeit, die Unbeweglichkeit, das Nichtige. In dieser Stimmung stieg sie am Thore der Villa ab. Der Diener, wel-

cher erschien, war seit kurzer Zeit im Hause, und hatte das Fräulein von Clavières nie gesehen. Als sie, den Schleier lüftend, sich näherte, fuhr er einen Schritt zurück, und sagte stotternd:

„Madame ist in den Park gegangen; sie muß da unten seyn, bei der Quelle. Ich will sie in Kenntniß setzen . . .“

„Nein, nein, das ist überflüssig,“ unterbrach ihn das Fräulein von Clavières mit dem ihr eigenthümlichen trockenen und kurzen Tone; „ich will sie selbst suchen; ich werde allein gehen.“ Sie ging durch den Wiesenplan, und trat in die schlängelnde Allee, welche zur Quelle führte. Ihre Seele war traurig; sie ging langsam und wie gramgebeugt; denn es dünkte ihr, als ob, je näher sie jener jungen Frau komme, die sie ihre Freundin und ihre Schwester genannt, zu ihrer Gefährtin machen wollte, eine innere Stimme ihr zurufe: „Was wirst Du mit einer Freundin thun? wirst Du ihr Dein Innerstes aufschließen können? wirst Du ihr die beständige Qual Deines Gemüthes entdecken, die Langweile und die düstere Verzweiflung, die Dich verzehren? wirst Du es ihr zu gestehen wagen, warum Du leidest, und, wenn Du es ihr gestehest, wird sie Dich begreifen, sie, die so schön ist? Nein, nein, kehre in die Einsamkeit zurück, verschließe Dein Herz; Alles, was sich Dir nähern wird, wird Dir Unheil bringen!“

Sie ging jedoch immer fort. Als sie sich der Quelle auf zwanzig Schritte näherte, gewahrte sie durch die

Bäume jene, welche sie gesucht hatte, und die ihre Anwesenheit nicht vermuthete. Die junge Frau saß auf einer ländlichen Bank, unter dem Schirmdache von Weiden, welche die Quelle umschatteten, sie trug die strenge Trauerkleidung der Wittwen: ein Kleid von schwarzer Wolle, einen langen Shawl vom nämlichen Stoffe, und ein Häubchen von Kreppe auf ihrem gescheitelten Haare. Ihr etwas bleiches Gesicht war auf ihre Hand geneigt, und in ihrer ganzen Haltung lag eine tiefe Melancholie; sie folgte mit einem unbestimmten Blicke dem leichten Gefälle des Wassers, das zu ihren Füßen rieselte, und in seinem Laufe kleine, wilde, dem Ufer entsprossene Blumen mit sich führte. Dieses ewig wahre Bild der Zeit, welche verfließt und ohne Wiederkehr entschwindet, die guten und schlimmen Tage unseres Lebens fortnehmend, erschütterte ohne Zweifel die junge Frau, und versenkte sie in ernste und religiöse Gedanken; denn bisweilen trocknete sie ihre Thränen, und seufzte zum Himmel aufblickend.

„Sie weint," murmelte Seraphine; „in der That, sie hat Alles verloren: ihre Stellung, ihr Vermögen, jenen, den sie liebte. Welches Alleinstehen und welche Trauer! Aber ihr Schmerz wird nicht ewig währen, dieser düstere Horizont sich erhellen. Sie trägt nicht, wie ich, ihr Unglück in ihr selbst, und sie wird nicht von ihrer Geburt bis zu ihrem Tode ohne Unterlaß dieses Kreuz schleppen! Es giebt nur ein wahrhaft elendes Wesen unter dem Himmel, dieß bin ich!"

Sie fuhr mit dem Taschentuche über ihr Gesicht, um die Thränen zu trocknen, welche diese schmerzlichen Gedanken ihr entrissen. In diesem Augenblicke erschien Herr von Ramsay in der Tiefe der Allee. Er ging mühsam, auf seine Krücke gestützt, und das Fräulein von Clavières, ihm entgegen gehend, fand Zeit, ihn zu betrachten. Sein Gesicht war edel und schön, und sein prächtiges schwarzes Haar fiel in leichten Locken um seinen kräftigen Hals; aber er glich einer bewundernswerthen, auf einen unförmlichen Block gestellten Büste; seine dicke Taille, seine schwachen und ungleichen Beine, erinnerten an Callot's Grotesken, und sein langsamer und hinkender Gang verkündete ein unheilbares Gebrechen. Das Fräulein von Clavières empfand alsogleich bei dem Anblicke dieses Mannes, der, wie sie, eine traurige Ausnahme in der menschlichen Natur machte, eine Art von Erleichterung und Tröstung; sie fühlte sich von einer selbstsüchtigen Sympathie für ein dem ihrigen fast gleiches Unglück, durchdrungen, und in dieser ruhigeren und vertrauenderen Stimmung redete sie Herrn von Ramsay an: „Mein Herr, Sie sind der beste Freund meines armen Bruders gewesen," sagte sie zu ihm, die Hand ihm reichend; „es ist ein großer Trost für mich, Sie hier zu finden."

Herr von Ramsay verbeugte sich, ohne zu antworten; obwohl er schon öfter in der Umgebung des Fräuleins von Clavières gewesen, empfand er doch jene instinktmäßige Regung der Bestürzung und des Abstoß-

sens, die sie bei dem ersten Anblicke immer veranlaßte. Sie bemerkte es nicht, und fuhr in einem schier liebreichen Tone fort: „Ihr Brief, indem er mir ein eben so unvermuthetes als grausames Unglück meldete, hat mir angezeigt, wo ich ein Mittel gegen den Schmerz finden könnte, den er mir verursachte. Ich habe Ihren Rath verstanden, wie Sie sehen, weil ich hier bin."

„Ah! Fräulein," erwiederte der Arzt bewegt, „Gott vertraut Ihnen das Geschick dieser armen jungen Frau an; nehmen Sie sie mit; trösten Sie diese betrübte Seele. Hier erneuert Alles wieder ihre Erinnerungen und ihren Schmerz. Das ist eine von den schwachen und empfindsamen Naturen, welche den Leiden nicht widerstehen, und denen die Absonderung tödtlich ist. Sie ist seit ihrem Unglücke in eine Niedergeschlagenheit versunken, die mich erschreckt und trostlos macht; sie ist eine zarte Pflanze, gewaltsam vom Stengel gerissen, der ihr zur Stütze diente, und kränkelnd und geknickt auf dem Boden liegt, wo sie zu Grunde gehen wird, wenn nicht eine hülfreiche Hand sie aufrichtet."

„Arme Felicie! Sie ist so unglücklich!" murmelte das Fräulein von Clavières mit einer Art wilden Mitleidens. Also sprechend, waren sie die Allee hinabgegangen, die zur Quelle führte. Die junge Wittwe erblickte sie nun, und stand auf, einen schwachen Schrei ausstossend. Bei dem Anblicke ihrer Schwägerin befiel sie ein Zittern; es dünkte ihr, als ob ihr Herz zu Eis erstarre, und eine unsichtbare Gewalt sie gefesselt halte.

Es war jedoch keine kindische Schreckensregung, wie sie sie sonst gefühlt, welche sie bannte; es war eine unklare Ahnung, eine Art von Furcht, welche sie nicht überwinden konnte. Dennoch machte sie eine Anstrengung der Selbstbeherrschung, und als das Fräulein von Clavières, sie umarmend, zu ihr sagte:

„Meine Schwester, ich komme, um Sie zu holen," antwortete sie ihr:

„Ich erwartete Sie, und bin bereit, Ihnen zu folgen. O! meine liebe Seraphine, ich habe jetzt Niemand mehr auf der Welt, als Sie!"

Das Hôtel Clavières.

4.

Am nämlichen Tage, Nachmittags, kamen die beiden Schwägerinnen im Hôtel Claviéres an. Der Arzt begleitete sie.

Ungeachtet des immerwährenden Ringens nach Fassung, war die junge Wittwe in düsteren Kleinmuth versunken, und als sie die Schwelle dieser prächtigen Wohnung betrat, wo sie fortan leben sollte, füllten ihre Augen sich mit Thränen. Ohne sich von ihrem Eindrucke Rechenschaft zu geben, fühlte sie, daß bereits eine geheime Bitterkeit sich in ihre Gemüthsstimmung mische, und daß keine Sympathie zu jener sie hinziehen werde, deren unzertrennliche Gefährtin sie werden sollte.

Dennoch mußte sie innerlich gestehen, daß nichts

diese Entmuthigung, diesen Widerwillen begründete, und die Aufnahme, welche sie gefunden, sie befriedigen durfte. Das Fräulein von Clavières besaß eine gewisse Größe in ihrem Character, und jenen Tact, jenes Zartgefühl, die unter gewissen Umständen die Stelle einer wahren Großmuth des Herzens vertreten. Sie begriff die Pflichten der Gastfreundschaft, die sie gegen ihre Schwägerin zu erfüllen hatte, und alle Rücksichten, die ihre gegenseitige Stellung ihr auferlegte.

„Meine liebe Felicie," sagte sie, indem sie die junge Frau in die für sie bestimmte Wohnung führte, „hier sind Sie zu Hause; verfügen Sie, gebieten Sie nach Belieben; meine Dienerschaft steht Ihnen zu Befehl; Alles gehört Ihnen in diesem Hause; mit einem Worte, Sie sind hier die Gebieterin, wie ich selbst."

Felicie, von diesen einfachen und herzlichen Worten gerührt, drückte Seraphinens Hand, mit gerührter Stimme erwiedernd: „Ich danke, meine gute Schwester!"

„Sie haben Unrecht gethan, meine liebe Freundin, alle Ihre Leute zu verabschieden," fuhr Fräulein von Clavières fort; „Sie müssen Ihre kleine Rosine wieder kommen lassen; inzwischen wird Madame Carbonnet da als Ihre Kammerfrau Sie bedienen."

Mit diesen Worten entfernte sie sich, ließ bescheiden Felicie allein, und begab sich in den Salon zu Herrn von Ramsay.

Während Madame Carbonnet in der Wohnung Alles in Ordnung brachte, hatte die junge Frau absicht-

los am Toilettische Platz genommen, und überschaute mit melancholischem und zerstreuten Blicke die Stätte, welche sie zum erstenmale betrat. Die Möblirung war von prächtiger Einfachheit, und dem Geschmacke so wie den Gewohnheiten einer eleganten Dame vollkommen angemessen. Nichts verrieth, daß dieses Zimmer zuvor von einem Manne bewohnt gewesen, der für einige unter den jungen reichen Leuten herrschende Modephantasien eingenommen war: die Waffentrophäen, die Jagdstücke waren verschwunden, und an der Stelle derselben sah man große Gemälde, religiöse Gegenstände vorstellend, oder anmuthige Scenen, Madonnen, Heilige mit ernsten Zügen, oder heitere Landschaften, von Hirtengestalten belebt; die ganz weißen Tapeten und Draperien harmonirten mit den Trauerkleidern derjenigen, welche diese Gemächer von durchaus prächtigen, eleganten und traurigen Anblicke bewohnen sollte.

Madame Carbonnet verrichtete schweigend ihr Geschäft; dann sagte sie mit ehrerbietigem und trockenen Tone: „Ich stehe Ihnen zu Befehl, Madame; haben Sie mir einen Auftrag zu geben?“

„Keinen, für jetzt keinen, meine gute Madame Carbonnet,“ antwortete Felicie sanft; „Sie können mich verlassen.“

Der Tag neigte sich zu Ende; die Kastanienbäume des Gartens streckten ihre dichtbelaubten Aeste über die Balkone, und fingen so die letzten Strahlen der Sonne auf; ein melancholisches Licht schlich sich kaum durch

ihr üppiges Laubwerk, und drang nicht bis in die Tiefe des Zimmers, dessen weiße Tapeten in diesem Augenblicke auf eine traurige Weise mit den dunklen Farben des Getäfels contrastirten; die breiten vergoldeten Ränder funkelten noch im Dunkel, und als die dem Tage schnell folgende Dämmerung allen Gegenständen eine ungewisse und wunderliche Form lieh, hätte man meinen mögen, daß phantastische Gestalten aus dem schwarzen Grunde der Gemälde hervortraten, und über die hell wiederstrahlenden Rahmen sich herausneigten.

Frau von Clavières war in jener kränklichen Gemüthsstimmung, die alle Eindrücke erhöht; sie wurde von einem unklaren Mißbehagen erfaßt, als sie sich ganz allein in diesem großen Zimmer mitten im Dunkel befand. Ihre Wohnung, gegen den Garten hinaus einen Flügel bildend, war von jener des Fräuleins von Clavières durch eine lange Gallerie getrennt, und bei der in diesem Augenblicke sie rings umgebenden Stille, hätte sie das Hôtel für unbewohnt halten können. Eine schreckengemischte Traurigkeit bemächtigte sich ihres Geistes; sie empfand etwas dem kindischen Schauer Aehnliches, der sie noch vor Kurzem im Kloster durchrieselte, wenn sie gegen Abend an der traurigen Stätte vorüberging, wo man die Nonnen einsargte, und mit einem leichten Zittern sich erhebend, faßte sie die seidene Schnur, die über dem Bettpfühle hing, und klingelte heftig; aber fast in gleichem Augenblicke beschwichtigte ein sehr einfacher und ihr dennoch sonderbar scheinender

Umstand, plötzlich ihre Furcht; sie erkannte, daß sie nicht ganz allein sei; denn eines Mannes Stimme ließ sich vernehmen, und sang den Schlußreim eines Liebesliedes nach einer Weise des schönen Venedig. Diese Stimme, welche Anfangs im nächsten Zimmer zu ertönen schien, entfernte sich nach und nach, und erlosch bald, wie ein fernes Echo die letzten Worte der Barkarolle wiederholend.

Felicie horchte noch, als Madame Carbonnet eintrat, die Wachskerzen bringend, welche sie auf den Toilettetisch stellte, indem sie sagte: „Bedürfen Madame jetzt meiner?"

„Nein, ich danke Ihnen, meine liebe Madame Carbonnet," antwortete Felicie; „sagen Sie mir bloß, wer so eben hier in der Nähe sang."

„Hier in der Nähe!" wiederholte Carbonnet; „Madame wollen sagen, auf der Straße."

„Nein, nein, in diesem Zimmer; da d'rin sang man, glaub' ich," sagte die junge Frau, auf eine Thüre weisend, welche in einer der Eingangsthüre entgegengesetzten Ecke sich befand.

„Das ist unmöglich!" entgegnete Carbonnet, „Madame haben sich getäuscht; dieses Zimmer, welches sich dem Toilettecabinete anschließt, hat keine andere Thüre, als diese hier, und wenn Jemand darin wäre, so hätte er, um hineinzukommen, bei Madame vorbeigehen müssen."

„Das ist sonderbar!" murmelte Felicie, die Augen auf die Thüre heftend.

Madame Carbonnet nahm ein Licht, öffnete rasch, warf einen Blick in dieses kleine Gemach, und verschloß es wieder mit den Worten: „Ich wußte wohl, daß Niemand darin sei.“

„Wahrhaftig, das ist unerhört!“ erwiederte Frau von Clavières seufzend; „mein Kopf muß sehr schwach seyn, um solche Träumereien zu hegen.“

„Das ist nicht zu verwundern,“ bemerkte Carbonnet mit einem heuchlerischen Tone, und ihre dünnen Lippen zusammenpressend, um den Ton ihrer Stimme zu mildern; „Madame haben so schlimme Augenblicke erlebt, so großes Unglück ausgestanden! Einen so guten Mann und ein so bedeutendes Vermögen zugleich zu verlieren! das ist ja, um vor Kummer zu sterben. Zum Glücke ist das Fräulein eine sehr großmüthige und sehr gute Person, welche Madame liebt, als wäre sie ihre rechte Schwester, und sie mit allen Rücksichten behandelt. In Wahrheit, das ist ihre Pflicht, weil sie, Dank der Uneigennützigkeit von Madame, das ganze Vermögen bekommen hat; aber es giebt so viele schlechte Verwandte, so viele undankbare Seelen auf dieser Welt! Andere an ihrer Stelle hätten vielleicht nicht so gehandelt!“

„Ich weiß es, ach!“ murmelte Felicie, innerlich empört über diese Aeußerungen des Eigennutzes, deren ganze Treulosigkeit sie jedoch nicht durchschaute. Dann, von ihrer natürlichen Güte fortgerissen, fügte sie bei: „Ich bin meiner Schwester unendlich Dank schuldig, Sie in ihren Dienst genommen zu haben, meine liebe

Madame Carbonnet; wenigstens werden Sie durch meinen Glückswechsel nichts verloren haben, und hier die nämlichen Vortheile genießen, die Sie in meinem Hause hatten. Es ist eine Befriedigung für mich, zu sehen, daß Ihre Lage immer glücklich ist."

„Madame sind sehr gut, und ich bin für die Theilnahme sehr dankbar, die Sie für mich haben," antwortete Carbonnet mit bitterem Lächeln.

Man soupirte bei dem Fräulein von Clavières; dieß war eine Neuerung, die sie hatte versuchen wollen, eine alte Sitte, die sie wieder herzustellen gedachte; sie hatte auch ihr Haus mit einem Ceremoniel geordnet, welches bis auf einen gewissen Punkt das Oede, die einförmigen Gewohnheiten dieses Innern verhehlte, das im Grunde nur die prächtige Haushaltung einer alten Jungfer war. Als Felicie bei ihrer Schwägerin eintrat, fand sie die Salons offen und erleuchtet, wie wenn sie fünfhundert Personen erwartet hätte; dennoch war das Fräulein von Clavières allein mit dem Arzte in dieser Reihe von glänzenden und leeren Gemächern. Einen Augenblick danach ließ der Haushofmeister die beiden Flügel des Speisesaales öffnen, und meldete, daß der Nachttisch servirt sei. Das Fräulein von Clavières nahm Felicie bei der Hand, und führte sie langsam fort, einen Blick hinter sich werfend, um Herrn von Ramsay zu beobachten, der ihnen mit ungleichem Schritte folgte. Sie empfand seit einigen Stunden eine innere Zufriedenheit, entstanden, vielleicht wider ihren

Willen, aus einer Art Gleichheit, welche sie zwischen dem ihrigen und dem Geschicke des Herrn von Ramsay fand; das Unglück eines Andern erleichterte sie, und ohne es sich zu gestehen, fühlte sie, es liege für sie ein großer Trost in dem Gedanken, daß dieser Mann, dessen ausgezeichneten Geist und edlen Charakter sie lebhaft würdigte, gleich ihr zu einem ewig einsamen, unfruchtbaren und elenden Leben verurtheilt war. Diese Gemüthsstimmung machte sie liebreicher gegen Felicie, und von diesem Momente an behandelte sie dieselbe mit wirklichem Wohlwollen, da sie minder beklagenswerth war, wurde sie besser.

Herr von Ramsay erklärte sich das Zuvorkommende nicht, dessen Gegenstand er war, und suchte nicht den Beweggrund des besondern Wohlwollens zu erforschen, welches Seraphine ihm bezeigte. Wie alle in ihren Beziehungen zur Welt unaufhörlich zerfallenen Wesen, lebte er im Bereiche seiner eigenen Eindrücke, um die gleichgültigen wenig sich bekümmernd, und nie bis auf den Grund ihrer Gefühle oder ihrer Absichten sich vertiefend. Der Nachttisch wurde mit dem glänzenden Luxus servirt, der aus allen Einzelnheiten dieses düstern und prächtigen Innern hervorleuchtete; da herrschten eine Verschwendung, eine Eleganz, ein Raffinement, welche an die fast verlorenen Ueberlieferungen von jenen hübschen Gastirungen erinnerten, bei denen die vornehmen Herren des achtzehnten Jahrhunderts in Prunk, Geist und ergötzlichen Thorheiten wetteiferten. Aber

diesem Gastmahle fehlten die Gäste von ehedem, die brillanten Marquis, die anbetungswürdigen Herzoginnen, die niedlichen Abbé's und die schönen Geister, welche die Herrschaft der Frau von Pompadour verherrlichten, und diese in Trauerkleidern um den Tisch herum sitzenden Gestalten, bildeten einen seltsamen Contrast mit dem wundersamen Auserlesenen, wovon sie umgeben waren.

Der Arzt, zwischen den beiden Schwägerinnen sitzend, betrachtete sie wechselweise, von einem wunderlichen Gedanken erfaßt; ihm dünkte, die Wirklichkeit eines Mährchens zu sehen, welches wir Alle in unserer Kindheit mit rührungvoller Theilnahme gelesen haben. Wie im verzauberten Palaste, worin die Rosen Indiens blühten, war der Tisch mit ausgesuchten Gerichten bedeckt, funkelten Gold und Krystall unter Lichtwogen, duftete die Luft von den Wohlgerüchen der Früchte und Blumen, die in Silbergeschirren zu Pyramiden sich erhoben, und zwei Gestalten saßen bei einem prächtigen Bankette, die Eine von jugendlicher, frischer und entzückender Schönheit, die Andere von so entsetzlicher Häßlichkeit, daß sie einige Aehnlichkeit mit dem unreinen Thiere hatte; man hätte glauben können, die holdselige Tochter des Kaufmanns von Ormuz, den von einer bösen Fee verwandelten unglücklichen Prinzen, und die letzte Scene dieses schönen Mährchens zu sehen, betitelt: die Schöne und das Thier. Während die Einbildungskraft des Herrn von Ramsay dieser Phantasie sich hingab, richtete

das Fräulein von Clavières ihr fahles, von gelblichen Wimpern gesäumtes Auge auf ihn, und sagte mit dem gräßlichen Lächeln, welches alle ihre weißen, langen und hervorspringenden Zähne sehen ließ, wie bei gewissen fleischfressenden Thieren: „Ohne Zweifel, mein Herr, denken Sie noch nicht daran, Paris zu verlassen?"

„Je nachdem," antwortete er, unwillkürlich Felicie anschauend; „ich gedenke jedoch nicht, vor der Mitte des Sommers in die Provence zurückzukehren."

„Aber die Provence ist ein Land, welches man zu dieser Zeit gerade fliehen muß," entgegnete Seraphine rasch; „die Temperatur daselbst gleicht dann jener eines heißen Erdstriches; wär' es nicht besser, den Herbst unter unserem gemäßigten Himmel zu erwarten?"

„Ich möchte dieß wohl; aber wahrscheinlich werde ich genöthiget seyn, nach Ramsay zurückzukehren."

„Um Ihre Pflicht als großer Grundbesitzer zu erfüllen, die Arbeiten Ihrer Pächter zu überwachen, und bei den landwirthschaftlichen Versammlungen den Vorsitz zu führen?"

„Mein Gott! nein, Fräulein, mit allem dem geb' ich mich nicht ab."

„Aber was thun Sie dann auf dem Lande?" fragte Seraphine.

„Ich besuche meine Kranken," antwortete der Arzt.

„Ja, aber Sie sagen meiner Schwester nicht, wie Sie Ihr Geschäft ausüben," erwiederte hierauf Felicie; Sie erwähnen des edlen Gebrauches nicht, den Sie von

Ihrer Zeit machen, von Ihrer Wissenschaft, von Ihrer Gesundheit, von Ihrem Vermögen."

„Ich suche ein wenig Gutes zu thun, und es gelingt mir nicht immer," entgegnete Herr von Ramsay einfach.

„Meine Schwester," versetzte Felicie lebhaft, „der Doctor will auf Ihre Frage nicht antworten; erfahren Sie nun von mir, warum er nach Ramsay zurückkehren will; aber vor Allem muß ich Sie mit dem traurigen Aufenthalte bekannt machen, den er die Hälfte des Jahres hindurch bewohnt."

„Sind Sie nach Ramsay gegangen, meine Schwester?" fragte das Fräulein von Clavières.

„Ja, meine liebe Seraphine," antwortete die junge Wittwe seufzend; „im vorigen Jahre haben wir die ersten vierzehn Tage des Monates Mai dort verlebt."

Bei dieser Erinnerung brach ihr die Stimme, und die Thränen traten ihr in die Augen; sie schwieg einen Augenblick, dann fuhr sie fort: „Stellen Sie sich vor, meine Schwester, zweihundert Meilen von Paris, gegen die Mündung der Rhone, eine große sumpfige Ebene, auf welcher nur Tamarisken und Binsen wachsen. In weiten Abständen gewahrt man jedoch etwas wie grüne kleine Inseln und Bauernhäuschen. Inmitten dieser Gegend auf einer Anhöhe, welche die ganze Ebene beherrscht, erhebt sich das Schloß Ramsay, ein altes, gleich einer Festung von dicken Mauern umgebenes Schloß, und fest, wie der Felsen, auf dem es steht.

Sie können sich nichts Traurigeres denken, als die Landschaft, die man überschaut, wenn man auf die große Terrasse tritt; auf der einen Seite rollt sich die unfruchtbare und nackte Ebene bis zum Horizonte auf, auf der andern das Meer, bald ruhig, bald wüthend, und mit schrecklichem Getöse das Ufer brandend. So ist der Anblick dieser trostlosen Stätten; aber ich hab' Ihnen noch nicht gesagt, von welcher entsetzlichen Landplage sie jährlich heimgesucht werden: Wenn der Sommer kommt, wenn die Sonne die Erde verkalkt und die Sümpfe austrocknet, steigen unsichtbare Gifte aus diesen salzigen Wässern auf, und das Fieber bricht aus. Dann kommt Herr von Ramsay an. Er durchzieht die Gegenden seiner Besitzung; er besucht die elenden Behausungen, worin die Krankheit herrscht, er bringt den Fieberkranken seine Hülfe; er pflegt sie, er heilt sie. Dieß, meine Schwester, heißt er sein Geschäft verrichten, und darum will er uns verlassen, um nach Ramsay zurückzukehren."

„Das ist eine schöne Hingebung!" sagte Seraphine, mit mehr Erstaunen als Sympathie und Bewunderung einer so großen und so seltenen Wohlthätigkeit.

„Das ist noch nicht Alles," fuhr Felicie fort; — „Herr von Ramsay hat es unternommen, die Landplage zu zerstören, die jährlich so viele Opfer verschlingt; er verwendet fast sein ganzes Einkommen auf unermeßliche Arbeiten; er will diese Sümpfe austrocknen, deren stockende Wässer die Luft vergiften; er will für immer

die Gesundheit und das Leben dieser elenden Bevölkerung wiedergeben, die ihn als ihren Wohlthäter, als ihren Retter betrachtet."

„Das ist sehr schön!" erwiederte Seraphine kalt.

„Das ist ganz einfach," sagte der Arzt mit einer trauergemischten Gutmüthigkeit; „welchen Gebrauch sollte ich von meinem Vermögen machen, wenn ich es nicht so verwendete? Wozu würde es mir nützen?"

„Es giebt immer ein Mittel, sein Einkommen zu verbrauchen," bemerkte das Fräulein von Clavières, einen Blick um sich werfend, wie um die Wahrheit dieses banalen Grundsatzes zu beweisen. — Herr von Ramsay und Felicie blickten sich an, von nämlichen Gedanken erfaßt; alle Beide waren betrübt und erschrocken über die große Selbstsucht, welche diese Worte verriethen; aber das Fräulein von Clavières gewahrte diese Bewegung nicht, und fuhr fort, zum Arzte gewendet:

„Also, mein Herr, würden Sie nicht gerne auf dieses einfache und eintönige Leben verzichten, dessen sämmtliche Zerstreuungen, sämmtliche Befriedigungen auf die Verrichtung eines menschenfreundlichen Werkes sich beschränken?"

„Nur ein solches Leben geziemt mir," antwortete der Arzt seufzend; „ich habe keine Sympathie für die Gesellschaft, die ich zudem sehr wenig gesehen habe."

„Sie haben keine solchen Ideen, meine Schwester," sagte Felicie mit einem schwachen Lächeln; „Sie verstehen das Leben anders."

„Ja," rief sie mit einer gramgemischten Heftigkeit aus; „ich liebe den Prunk, ich gesteh's. Die Einsamkeit erfüllt mich mit Schrecken. Das Geräuschvolle, Aufsehenerregende, das Gewühl der Welt ist mir Bedürfniß. Ich muß die Menge um mich her summen hören; die Traurigkeit erfaßt mich, wenn ich einen Augenblick außerhalb des Wirbels zubringe, der mich betäubt und fortreißt, und so in mein Inneres versinke, und darin einen Tag, einen einzigen Tag mit mir selbst verlebe."

„Meine liebe Seraphine," sagte die junge Wittwe, „welche Leere müssen Sie in diesem Augenblicke um sich finden! Herr von Ramsay und ich nehmen so wenig Platz ein, und machen so wenig Geräusch!"

„So lange Sie Beide bei mir seyn werden, werde ich keiner Zerstreuungen bedürfen, die ich in der Gesellschaft suchen will," versetzte das Fräulein von Clavières mit einem wirklich liebreichen Tone, und mit einer Empfindsamkeit, worüber sie vielleicht selbst staunte.

Diese Aeußerung beruhigte wieder die gute Felicie; noch einmal glaubte sie an die Empfindsamkeit der Seele, an die Freundschaft ihrer Schwägerin, und sie begann wieder, sie zu lieben, indem sie sich innerlich den Vorwurf machte, sie falsch beurtheilt zu haben. Seraphinens Herz war ein Abgrund, dessen Tiefe ein hellerer und durchdringenderer Blick, als jener Feliciens, nicht hätte ergründen können.

Fast alsogleich nach dem Nachttische, ging Herr von

Ramsay auf sein Zimmer. Felicie, in ihre Wohnung zurückgekehrt, ließ sich entkleiden, und hierauf Madame Carbonnet sich entfernen; dann, bevor sie zu Bette ging, durchschritt sie langsam das Zimmer, alle Ausgänge untersuchend, und sich überzeugend, daß sie verschlossen seyen; sie dachte auch an jenen Gesang, den sie hinter ihr gehört zu haben glaubte. Da sie sich diesen sonderbaren Fall nicht erklären konnte, hatte sie nicht davon gesprochen; aber ihr Geist war noch damit beschäftiget, und sie suchte vergebens zu ergründen, durch welche akustische Wirkung sie getäuscht worden sey. Ungeachtet dessen, was sie zu Carbonnet gesagt, glaubte sie nicht, daß dieß ein Hirngespinnst gewesen, ein Traum, den sie völlig wachend gehabt, und dieser Umstand verursachte ihr eine Art von Unruhe. An die Thüre des Cabinetes tretend, worin sie jene geheimnißvolle Stimme gehört zu haben wähnte, legte sie die Hand auf den Schlüssel, und zögerte einen Augenblick; dann, von einer Regung der Neugier gedrängt, öffnete sie dieses kleine Gemach, in welches sie noch nicht gekommen war. Dieß war ein anmuthiges Boudoir, zu dessen Herrichtung man noch keine Zeit gefunden, wie zu jener der übrigen Wohnung, mit einer Möblirung in einem durchaus originellen Geschmacke. Dieser abgesonderte Raum schien der Ruhe, der Weichheit, der Sinnenlust geweiht zu seyn. Ein sehr niederer Divan lief rings herum, und das Getäfel war nach der orientalischen Mode gemalt, mit lebhaften Farben, untermischt mit leichten

Goldzeichnungen. Große Japanische Vasen, bestimmt, Blumensträuße aufzunehmen, füllten die Ecken aus, und Tigerfelle, auf den Fußboden hingebreitet, dienten als Teppiche. Dicke Vorhänge von carmesinrother Farbe, wie der Divan, schmückten das Fenster, welches, nach der Lage der Oertlichkeit, die Aussicht in die Gärten der Nachbarschaft bieten mußte. Einige Bücher lagen ungeordnet auf einem Gueridon, neben der ohne Zweifel seit langer Zeit erloschenen Lampe. Was jedoch Felicien am meisten auffiel, war ein Gemälde, dessen breiter Rahmen auf der einen Seite den Divan berührte, und auf der andern bis zur Höhe des Plafonds reichte. Dieses Gemälde stellte eine Frau aufrecht, in Amazonentracht, vor. Mit einer ihrer zarten und vollen Hände hob sie eine Seite ihres Kleides auf, mit der andern, noch behandschuhten Hand hielt sie eine Reitpeitsche mit goldenem Knopfe. Ihr Hut von schwarzem Filze war zu ihren Füssen gefallen, und die wogenden Locken ihres blonden Haares schienen vom Winde durchwühlt zu flattern. Aber eine wunderliche Laune des Modelles, oder eine Grille des Künstlers, verhinderten, jemals die elegante Stallmeisterin zu erkennen, welche dieses Portrait vorstellte; man sah weder ihren Blick, noch ihr Lächeln; denn eine Sammetmaske verhüllte ihr Gesicht, und ließ kaum den obern Theil einer großen und reinen Stirne gewahren, und das kleine Grübchen eines runden, rosigen Kinnes, das in einer schwarzseidenen Cravatte sich vornehm brüstete. Felicie betrachtete noch

dieses Gemälde, als ein leises Geräusch sie schaudern machte, und fast alsogleich vernahm sie den Schlußreim der Barkarolle:

„Senkt sich das Dunkel nieder,
Das Dunkel auf die Flur,
Und lockt der Nacht Gefieder,
Dann, Liebchen, schiffet nur!“

Dieß war wieder die nämliche Stimme, die Stimme eines Mannes, eine junge und frische Stimme, welche so sang, und dießmal zweifelte Felicie nicht mehr; dieser unsichtbare Sänger war neben ihr, in einem anstossenden Gemache, und sie von ihm nur durch eine Thüre oder dünne Zwischenwand getrennt. Bleich, erschrocken, mit verhaltenem Athem, horchte sie wieder, und hörte, wie das erstemal, diese Stimme sich entfernen, und in der Tiefe eines andern Gemaches verhallen.

Hierauf suchte sie, ihren Leuchter in der Hand; sie bemühte sich, zu entdecken, auf welche Art man, ohne ihr Wissen, so nahe zu ihr gelangen konnte; aber überall gab das glatte und glänzende Getäfel einen dumpfen Klang; es fand sich nicht die mindeste Spur einer geheimen Thüre, noch irgend eines andern Verbindungsmittels zwischen dem anstossenden Hause und dem Hôtel Clavières. Felicie trat mit ein wenig beruhigter Gemüthsaufregung, und doch von einem unklaren Schrecken noch ergriffen, rückwärts aus dem Boudoir, verschloß die Thüre doppelt, und murmelte, auf einen

Schemel zu den Füssen ihres Bettes gleitend: „Mein Gott! es müssen hier seltsame Dinge sich ereignet haben!"

Die Unsichtbaren.

5.

Es war zehn Uhr Morgens. Die junge Frau saß an der Toilette, und ordnete langsam ihren Kopfputz, ohne in den Spiegel zu schauen, der ihre reizenden Züge wiederstrahlte, mit halbnackten Armen und eleganter Taille, die von den Falten eines Ankleidemantels von Musselin anmuthig umflossen war. Vor ihr stand Carbonnet, und reichte ihr einzeln die Stecknadeln, mit denen sie die langen Flechten ihres Haares gleichgültig heftete. Seit dem Eintritte dieser Frau schwankte sie, sie zu fragen, und von dem seltsamen Vorfalle mit ihr zu sprechen, der in ihr so viel Schrecken und Neugier erregt hatte. Ohne gerade der Carbonnet zu mißtrauen, verließ sie sich weder auf ihren guten Willen, noch auf ihre Verschwiegenheit, und wollte ihr ein so wunderliches und geheimnißvolles Ereigniß nicht anvertrauen. Ihrerseits betrachtete die abscheuliche Dienerin sie mit boshafter Freude.

„Madame haben diesen Morgen ein Aussehen, das mir bange macht," sagte sie plötzlich; „ich finde Ihre Augen matt und Ihren Teint angegriffen; ohne Zweifel haben Sie eine schlimme Nacht gehabt."

„Es ist wahr, meine gute Carbonnet," antwortete Felicie; „ich habe wenig geschlafen."

„Und vielleicht viel geweint," versetzte jene mit einer Miene heuchlerischer Empfindsamkeit; „Madame sollten sich doch fassen, und bedenken, daß die Lage schlimmer seyn könnte."

Sie wollte in diesem Tone fortfahren; aber gewahrend, daß Felicie sie mit Zerstreuung anhörte, und die ganze Bedeutung ihrer Worte nicht begriff, gab sie schnell dem Gespräche eine andere Wendung, und fuhr fort, einen Blick durch das Zimmer werfend: „Madame mußten mit Ihrer Wohnung zufrieden seyn; ich habe mein Bestes gethan. Das Fräulein bewilligte mir dazu nur einige Stunden; aber da sie mir zugleich sagte, nichts zu sparen, konnte ich vom Morgen bis zum Abende die ganze Einrichtung ändern."

„Wer hielt sich denn vor mir in dieser Wohnung auf?" fragte Felicie.

„Niemand," antwortete Carbonnet mit einem tiefen Seufzer; „Hier wohnte Herr von Clavières, mein armer Gebieter! Seitdem er das Hôtel nicht mehr bewohnte, war seine Wohnung geschlossen geblieben."

„Ist dieß lange her?" sagte Felicie erstaunt.

„Ungefähr vier Jahre. Nach dem Tode seiner Frau Mutter wollte der Herr nicht mehr im Hôtel wohnen; er behielt sich jedoch diese Wohnung vor, welche, wie Madame es sehen, ein getrenntes Hauptgebäude bildet. Ich kannte seine Gesinnung nicht; er hatte seine Möbel, seine Bibliothek darin gelassen, und mir bisweilen ge-

sagt, daß er einmal kommen werde, um dieß Alles in Ordnung zu bringen. Die Sachen sind jedoch an Ort und Stelle geblieben, und das Fräulein hat sie geerbt, wie alles Uebrige. Gestern hab' ich auf ihren Befehl die türkischen Säbel, die Jagdflinten, die Bücher, u. s. w., anderswohin bringen lassen, und die Einrichtung vollständig erneuert."

„Aber mit diesem kleinen Gemache, glaub' ich, haben Sie sich nicht beschäftiget," sagte Felicie, auf das Cabinet weisend.

„Es ist wahr; die Zeit hat uns gemangelt," erwiederte Carbonnet; „aber Madame können überzeugt seyn, daß ich heute noch des Fräuleins Befehle vollziehen, und die ganze Einrichtung dieses Gemaches verändern werde."

„Das ist überflüssig, meine liebe Madame Carbonnet," unterbrach sie die junge Frau; „lassen wir diesen kleinen Aufenthalt so, wie er ist." Dann, nach einem Momente des Schweigens und Nachsinnens, fügte sie bei: „Hat Herr von Clavières es so einrichten lassen?"

„Er selbst, Madame; allein man erkennt daran seinen gewöhnlichen Geschmack nicht."

„Was mich am meisten befremdet hat," sagte Felicie, „ist dieses große Gemälde."

„Welches? Jene Frau mit der schwarzen Maske vor dem Gesichte?" fragte Carbonnet verächtlich. „Eine saubere Art, sich malen zu lassen! Dieser Gedanke konnte nur einer eben so häßlichen Frau kommen, wie —" sie hielt das Wort zurück, welches ihr eben entschlüpfen

wollte, und setzte mit leiserer Stimme hinzu: — „eben so häßlich, wie der Teufel!"

„Sie glauben, daß es ein Porträt ist? Sie kennen das Original?" erwiederte Felicie rasch.

„Durchaus nicht," antwortete Carbonnet; „der Herr hat dieses große, häßliche Gemälde aus Italien mitgebracht, glaub' ich. Nicht wissend wohin damit, hatte er es dort aufgehängt."

Diese sehr einfachen Andeutungen gaben Felicien keinen Aufschluß; die von ihr gehegten Vermuthungen entschwanden, und ihr Geist gerieth auf eine andere, so wahrscheinliche Muthmassung, daß sie erstaunte, nicht früher darauf gekommen zu seyn.

„Meine gute Carbonnet," fuhr sie fort, „könnten Sie mir nicht sagen, ob Jemand unter, oder über meinen Gemächern wohnt?"

„Da unten, im Erdgeschosse, sind die Ställe und die Wohnung der Stalleute," antwortete Carbonnet, über die Wichtigkeit ein wenig erstaunt, welche die junge Frau in die Kenntniß ihrer Nachbarschaft setzte; „da oben sind die Zimmer der Bedienten."

„Gut! Nun begreif' ich," dachte sich Felicie, und schämte sich fast wegen der Spiele ihrer Einbildungskraft; „irgend ein Stalldiener, irgend ein Bedienter, sang diese Nacht, und durch ein Verhältniß der Oertlichkeit, das ich nicht zu erklären vermag, ist seine Stimme zu mir gedrungen, durch die Mauern; in der Stille der Nacht glaubte ich sie an meiner Seite zu hören.

Welche eitle Schrecken und thörichte Gedanken wegen eines so einfachen Umstandes!"

Einen Augenblick darnach trat das Fräulein von Clavières ein; weder Felicie noch Carbonnet hatten ihren starken und schleppenden Tritt zu erkennen vermocht, so sehr war ihr Gang seit dem vorigen Tage verändert. Ihre gewöhnlich traurige und sauertöpfische Physiognomie, zeigte in diesem Augenblicke einen heitern und wohlwollenden Ausdruck, der ihr ganzes Gesicht verschönerte.

„Das Fräulein scheint zufrieden, siehe da, etwas Neues!" murmelte Carbonnet fortgehend.

„Guten Morgen, meine liebe Seraphine," sagte die junge Frau mit liebreichem Tone; „ich glaubte Sie nicht so früh auf."

„Guten Morgen, mein Herz," erwiederte das Fräulein von Clavières; „ich hatte die schlimme Gewohnheit, sehr spät aufzustehen, es ist wahr; dadurch verlor ich immer eben so viel vom Tage; aber jetzt fühle ich jene tödtliche Langweile nicht mehr, welche die Stunden so lange machte. Seit gestern hat sich mein Leben geändert. Dieß ist nur Ihr Einfluß, der diese Umgestaltung veranlaßt hat."

„Meine liebe Schwester, wie angenehm ist es mir, Sie so sprechen zu hören!" rief Felicie aus, indem sie ihr beide Hände reichte, und den Kopf erhob, um dem Fräulein von Clavières ihre Stirne zu bieten, die sich neigte, um sie zu küßen; aber bei dieser Bewegung begegneten sich ihre Gesichter im Spiegel, und Seraphine

erblickte ihre volle abstossende Larve neben dem reinen und holdseligen Profile der jungen Frau. Alsogleich rasch sich erhebend, setzte sie sich in einiger Entfernung, und sagte trocken zur eintretenden Carbonnet: — „Vollenden Sie doch das Ankleiden meiner Schwester; Sie sind schuld, daß sie seit einer Stunde mit ihrer Toilette beschäftiget ist."

„Werden wir diesen Morgen ausgehen?" fragte Felicie, über diese Art von Vorwurf ein wenig erstaunt.

„Nein, ich habe gar nichts vor," antwortete das Fräulein von Clavières mit einem sonderbaren Tone; „ich kenne nichts Abgeschmackteres, als diese Morgenausflüge. Fahren Sie aus? Sie sehen aus, wie eine Prozeßkrämerin, welche vor ein Uhr Nachmittags ihre Richter eilig besucht, oder wohl wie eine Lady Northumberland in Aufspürung der Monumente von Paris. Gehen Sie zu Fuß? das ist noch schlimmer; Sie werden von den Ellbogen der Wasserträger gestossen, und die Seefischhändler entern Sie mit dem Rande ihres Korbes. Nein, nein, wir werden diesen Morgen nicht ausgehen."

„Desto besser," antwortete einfach Felicie; „Herr von Ramsay hat mir versprochen, frühzeitig zu kommen."

Dieses Wort änderte plötzlich den Humor und die Stimmung Seraphinens; ihre Physiognomie wurde heiterer, belebte sich, und sie sagte rasch: „Der Doctor wird diesen Morgen kommen! Ich werde ihn zum

Mittagstische behalten. Wir wollen einen angenehmen Tag verleben meine liebe Felicie, er ist Gemäldekenner; ich will, daß er meine Gallerie besucht; sie ist der Mühe werth; ich habe auf diese Sammlung unsinnig viel verwendet. Er wird im Vorbeigehen auch meine Statuen, meine chinesischen Sachen, meine etruskischen Vasen, und meine Mumien besehen. Welches Vergnügen wird es mir machen, ihm alle diese Seltsamkeiten zu weisen!"

Das ist ein Spaziergang, den wir machen werden, ohne das Hôtel zu verlassen," sagte Felicie; „aber, meine Schwester, wir werden sehr langsam gehen müssen, und dieß Sie vielleicht ungeduldig machen."

„Mich! Gar nicht," erwiederte sie; „ich werde meinen Schritt nach jenen des Herrn von Ramsay ordnen;" — dann fügte sie bei, jedes Wort betonend, wie Jemand, der in seinen Erwägungen sich selbst gefällt: „welch hartes Gebrechen! Darauf beschränkt seyn, sich mit langsamem Schritte fortzuschleppen, an der Seite derjenigen, die gehn, übel versichert, das Loos aller Elenden zu beneiden, welche mit ihren nackten und gesunden Füßen dahinwandeln, sich nicht zeigen zu können, ohne das Mitleiden oder ein trauriges Erstaunen zu erregen; das ist ein schmerzliches Daseyn, und Herr von Ramsay muß oft den Tag verwünscht haben, an welchem seine Mutter ihn zur Welt gebar, so gebrechlich, so schrecklich ungestaltet!

„O! ja, er muß sehr unglücklich seyn!" sagte die junge Frau, welcher der energische Ausdruck eines sol-

chen Mitleidens das Herz zusammenschnürte, ohne nach dem Grunde dieser grausamen Sympathie zu forschen.

Carbonnet sah vielleicht tiefer, als sie, in Seraphinens Gemüth, und vermuthete von diesem Tage an, daß ihre Gebieterin für Herrn von Ramsay die ersten Regungen eines sehr lebhaften Gefühles empfand. Die Sache schien ihr so drollig, daß sie, als die beiden Schwägerinnen das Zimmer verlassen hatten, und sie sich endlich allein befand, in einen Lehnstuhl sank, und bis zu Thränen lachend ausrief: Ein schönes Paar, bei meiner Treu! Es wäre spaßhaft, das Fräulein im Brautanzuge zu sehen! und Herrn von Ramsay ein wenig hinkend sie zur Eröffnung des Balles führend. Gott im Himmel! Welcher Anblick! Gleichviel," fügte sie bei, von ihrem Anfalle von Heiterkeit sich erholend, und auf ihre Gedanken an Habsucht, Haß und Rache zurückkommend; „gleichviel; wenn das Fräulein in diesen Hinkenden verliebt würde, gingen die Sachen deßwegen nicht schlechter; im Gegentheile . . . Zuvörderst würde ihr Character sanfter, ferner sie sich nicht mehr um die Gesellschaft von Madame bekümmern; ja es würde sie sogar langweilen, sie immer so als dritte Person zwischen sich und ihrem Geliebten zu sehen, und dann... ei, ei! mir dünkt, daß wir Umwälzungen in diesem Hause sehen werden; das wird drollig seyn!"

Der Arzt brachte den ganzen Tag im Hôtel Clavières zu. Ohne gerade zu wissen, wie es zugegangen, befand er sich bereits in einer Art von Vertraulichkeit,

die ihm angenehm und süß war. Wider sein Erwarten gewöhnte er sich durchaus nicht an Seraphinens Gesicht, und er empfand stets ein unerklärbares Mißbehagen, so oft er, unwillkürlich die Augen auf sie richtend, ihr gerade in's Antlitz schaute; aber er war für das geschäftige Wohlwollen dankbar, das sie ihm bezeigte, und ihr vorzüglich für die Art ihres Benehmens gegen Felicien unendlich verbunden.

Sie benahm sich gegen die junge Frau mit einem leichten und liebenswürdigen Humor, mit einer freundschaftlichen Vertraulichkeit, welche auch scharfsichtigere Leute, als Herrn von Ramsay, getäuscht hätte. Er argwohnte nicht, daß an ihn diese Beweise von Empfindsamkeit gerichtet waren, diese Anzeichen eines neuen Gefühles, welches dieses unerfahrene und heftige Gemüth plötzlich durchdrang. Fräulein von Clavières erkannte eben so wenig, was in ihrem Herzen vorging. Sie besaß freilich weder die Unschuld, noch die reine Einfalt eines jungen Mädchens; aber sie war in Betreff der Liebe unerfahren, und irrte sich hinsichtlich ihrer eigenen Eindrücke, wie ein Kind von fünfzehn Jahren, das niemals seine Gedanken über gewisse Gegenstände festgestellt, und in seinem Innern das Wort Liebe erläutert hat.

Dieser Tag, welcher dem Herrn von Ramsay nicht lang schien, und den Seraphine für den am Besten verlebten, angenehmsten hielt, den sie in ihrem Leben zugebracht, ließ jedoch der jungen Wittwe einen peinlichen

Eindruck von Traurigkeit zurück. In Frau von Clavières regten sich Contraste, die sie zugleich anzogen und abstießen, und sie fühlte mit einem Kummer, in den sich Gewissensbisse mischten, daß ihr Herz den Freundschaftsbeweisen nicht begegnete, welche Seraphine an sie verschwendete. Durch ein verhängnißvolles Gesetz unserer Natur läßt uns die Zeit, indem sie unser Sehnen, unsere Schmerzen mindert, einer tiefen Niedergeschlagenheit zum Raube, einer Art moralischer Erschlaffung, langwieriger und schwerer zu heilen, als die ihr vorausgegangene Krisis. Felicie begann dieß zu empfinden: in dem Maße, als ihr Gemüth von dem Stoße sich erholte, der sie erschüttert hatte, fand sie in ihr selbst, anstatt der gehofften Ruhe, ein quälendes Sehnen, eine unaussprechliche Langeweile. Unruhig, gramgebeugt, erwartete sie mit einer Art von Ungeduld das Ende dieses Tages, und kehrte mit einem Gefühle von Zufriedenheit Abends in ihre Wohnung zurück. Wie am vorigen Tage beeilte sie sich, Frau Carbonnet zu entlassen, und athmete leichter, als sie sich endlich frei und allein sah.

Es war fast Mitternacht, das Wetter war sturmdrohend, und man bemerkte durch die halbgeöffneten Fenster eine Ecke des Firmamentes, wo die Sterne schwach schimmerten. Eine tiefe Stille herrschte unter den Schatten des Gartens; aber jenseits der mit Hagebuchen bepflanzten Mauern hörte man das dumpfe und unaufhörliche Summen der großen Stadt, das ferne

Tosen der lebendigen Woge, die Tag und Nacht über das Pflaster von Paris sich wälzt. Felicie dachte an den Sänger vom vorigen Tage, und horchte einen Augenblick; denn es hatte ihr gedünkt, daß Jemand in ein Gemach des unter ihrer Wohnung befindlichen Erdgeschosses trat; sie wartete fast darauf, eine harmonische und reine Stimme wieder in ihrer Nähe ertönen zu hören, und schickte sich an, diese sonderbare akustische Wirkung zu beobachten; aber bald vernahm sie, anstatt des Schlußreimes der Barkarolle, das dumpfe Ertönen einer Reihe von Einsprüchen, mit Beiwörtern vermengt, deren Rechtschreibung im Wörterbuche noch nicht festgestellt ist. Dieß war der Kutscher des Fräuleins von Clavières, der die Stallleute auszankte. Felicie beeilte sich, das Fenster zu schließen; dann trat sie in das Boudoir und setzte sich an den Gueridon, auf dem sie am Tage ihren ganzen kleinen Correspondenzapparat zurecht gelegt hatte. Nun gab es Niemand auf der Welt, an welchen sie öfter als zwei- oder dreimal in ihrem Leben geschrieben hatte; dennoch ergriff sie die Feder, und schrieb an Herrn von Ramsay:

„Mein bester Freund!

„Ist es nicht seltsam, daß ich, nachdem ich den ganzen Tag mit Ihnen verlebt habe, am Abend es unternehme, Ihnen meine Gedanken, meine Eindrücke schriftlich mitzutheilen? Wenn ich Ihnen doch Geheimnisse zu eröffnen hätte! Aber nein, es ist nichts, als eine Plauderei; ich will mit Ihnen sprechen;

dieß ist Alles. Mein Gott, wenn Sie wüßten, wie mir hinsichtlich dessen zu Muthe ist, was heute in meinem Gemüthe vorgegangen, und der Wirkung, welche die Anwesenheit Seraphinens auf mich hervorbringt! Sie benimmt sich vortrefflich gegen mich; sie überhäuft mich mit Beweisen ihrer Freundschaft, und dennoch bleiben, ihr gegenüber, mein Herz und mein Geist stumm; bei ihrer Stimme erstarren meine Fähigkeiten zu Eis, und so lange sie mich hört, hab' ich nichts mehr zu sagen, selbst nicht zu Ihnen . . . O! mein Freund, der Sie die Weisheit und die Wissenschaft besitzen, der Sie die Gebrechen der Seele wie die Krankheiten des Leibes zu heilen verstehen, lehren Sie mich, wie ich mit mir selbst fertig werde. Es ist nöthig, denn ich leide, sehen Sie!... und ich weine . . ."

Bei diesem Worte ließ sie die Feder sinken, und fuhr mit der Hand über ihre von Thränen verdunkelten Augen; aber in demselben Augenblicke sanken ihre Arme haltlos herab, ihr Blut gerann zu Eis, und sie fühlte einen kalten Schweiß ihre blasse Stirne benetzen: man hatte hinter ihr gesprochen; man hatte ihr fast in's Ohr gesprochen. Regungslos, starren Blickes, horchte sie wieder, an diesem Wunder zweifelnd, und ohne es zu wagen, sich umzuwenden; denn sie wähnte, daß sie die Dame mit der Sammetmaske aus ihrem Rahmen würde herabsteigen sehen. Einen Augenblick danach sagte eine sonore und sanfte Stimme, doch nicht die Stimme

eines weiblichen Wesens, mit dem Ausdrucke eines leisen Vorwurfes: „Ein andersmal, Etienne, werden Sie meine Befehle erwarten, um die Leute der Miß Diana zu fragen . . ."

„Ich habe geglaubt, dem Herrn diesen Beweis meines Eifers geben zu müssen," erwiederte eine andere Stimme mit einem Flötentone, und obwohl ich mir Ihre Vorwürfe zugezogen, glaub' ich, daß Sie meine Absicht würdigen werden."

„Ja, ja! ich weiß, daß sie gut war, und zürne Ihnen nicht."

„Dann werden der Herr mir erlauben, beizufügen, daß Miß Diana krank ist, fast sterbend," fuhr die Flötenstimme geläufig fort; „Betzy, ihre erste Kammerfrau, hat es mir gesagt und behauptet; das arme Mädchen weinte hiewegen. Vorzüglich seit heute früh hat sich das Uebel sehr verschlimmert, und man befürchtet ein Gehirnfieber wegen der geistigen Ueberspanntheit, worin Miß Diana sich befindet. James, der Kammerdiener, mit dem ich auch gesprochen habe, war bestürzt; er hatte die Aerzte sagen hören, daß das ganze Uebel im Gehirn liege. Der Herr sehen, daß ich wohl gethan habe, Erkundigungen einzuziehen."

„Künftig werden Sie einfach die Befehle vollziehen, die ich Ihnen geben werde," unterbrach die andere Stimme mit kurzem Tone, „morgen werde ich frühzeitig abreisen; benachrichtigen Sie Piter davon; ich bedarf Ihrer nicht mehr; treten Sie nur ein wenn ich klingle."

Das Geräusch einer Thüre, welche sich schloß, verrieth, daß derjenige fortging, welcher so eben gesprochen hatte; und schier in dem nämlichen Augenblicke ließ sich die Stimme eines neuen Sprechers vernehmen.

„Der Herr befindet sich in seinem Zimmer?“ sagte er ganz leise.

„Ja,“ antwortete der Andere; „er ist in einer Laune, daß man zittern möchte; geh, Piter, die Heirath hat sich zerschlagen, ja zerschlagen, und Miß Diana kann sterben, wenn sie will; in diesem Hause wird man nicht Trauer für sie tragen. Fort! Fort! Der Herr Graf hat mir seine Befehle für Dich ertheilt, und wir haben hier nichts mehr zu thun.“ Sie entfernten sich, und das Geräusch mehrerer nacheinander zugemachter Thüren, zeigte an, daß sie im Fortgehen durch eine Reihe von Zimmern schritten.

Felicie, mit vorgeneigtem Leibe, starren Augen, und noch bleichem Gesichte, hatte dieses Gespräch mit lautlosem Erstaunen angehört. Es dünkte ihr, daß man hinter dem Gemälde sprach, und sie von den Sprechenden nur durch die Dicke des Bildes getrennt sei. Aber sie konnte sich nicht erklären, wie diese Art von Verbindung zwischen dem anstossenden Hause und ihrer Wohnung bestand, zu welchem Zwecke man sie angelegt hatte. Nach noch längerem Horchen, um sich zu versichern, daß dießmal Niemand neben ihr sey, nahm sie die Wachskerze, und untersuchte aufmerksam das Getäfel und Gemälde. Ueberall war die Mauer glatt,

gleichmäßig dick, und der Rahmen des Gemäldes, befestiget mit eisernen tief in die Mauer eingesenkten Krampen; augenscheinlich waren diese breiten Rahmen von vergoldetem Holze nicht beweglich, und das Feld, an welches man sie genagelt hatte, keine Verbindungsthüre; denn das Auge konnte daran nicht die mindeste Spur einer Oeffnung entdecken, oder der geringsten Spalte. Die junge Frau mußte endlich auf vergebliche Nachforschungen und Muthmaßungen verzichten, worin ihr Geist sich verlor. Nur schloß sie aus diesem sonderbaren Ereignisse, daß sie, ohne es zu wollen, ein vielleicht seit langer Zeit vergessenes Geheimniß entdeckt habe, welches sich auf irgend ein geheimnißvolles Abenteuer bezog, dessen Enträthselung sie wahrscheinlich niemals erfahren dürfte. Nach vielfacher Ueberlegung hielt sie es für vorsichtig, ihre Entdeckung zu verschweigen, und die Sachen so zu lassen, wie sie ohne Zweifel seit vielen Jahren sich verhielten. Das Schloß welches die Verbindungsthüre zwischen dem Boudoir und ihrem Zimmer absperrte, beruhigte sie vollständig, und sie empfand nur noch ein lebhaftes Gefühl der Neugier in Bezug auf diesen unbekannten Nachbar, dessen Geheimnisse sie unwillkürlich erlauscht hatte: eine zerschlagene Heirath, eine sterbende Braut, ein ergrimmter Liebhaber, und eine Art von Diener in der Comödie, der das entzweite Paar wieder auszusöhnen sucht. Wie am vorigen Tage, trat Felicie ganz aufgeregt und nachdenkend aus dem Boudoir; sie schloß die Thüre doppelt zu, und dachte

innerlich, fast wider Willen auf diesen sonderbaren Fall zurückkommend, der sie zur Vertrauten ihres Nachbars gemacht hatte:

„Er war's, der gestern Abend sang. Er muß ein junger Mann seyn. Aber warum hat er denn seine Heirath aufgegeben? Warum läßt er denn diese Miß Diana vor Gram sterben? Er liebte sie also nicht? Sie ist vielleicht häßlich, häßlich wie ... O! das ist nicht möglich! Morgen will ich Madame Carbonnet fragen; sie muß alle diejenigen namentlich kennen, welche die an dieses Hôtel anstossenden Häuser bewohnen; vielleicht werde ich von ihr erfahren, wer dieser Nachbar ist, dessen vertrauliche Mittheilungen ich, wider meinen und seinen Willen, zu empfangen ausgesetzt bin; aber das ist vorbei; sobald ich Geräusch bei ihm hören werde, will ich mich bescheiden zurückziehen; ich werde ihn allein lassen. Dennoch möchte ich ihn hören, wenn er wieder singt."

Mit diesen Gedanken beschäftiget schlief sie ein, und am andern Tage, bei ihrem Erwachen, schwebten sie noch ihrem Geiste vor. Bevor sie der Madame Carbonnet klingelte, stand sie auf, öffnete jenes kleine Zimmer, worin sie die ganze Nacht träumend gewesen war, und auf den Balkon tretend, der den Vorsprung einer nackten Mauer bildete, schaute sie hinaus, indem sie sich zu orientiren suchte.

Dieses Fenster ging in einen großen Garten, dessen

Pflanzenwachsthum in den Stand der Wildheit zurückgekehrt war; die Bromobersträuche schlangen sich um den Stamm der Ulmen, und der Sand der Alleen war unter prächtigen Disteln und Brennnesseln vom schönsten Gedeihen verschwunden. In der durch die Mauern des Hôtels Clavières gebildeten, geraden Linie, gewahrte man ein anderes Gebäude, ein wenig rückwärts, dem Garten zu, gelegen, so daß man sich über den Balkon neigen mußte, um die verfallenen Gitterläden zu sehen, die vom Moose grüngewordene Haustreppe, und die verstümmelten Bildhauerarbeiten an der innern Vorderseite.

„Hier muß dieser junge Mann wohnen," dachte Felicie, erstaunt über so große Sorglosigkeit und gänzliche Verlassenheit; „man sollte wirklich glauben, das Haus sei unbewohnt."

Eine Viertelstunde danach, während Madame Carbonnet sie ankleidete, sagte sie zu ihr unbefangen:

„Ist dieses große Haus, das ich vom Fenster meines Cabinets aus sehe, bewohnt?"

„Madame fragen mich darum, weil es nicht mehr bewohnbar scheint," erwiederte Carbonnet; „der Herr Graf von Albys, dem es gehört, wohnt jedoch darin."

„Ist er ein junger Mann?"

„Ei, ei! Ein Jüngling von sechzig und einigen Frühlingen. Zudem versichern die Leute, die ihn von jeher gekannt haben, daß er niemals schön und liebenswürdig gewesen ist.„

„Ah! mein Gott, was Sie da sagen!" rief Felicie mit naivem Erstaunen aus.

„Das ist noch nicht Alles," fuhr Carbonnet mit einer gewissen Bewegung der Lippen fort, durch welche sie ihre lästernde Zunge zu spitzen schien; „er ist ein alter Narr, ganz zusammengesetzt von Arglist und Bosheit. Um seine Neffen ihres Erbtheiles zu berauben, gerieth er auf den Einfall, als ein Fünfziger eine junge Person zu heirathen, und sperrte sich mit ihr in seiner traurigen Wohnung ein. Die arme Dame verging darin vor Langweile; sie wurde krank; er mußte sie reisen lassen; aber ihr Mann säumte nicht, sie in ihr altes Haus zurückzubringen; man sagt, daß er eifersüchtig war, und sie sehr unglücklich machte. Sie nahm sich ihren Kummer zu sehr zu Herzen; ihre Gesundheit wankte von Neuem, und kurz, sie starb. Von nun an ließ sich Herr von Albys, zum Zeichen der Trauer, nicht mehr rasiren; nie verläßt er sein Zimmer, außer um in diesem großen Garten Luft zu schöpfen, der einem Dorfkirchhofe gleicht; ich sehe ihn nicht; aber ich höre ihn bisweilen."

„Ah! Sie hören ihn!" sagte die junge Frau, immer von der nämlichen Idee geleitet.

„Ja, ich höre ihn husten," fuhr Carbonnet fort; „das kleine Fenster meines Zimmers geht in den Garten, und ich erkenne auch seine Stimme, wenn er mit einem mürrischen Tone ruft: „Holla, Piter! zu mir her! Reiche mir Deinen Arm, Schuft!"

„Gewiß, er ist nicht derjenige, wegen dessen Miß Diana vor Liebe stirbt!“ dachte die junge Frau; „aber wer ist er denn? Ah! ich werde es erfahren!“ Dann fügte sie noch im Stillen bei: „Wozu! Was liegt mir daran! Ich bin eine Närrin, mich mit einem Fremden, einem Unbekannten zu beschäftigen. Lohnt sich's der Mühe, daß ich daran denke. Befänd' ich einen Augenblick mit dem Doctor mich allein, so würde ich ihm dieß Alles erzählen; aber ich kann nicht mehr mit ihm sprechen; ich bin darauf beschränkt, ihm zu schreiben!“

Also sprechend, zerriß sie mechanisch das am Abende begonnene, und durch ein so romanhaftes Ereigniß unterbrochene Billet. Sie fühlte, daß der Eindruck vom vorigen Tage nicht mehr derselbe am darauffolgenden Tage war, und das Bilet nicht mehr enthielt, was Sie Herrn von Ramsay hatte sagen wollen.

Rosette.

6.

Während Felicie vergebens die Lösung des von Carbonnet, ohne daß diese es wußte, ihr aufgegebenen Räthsels suchte, war diese zum Fräulein von Clavières gegangen, um dem Lever derselben anzuwohnen. Bereits waren die anderen Zofen auf den Klingellaut ihrer Gebieterin herbeigeeilt. Die Eine öffnete halb die Sommerläden, und ließ vor dem Fenster einen Rollvorhang von weißem Atlaß herab, auf den ein chine-

fischer Künstler Vögel mit unerhörtem Gefieder, unmögliche Blumen gemalt hatte; eine Andere lüftete die Bettvorhänge, und ordnete die Leintücher von spitzensetztem Batist; eine Dritte, auf dem Teppiche knieend, schickte sich an, mit einem Pantoffel von gesticktem Sammet Seraphinens magern und platten Fuß zu bekleiden. Es war ein seltsames und trauriges Bild des Innern. Das Schlafzimmer des Fräuleins von Clavières war einer Königin oder einer hübschen Frau würdig; Tapeten von einem himmelblauen chinesischen Seidenzeuge, in leichte Goldstäbe eingerahmt, bildeten einen Tapetengrund von der reichesten und frischesten Wirkung. Die Möblirung, im reinen Style Ludwigs XV., schien den kleinen Gemächern von Versailles entnommen zu seyn, und die Pendeluhr, deren emaillirte Zeiger den Namen Lepaute trug, mußte die Stunde von mehr als einem, bei dem Spiele der Königin oder dem Lever einer Favoritin gegebenen Rendezvous geschlagen haben. Hätte durch ein Wunder der Vertraute von einem jener hübschen Marquis, jener liebenswürdigen Lebemänner, welche der Madame Dubarry den Hof machten, seinen irdischen Leib wieder annehmend, in diese erblichen Gemächer des alten Adels zurückkehren können, er wäre mit pochendem Herzen auf der Schwelle dieses Zimmers stillgestanden, worin seit Dreivierteljahrhunderten nichts verändert zu seyn schien, worin er nichts Neues bemerkt hätte, als das mit Ankündigungen vollgepfropfte, und mit einem Feuilleton von neun Spalten gezierte Journal,

dessen riesenhafte Seiten den Gueridon bedeckten, auf den das Fräulein von Clavières, welche die Romane nicht liebte, mit verachtender Hand es geworfen hatte.

Seraphine ließ sich ankleiden, ohne ein Wort zu sprechen. Nicht ein einzigesmal in ihrem Leben war es ihr begegnet, eine Weisung hinsichtlich ihrer Toilette zu geben, und ihre Zofen, an diese unbedingte Gleichgültigkeit gewöhnt, kleideten sie nach ihrer Phantasie mit Kleidern, welche die geschickteste Nähterin von Paris nach ihrem Gutdünken gewählt hatte. Sie überließ sich ihren Bemühungen mit einer Art von Ungeduld, und schaute niemals in den Spiegel, um ihr Werk zu beurtheilen. Nachdem die Eine ihre Haare gekämmt und so aufgesteckt hatte, daß sie im Nacken einen kleinen Chignon bildeten, zog ihr die Andere ein schwarzes, mit Atlaß gefüttertes Baregekleid an, und die Dritte beeilte sich, die letzte Hand an diese Trauertoilette zu legen, indem sie um die Schultern ihrer Gebieterin eine Mantille von schwarzen Spitzen schlang.

„Gut! Das ist vollbracht!“ sagte das Fräulein von Clavières.

Dann entließ sie mit einem Winke ihre Zofen, und fuhr fort, gegen Carbonnet gewendet: „Haben Sie mir etwas zu sagen, Dorothea?“

„Eben nichts Besonderes,“ antwortete sie; „ich wollte das Fräulein nur fragen, ob ich meine Dienst bei Ihrer Frau Schwägerin fortsetzen soll, obwohl Rosette heute bei ihr eingetroffen ist.“

„Nein; das ist überflüssig, denk' ich," erwiederte Seraphine. Und nach kurzem Nachsinnen fügte sie bei: „Sagen Sie mir, Dorothea, aus welchem Grunde sind Sie auf der Nothwendigkeit bestanden, diese kleine Rosette wieder zu meiner Schwester zu thun?"

Bei dieser Frage schüttelte Carbonnet den Kopf, und lächelte fein. Es ist eine Wahl, auf welche Sie einige Wichtigkeit legen," fuhr Seraphine fort; „denn Sie haben mit mir davon gesprochen, selbst bevor ich nach Meudon ging, um meine Schwester abzuholen; Sie haben darauf gedrungen. Wie gesinnt, und wer ist dieses junge Mädchen?"

„Ein armes Geschöpf, welches Madame schier aus christlicher Liebe in ihre Dienste genommen hatte," erwiederte Carbonnet ruhig; „sie leistet nichts Besonderes, ich geb' es zu."

„Nun denn, warum haben Sie sie vorgeschlagen?" unterbrach sie das Fräulein von Clavières hastig.

„Weil sie hier keinen großen Lärm machen wird," erwiederte Carbonnet im nämlichen Tone, „weil sie nicht unabläßig beobachten, was man thut, hören wird, was man sagt, um dann bei ihrer Gebieterin ihre Ansichten darüber laut werden zu lassen. Sie ist ein kleines, sehr ruhiges Mädchen, dem man nie die mindeste Unverschwiegenheit hat vorwerfen können, das nie ein einziges Wort von dem, was man in seiner Gegenwart gesprochen, ausgeschwätzt hat."

„Sie ist stumm!" unterbrach sie Seraphine.

„Taubstumm von Geburt,“ versetzte Carbonnet; „eine Zofe, die nicht mehr spricht, als ein rother Fisch! Das ist eine köstliche Person, und ich habe gedacht, das Fräulein würden diese Wahl billigen.“

„Ich verlasse mich hiewegen auf das, was meine Schwester sagen wird,“ entgegnete das Fräulein von Clavières, innerlich zufrieden mit dieser Verfügung, welche an Feliciens Seite ein Wesen setzte, dessen guter Wille und Ergebenheit nothwendig unfruchtbar seyn mußten. Bald darauf begab sie sich zur jungen Frau, um ihr vorzuschlagen, in Saint-Roche die Messe zu hören; denn obgleich sie nicht andächtig war, überhob sie sich doch gewisser Aeußerlichkeiten nicht, welche sie bei der gottlosen Unthätigkeit ihrer Seele, gleichsam zum Zeitvertreib ausübte.

Rosette war, von Carbonnet begleitet, angekommen. Sie war ein armes, kleines, ziemlich hübsches Geschöpf, und so schwächlich, daß man auf den ersten Anblick hätte glauben können, daß sie kaum die Kinderjahre zurückgelegt habe. Obwohl sie zwanzig Jahre zählte, wiesen ihre Glieder noch die dünnen Formen der Kindheit; aber ihr Gesicht verrieth ein höheres Alter, als ihre Taille. Dieser Contrast entsprang aus ihrer Gebrechlichkeit; genöthiget, um sich verständlich zu machen, den Ausdruck ihrer Züge zu erzwingen, und die Sprache durch eine heftige Pantomime zu ersetzen, hatte sie an der Stirne verfrühte Runzeln, und eine leichte Falte markirte bereits ihr rothes Lippenband. Ihre Physiog-

nomie glich übrigens jenen unglücklichen Geschöpfen, die von ihrer Umgebung moralisch geschieden leben, und deren geistige Erziehung völlig nichtig ist. Ihr Blick war beweglich, unruhig, bisweilen unstät, und in ihrem Lächeln lag etwas Trauriges und Bestürztes, welches die beständig arbeitende Anstrengung einer ungewissen Intelligenz in mitten eines ewigen Schweigens bezeichnete.

Als das Fräulein von Clavières eintrat, betrachtete sie Rosette, die vor ihrer jungen Gebieterin stand, mit entzückter Miene, und bezeigte die Freude, welche sie fühlte, sie wieder zu sehen, durch ein schwaches, schweigendes Lächeln, welches der höchste Ausdruck ihrer Zufriedenheit war; dann, wie um auf der Stelle ihre Verrichtungen zu beginnen, machte sie ihr ein Zeichen, daß sie nicht mit tadelloser Sorgfalt gekleidet sey, und begann sie mit ihren kleinen gewandten Händen wieder zu ordnen. Feliciens Blick gegen die Thüre, das Fräulein von Clavières erwartend, wendete Rosette von diesem Geschäfte ab; auch sie schaute empor, und blieb bei dem Anblicke dieses Medusenhauptes wie versteinert. Ein fast unmerkbarer Wink Feliciens gebot ihr, ihre Physiognomie nicht sprechen zu lassen. Die junge Frau, alsogleich sich erhebend, eilte ihrer Schwägerin entgegen, und führte sie in den Salon, wo sie allein blieben.

Rosette und Carbonnet entfernten sich über die Diensttreppe. Die Stumme eilte flugs in den Garten; sie hatte eine von den Zofen bemerkt, die auf dem Wiesen-

plane einen faustgroßen Hund spazieren führte, dessen lange, in einen Chignon geschlungenen Haare, mit einer Schleife von Rosabändern befestiget waren.

„Geh und schwätze, wenn du kannst!" murmelte Carbonnet, als sie dieselbe ihre neue Gefährtin anreden sah, „ich wage nichts dabei, Euch beisammen zu lassen."

„Die Sonn- und Feiertagsmessen soll man hören," sagte das Fräulein von Clavières; „begleiten Sie mich nach Saint-Roche, meine liebe Felicie?"

„Allerdings, meine Schwester," antwortete sie; „dieß war mein Vorhaben; Sie sehen es, ich bin bereit."

Während sie vor dem Spiegel ihren Hut aufsetzte, näherte sich Seraphine dem Fenster, und blickte mechanisch in den Garten; alsogleich verzerrte sich ihr Gesicht, ihre Wangen rötheten sich, und sie wendete die Augen mit einer Bewegung von Wuth, Verachtung, Bestürzung und Schmerz weg; sie hatte die beiden Zofen auf dem Wiesenplane stehen sehen: die eine lachte laut auf; die Andere äffte mit der den Taubstummen eigenthümlichen Lebendigkeit die vorspringende Schnauze und das Kinnbackenspiel eines Schweines nach. Bevor Felicie ihren Hut zugeknöpft hatte, zeigte das Fräulein von Clavières wieder ihre gewöhnliche Physiognomie. Während des ganzen Tages vergaß sie auf diesen Vorfall; aber am Abende, als ihre Zofen sie zu Bette gebracht hatten, befahl sie, daß man sie allein lasse, und Carbonnet rufe.

„Ich bin unzufrieden," sagte sie empfindlich; „man

bedient mich mit unerhörter Nachlässigkeit. Diese Demoisellen zeigen eine unerträgliche Ungeschicklichkeit. Bisher hatte ich Geduld; aber zuletzt nimmt Alles ein Ende ich habe beschlossen, die Sache in Ordnung zu bringen.

„Zum Beispiele muß man zunächst Mademoiselle Zoé beabschieden," fuhr Seraphine fort; „vorzüglich sie ist's, mit der ich unzufrieden bin; sie taugt zu gar nichts, als Cupido im Garten spazieren zu führen."

„Das ist wahr," erwiederte Carbonnet gehorsam; „es bedurfte der ganzen Nachsicht des Fräuleins, um so lange Zeit eine Kammerzofe zu behalten, die kein anderes Talent besitzt, als jenes, einen kleinen Hund mit Rosabändern zu putzen."

„Morgen früh werden sie ihr den Abschied geben; sie soll mir nicht mehr vor die Augen kommen. Man müßte auch meine Schwester veranlassen, jene kleine Stumme fortzuschicken, Ihren Schützling; sie mißfällt mir."

„Ich habe dem Fräulein die Eigenschaften bezeichnet, die mich an sie denken ließen."

„Ja, Sie haben sie mir genau geschildert," unterbrach sie Seraphine mit einem ironischen Tone; „ein eingezogenes, verschwiegenes, kurzstummes Mädchen . . . Gehen Sie! Sie ist eben so schwatzhaft, wie die Andern."

„Gut!" dachte Carbonnet, für welche dieses Wort eine Entdeckung war, „die kleine Dumme hat vor Zoé gestikulirt, und das Fräulein sie gesehen."

„Meine Schwester muß dieses Geschöpf entlassen,“ fuhr das Fräulein von Clavières fort; Sie, Dorothea, werden sie bleibend ersetzen.“

Dieser Antrag empörte Carbonnet innerlich; sie fand ihre Rechnung nicht dabei; aber sie kannte ihre Gebieterin zu gut, um sich eine Weigerung zu erlauben, oder auch nur eine Bemerkung zu wagen, und mit unterwürfiger Miene sich verneigend, erwiederte sie hinterlistiger Weise: „Diese kleine Stumme ist in der That ein dummes Geschöpf; die Leute im Hôtel machen sich schon über sie lustig. Hätte man sie behalten, würde man sie Tag und Nacht im Zimmer ihrer Gebieterin haben einsperren müssen; je nun, sie hätte es nicht besser verlangt. Der Madame liegt übrigens nichts an diesem Kinde; nur der Herr Doctor interessirt sich für sie.“

„Herr von Ramsay?“ fragte Seraphine lebhaft.

„Ja, mein Fräulein,“ antwortete Carbonnet, indem sie eine empfindsame Miene anzunehmen suchte; „er ist ein so guter und so liebreicher Mann! Er hatte Rosettens Eltern, die sehr arme Leute sind, versprochen, sich um sie anzunehmen, und ich bin überzeugt, daß er sie nicht aus den Augen verlieren, und alles Mögliche thun wird, einen andern Dienst für sie zu finden.“

„Genau erwogen, kann man sie hier behalten,“ unterbrach sie das Fräulein von Clavières; „da Herr von Ramsay sich für sie interessirt, ist es genug; aber ich will nicht, daß sie zum Gespötte meiner Leute werde, Sie werden die Sachen so ordnen, daß sie weder mit

dem Vorzimmer, noch mit der Dienerschaft in Berührung kommt. Dieß ist Alles, was ich Ihnen zu sagen hatte, Madame Carbonnet."

Die Beschließerin entfernte sich, die Hände sich reibend und flüsternd: „Das ist gut! Könnte nicht besser seyn! Wie sie bei dem ersten Worte, das ich ihr von Herrn von Ramsay sagte, ihren Willen geändert hat! Sie, die niemals die mindeste Willfährigkeit für Jemand gehabt hat! Ei! ei! es wird komisch seyn, sie im Ernste verliebt zu sehen! Vielleicht werde ich ihre Vertraute."

Mehrere Tage verflossen, ohne irgend ein Ereigniß von einiger Wichtigkeit herbeizuführen; die Beziehungen zwischen Seraphinen und deren jungen Schwägerin, waren ruhig und gefällig; Herr von Ramsay nahm natürlich seine Stelle in dieser Vertraulichkeit ein, und benützte sie eifrig. Man sah übrigens wenig Besuche im Hôtel Clavières, und das darin geführte Leben war völlig einfach und eintönig. Dennoch gab es in dem Innern von jeder dieser Existenzen geheime Gemüthsbewegungen, und zwei von ihnen waren von Unruhen, von heftigen Aufregungen einer verhaltenen und verborgenen Leidenschaft heimgesucht. Aber diese drei Personen, welche sich täglich, fast stündlich sahen, argwöhnten wechselseitig ihre Geheimnisse nicht, und blieben in ihren Erwägungen isolirt. Das Fräulein von Clavières war schon dahin gekommen, zu gewahren, daß sie für Herrn von Ramsay Gefühle hege, von denen sie bisher sich keine Vorstellung gemacht hatte. Ueber das

erstaunt, was in ihrem Gemüthe vorging, überließ sie sich ohne Rückhalt dieser gebieterischen Neigung; sie genoß langsam, so zu sagen, ihre Liebe; sie berauschte sich heimlich in diesen unbekannten Regungen, und blickte nicht aus sich hinaus, so sehr war sie in die gemachte Entdeckung vertieft, daß sie ein Herz besitze. Da sie übrigens einen von jenen positiven Geistern hatte, welche selbst die Folgen ihrer Hinreissungen berechnen, und gewöhnt war, über ihre Person sich keine Täuschung zu machen, schmeichelte sie sich nicht, dem Herrn von Ramsay zu gefallen; sie entwarf nicht den eitlen und überflüssigen Plan, ihn durch Ergebenheit und Liebe die abscheuliche Häßlichkeit ihres Gesichtes vergessen zu machen; sie wußte zu gut, daß sie eine jener wahrhaft vom Himmel enterbten Frauensperson sei, die Niemand lieben könnte; aber sie dachte, daß Herr von Ramsay diese Beweise ihrer Liebe ohne Verschmähung empfangen würde, und sie heirathen könnte, ohne eine lächerliche Heirath zu schließen.

Es lag in ihr selbst ein Instinkt wilder Eifersucht, und dieß vielleicht war's, was sie bisher vor der Liebe bewahrt hatte; aber die Ungestaltheit des Herrn von Ramsay beruhigte sie; sie war überzeugt, daß er niemals geliebt, daß er nie zu lieben wagen würde. Diese Gewißheit genügte ihr, und in dieser entsetzlichen Selbstsucht ihrer Leidenschaft, sah und berechnete sie nur ihr eigenes Glück. Seinerseits errieth Herr von Ramsay Seraphinens Gefühle und Pläne nicht; er empfing mit

mehr Erstaunen als Sympathie die Beweise von Theilnahme, die sie an ihn verschwendete, und wußte ihr wahrhaft nur für die Freundschaft Dank, welche sie für Felicie zu hegen schien. Uebrigens mit seinen eigenen Angelegenheiten beschäftiget, in einen einzigen Gedanken versunken, verwendete er alle Aufmerksamkeit auf sich selbst, um die bitteren Wonnen, die Leiden, die unwillkürlichen Aufschwünge seines Herzens zu verbergen.

Die junge Wittwe war weit entfernt zu vermuthen, was auf dem Grunde dieses seit langer Zeit von einer verhängnißvollen Liebe unterjochten Herzens vor sich ging. Sie fuhr fort unschuldigerweise Herrn von Ramsay durch Proben ihrer grausamen Freundschaft, durch sinnreiche und bezaubernde Vertraulichkeiten zu quälen, welche sie sich erlaubte, wenn sie einen Augenblick allein waren, und sie mit ihm, wie früherhin, mit freiem und vertrauenden Wohlwollen sprechen konnte. Aber in Seraphinens Gegenwart fand sie ihm nichts mehr zu sagen; der Einfluß dieses spröden, gebieterischen Geistes lähmte alle ihre Eindrücke, und machte ihren Gedanken erstarren. Da das Fräulein von Clavières sie immer wandellos sah, schweigend, ein wenig traurig und in sich verschlossen, urtheilte sie hiernach, daß sie unbedeutend und albern wäre. Diese Art von Entdeckung bestärkte sie in ihrer guten Stimmung, und machte ihr eine innige Freundschaft vollends angenehm, von der sie Anfangs nicht so viel gehofft hatte. Sie faßte keinen Argwohn gegen eine Person, die sich so

gänzlich in den Schatten stellte, und verzieh ihr gerne die Reize ihres Gesichtes zur Entschädigung für das, was sie ihre geistige Nichtigkeit nannte. Die im Hôtel Clavières hergebrachten Gewohnheiten, ließen Felicien mehrere Stunden der Einsamkeit und Freiheit. Sie verlebte die Hälfte des Tages allein in ihrem Zimmer, und Anfangs war es ihr unmöglich, jene Art von Schrecken zu überwinden, den ihre geheimnißvolle Nachbarschaft ihr verursachte. Bei Tag schauderte sie ob dem mindesten Geräusche, bei Nacht fuhr sie erschrocken aus dem Schlafe auf, in der Meinung, den Namen der Miß Diana, oder den Schlußreim eines Liebesliedes in ihr Ohr zu hören; dennoch brach keine Stimme das Schweigen ihres Zimmers; sie vernahm nie etwas Anderes, als Rosettens leichten Tritt, welche mit den Bewegungen eines gezähmten Rehes um sie herum ging und kam. Einige Tage lang blieb das Cabinet zugeschlossen; dann trat Felicie eines Morgens fast zitternd in dasselbe, und lehnte sich mit den Elbogen auf den Balkon, der in den einem Urwalde ähnlichen Garten ging, worin, nach Carbonnets Aeußerung, bisweilen der alte Graf von Albys lustwandelte; aber die junge Frau sah Niemand; sie hörte nichts als den Flug der Vögel unter dem Laubwerke der Kastanienbäume, und das Säuseln des Windes, welcher weich die Wipfel der italienischen Pappeln bog. Am Abende kehrte sie zurück, um das Buch zu holen, das sie am Morgen auf dem Balkone vergessen hatte, und eilte alsogleich davon.

Am darauf folgenden Tage kam sie wieder, um sich an das Fenster zu setzen, ihr Buch in der Hand; später erkühnte sie sich, ihr Schreibezeug und Papier wieder auf den Gueridon zu legen, und zuletzt beschloß sie, aus dem Boudoir ihr Studircabinet und Maleratelier zu machen.

Sie begann sich zu überreden, daß sie den Namen Miß Diana und den Schlußreim der Barkarolle im Traume gehört habe. Dennoch verflossen manche Tage, bevor sie von diesem kleinen Gemache ruhig Besitz genommen hatte, worin es ihr besser gefiel, als in ihrem eleganten Salon, und in ihrem prächtigen Schlafzimmer. Sie konnte sich, in dasselbe tretend, einer gewissen Gemüthsaufregung nicht erwehren, und es dünkte ihr immer, daß eine Stimme hinter der Dame mit der Sammetmaske sich würde hören lassen. Oft, diese Unbekannte anstarrend, versuchte sie in Gedanken, ihr diese schwarze Maske abzunehmen, welche vielleicht der Maler selbst nicht gelüftet hatte, und wähnte ein blasses und thränenbenetztes Gesicht zu sehen.

Die Tracht dieses Porträtes schien ein sehr neues Datum anzuzeigen, und wahrscheinlich zu seyn, daß jene, deren Bildniß man so geheimnißvoll entwarf, noch lebte, und in der Blüthe ihrer Jugend und Schönheit stand. Daher dachte sich Felicie oft, sie mit besonderer Theilnahme, mit treuherziger Bewunderung betrachtend: „O! wenn ich ihr jemals begegne, werde ich sie wohl erkennen!“

Sie hätte gerne Herrn von Ramsay gefragt; denn sie vermuthete, daß er dieses Gemälde zur Zeit gesehen habe, da Herr von Clavières es an sich brachte; aber die Augenblicke, in denen sie in voller Freiheit mit ihm sprechen konnte, waren so kurz und so selten, daß ihr die Gelegenheit immer fehlte. Einmal jedoch, da der Arzt kam, trat Felicie ihrerseits in den Salon, wohin sich das Fräulein von Clavières noch nicht begeben hatte.

„Mein lieber Doctor, wie glücklich bin ich, Sie zu sehen!" rief die junge Frau aus, herzinnig ihm die Hand reichend, als ob sie ihn nach einer langen Abwesenheit sähe; „wir wollen endlich miteinander plaudern; ich habe ihnen so viele Dinge zu sagen!"

Bei dieser sanften und lieblichen Stimme bebte der Unglückliche, wendete das Antlitz ab, um nicht Feliciens süßem Blicke zu begegnen, den sie auf ihn richtete, und antwortete, indem er die Unruhe seines Gemüthes zu beherrschen suchte: „Mein Kind, auch ich wollte mit Ihnen sprechen. Sie haben oft eine Physiognomie, die mich beunruhiget. Ich sähe Sie lieber bisweilen traurig, als immer in so gleicher und gleichgültiger Laune. Warum leben Sie so in sich selbst zurückgezogen?"

„Weil ich Niemanden als Ihnen sagen könnte, was ich fühle, was ich denke," antwortete sie seufzend; „ich liebe Seraphine; sie ist so gut gegen mich; aber sie hat etwas in ihr, was mich beengt und erstarren macht; ich glaube, daß ich sie fürchte, und mach' es

mir lebhaft zum Vorwurfe; denn dieß ist fast Undankbarkeit, nach den Beweisen von Freundschaft, womit sie mich überhäuft."

„In diesem Mädchen liegen sonderbare Contraste!" murmelte Herr von Ramsay.

„Ich kann diese Regungen nicht überwinden," fuhr die junge Frau traurig fort; „in Seraphinens Gegenwart könnte ich meine Eindrücke, meine Gefühle nicht kundgeben. Aber auch Sie, mein guter Doctor, sprechen nicht mehr mit mir, wie ehedem; Sie richten nicht mehr die liebreichen Namen an mich, an die Sie mich gewöhnt hatten; Sie nennen mich ceremoniös Madame, und seitdem meine Schwester zwischen uns steht, bin ich nicht mehr Ihr Kind, Ihre liebe Felicie."

„O! Immer sind Sie es! Immer tief im Herzen," rief Herr von Ramsay aus; „Alles kann sich ändern und zu Grunde gehen um uns her und in uns selbst, Alles, nur nicht mein Wohlwollen für Sie!"

„O! ich weiß es wohl!" erwiederte sie, die Hand des Herrn von Ramsay ergreifend und an ihr Herz drückend.

Es trat ein Augenblick des Schweigens ein; der Arzt, in eine bittere Empfindung von Glück versunken, fühlte seine Vernunft schwach werden, und sein Herz nahe daran, dieser schmerzlichen Glückseligkeit mit Entzücken sich zu überlassen; aber gerade das Uebermaß seiner Gemüthsaufregung half ihm, sich nicht zu verrathen; stumm, unbeweglich und mit gesenktem Blicke,

schien er unempfindlich für diese peinlichen Beweise von Zuneigung, für diese süssen Worte, welche die junge Frau in der Reinheit und zarten Empfindsamkeit ihres Gemüthes an ihn richtete.

„Mein guter Doctor," fuhr sie fort, indem sie die Hand fahren ließ, welche sie noch hielt, und Herrn von Ramsay mit einer Miene anblickte, die ihn irgend eine Anvertrauung mußte ahnen lassen, „mein guter Doctor, ich habe Ihnen eine sehr seltsame Sache zu erzählen; aber sagen Sie mir vor Allem, sind Sie früherhin hierher gekommen? Kennen Sie die Wohnung, worin ich gegenwärtig mich befinde?"

„Ja, allerdings," antwortete er, über die Miene erstaunt, die sie angenommen, um eine so einfache Frage an ihn zu stellen.

„Dann," fuhr sie fort, „haben Sie jenes sonderbare Gemälde gesehen, welches im Cabinete ist?"

Und da der Arzt nicht zu verstehen schien, von welchem Gemälde die Rede sei, fügte sie hinzu:

„Es ist gewiß ein Porträt, das Porträt einer Frau, welche Gründe hatte, ihr Gesicht nicht zu zeigen; denn sie ließ sich mit einer Sammetmaske malen."

„Wie!" rief der Arzt mit äusserster Ueberraschung aus, „dieses Bild ist hier, bei Ihnen?"

„Ja, haben Sie es gesehen, Doctor? Erinnern Sie sich desselben?"

„Vollkommen."

„Und wo war es damals?"

„In Rom, im Atelier des Malers.“

„Und ich habe mich nicht geirrt, es ist ein Porträt?“

Der Arzt machte ein Zeichen der Bestätigung.

„Ist es das Porträt einer hübschen Frau?“ fuhr Felicie fort.

Ja! sie war schön,“ antwortete Herr von Ramsay seufzend.

„Sie haben sie gekannt!“ rief die junge Frau aus; „o! Doctor, Sie werden mir ihren Namen sagen, Sie werden mir ihre Geschichte erzählen.“

Er schwankte einen Augenblick, bevor er antwortete; dann sagte er mit einem ernsten und traurigen Tone: „Nein, mein Kind, dieß sind Geheimnisse, die ich Ihnen nicht offenbaren kann. Ich wußte nicht, daß dieses Gemälde hier sey. Sprechen Sie nicht davon, fragen Sie Niemand; Sie könnten, ohne es zu wissen, ohne es zu wollen, Dinge vermuthen machen, die auf ewig verborgen bleiben müssen.“

Bei dem Schluße dieser Worte trat das Fräulein von Clavières ein. Ihre Gegenwart hinderte Felicie, die begonnene Anvertrauung zu vollenden; sie bewahrte die Hälfte des Geheimnisses, welches sie seit einem Monate beschäftigte. Am Abende, als sie in ihrem Zimmer war, gab sie Rosetten zu verstehen, daß sie noch nicht zu Bette gehen wolle, und setzte sich, in das Cabinet tretend, dem geheimnißvollen Porträte gegenüber. Ihre Einbildungskraft schuf dann in einigen Minuten einen ganzen Roman. — „Es war ein junges Mäd=

chen," dachte sie sich; „es konnte jenen nicht heirathen, den es liebte. Vielleicht ist sie die Frau eines Andern geworden. Herr von Ramsay ist der Vertraute ihrer Liebe gewesen. Aber durch welchen sonderbaren Zufall ist dieses Porträt hierher gekommen? Wie ist es in gleichgültige Hände gerathen? Ohne Zweifel, weil jene nicht mehr lebt, die es vorstellt! Armes, junges Mädchen! . . ."

Ein unterdrückter Seufzer schien Feliciens Gedanken zu antworten. Sie bebte, trat einen Schritt zurück; dann horchte sie regungslos: man sprach hinter dem Gemälde.

Ein unsichtbares Drama.

7.

Felicie war dem Gemälde gegenüber stehen geblieben; starren Blickes, mit vor Ueberraschung, Schrecken und Neugier pochendem Herzen. Offenbar trennte sie nur dieses Bild von der Person, deren Schluchzen sie vernommen hatte; denn sie unterschied nun inmitten der Stille, welche jenem Ausbruche des Schmerzens gefolgt war, das schwache Geräusch eines unterdrückten und keuchenden Athmens, bald verrieth ihr das leise Anstreifen eines seidenen Kleides, daß die gegen die Wand sitzende Person mit einer raschen Bewegung aufgestanden war, und sie hörte sie ausrufen:

„Er kommt nicht! Ich habe den Muth gehabt,

ihn aufzusuchen; aber ich habe den Muth nicht, ihn zu erwarten; noch eine so qualvolle Stunde, und er fände mich todt."

Diese Stimme, deren Klang von Jugend zeugte, hatte einen ungestümmen Ton, eine scharfe und sonore Schwingung, welche Felicien überraschte: sie stellte sich die Physiognomie, die Geberde, die Haltung dieser Unbekannten vor, und lieh ihr die männliche und düstere Schönheit einer Medea oder Herodias. Man hätte glauben sollen, daß diese Frau, also sprechend, sich an irgend Einen gewendet, der bisher geschwiegen. In der That, der Tritt eines Mannes wiederhallte auf dem Fußboden, und schien sich zu nähern; dann hörte Felicie eine andere Stimme, welche sagte: „Wenn er noch zögert, muß man darauf verzichten, ihn zu erwarten."

„Darauf verzichten, ihn zu sehen, jetzt, da ich ihn bis hierher aufgesucht habe!" — unterbrach heftig die Dame. — „O, nein, nein! ich muß heute diesen Becher leeren, den ich seit einem Monate Tropfen für Tropfen trinke; ich muß endlich aus dieser Todesqual heraustreten, oder ihr unterliegen."

„Leiser, um Gotteswillen!" erwiederte der Mann halblaut; „irgend ein Diener des Hauses könnte in der Nähe herumstreichen, und Sie hören."

„Da sieht man's doch, wie weit er mich gebracht hat!" murmelte die Dame schmerzlich; „mich heimlich bei ihm einzuschleichen, um eine Unterredung zu erhalten."

„Das ist eine Gunst, für die ein Taugenichts, wie

ich, Ihnen auf den Knien danken würde," entgegnete der Mann mit ungezwungenem Tone, der mit der Aufgeregtheit der jungen Dame sonderbar contrastirte; „aber er!... er ist, meiner Treu! im Stande, zu bedauern, daß eine Frau ihm zu Gefallen sich bloßstellt."

„Sie haben mir heute Abend nur grausame Worte zu sagen!" unterbrach ihn wieder die Dame; „sollten Sie so sprechen, Sie, sein Verwandter, sein Freund!"

„Sein Verwandter, mehr nicht," versetzte der Mann, immer mit dem nämlichen kalten und fast sardonischen Tone. „Ei, ei! ich schmeichle mir nicht, der Freund eines so tugendhaften Jünglings zu seyn; ich, der Ausbund der Taugenichtse, das wahre Muster eines Spitzbuben von Neffen, von der Erbschaft eines Millionär-Onkels zum voraus zehrend, ich bin nicht würdig, mich diesem Modelle junger Leute ohne Schulden und ohne Liebchen an die Seite zu stellen. Und dennoch, sehen Sie, welche großmüthige Rolle ich hier spiele! Jedem Anspruche entsagend, vergessend, daß Sie meine Huldigung verschmäht und mein angebotenes Herz von sich gestossen haben, bin ich Ihr verschwiegener und ergebener Vertrauter geworden."

„Das ist großmüthig von Ihrer Seite!" erwiederte die Dame mit dumpfer Stimme; „aber bisher sind Ihre Rathschläge und Tröstungen für mich sehr unglücklich ausgefallen!"

„Einst... bald, werden Sie mir mehr Gerechtigkeit wiederfahren lassen," erwiederte der Vertraute mit einem

sonderbaren Tone. — Und nach kurzem Schweigen fügte er hinzu: „Lucian darf nicht erfahren, daß ich Sie hierher begleitet habe; wenn er kommen wird, werde ich durch diese Thüre fortgehen, welche auf die Diensttreppe führt, und er wird meine Anwesenheit nicht vermuthen; ich werde Sie bescheiden fünfzig Schritte vom Hôtel erwarten. Der Kammerdiener, der uns hereingeführt, wird Spähe halten, und mich in Kenntniß setzen, wenn Sie fortgehen, und Sie werden den Wagen vor der Thüre finden."

„Gut!" antwortete die Dame mit kurzer Stimme.

Ein langes Schweigen folgte diesen Worten. Felicie, unbeweglich und den Leib vorwärts geneigt, in der Haltung einer gespannten Aufmerksamkeit, schien an den Platz gebannt, den sie seit den ersten Worten dieses Gespräches eingenommen. Sie machte sich einen Vorwurf, es angehört zu haben; aber eine Neugier voll Gemüthsaufregung erhob sie über ihre Gewissenszweifel, und sie erwartete mit einer unaussprechlichen Bangigkeit die Entwickelung dieser sonderbaren Scene. In der Unschuld und Reinheit ihrer Seele, in ihrer völligen Unkenntniß der Leidenschaften, hatte sie sich von einer ähnlichen Lage nie eine Vorstellung gemacht, und was sie hörte, war wie eine Offenbarung, die ihr Gemüth mit Erstaunen, Unruhe und Schrecken erfüllte.

Indessen schritt der Zeiger der Pendeluhr auf Mitternacht zu; Alles schwieg, und Frau von Clavières hätte glauben können, daß die unsichtbaren Personen

dieses geheimen Drama, welches wenige Schritte von ihr spielte, fortgegangen seyen, würde sie nicht von Zeit zu Zeit einige dumpfe, unverständliche Worte den Lippen der jungen Dame entschlüpfen, und die ruckweisen Schritte des Mannes gehört haben, der im Gemache auf und ab ging.

Endlich störte ein Geräusch, das sie nicht gewahren konnte, aber errieth, die beiden Personen aus ihrem schweigsamen Brüten auf. Das Knarren einer Thüre verkündete Felicien, daß der Mann über die Diensttreppe verschwunden sey, und sie hörte die junge Dame, die mit hastigem Schritte in die Tiefe des Gemaches zurückkehrte, und in einen Stuhl sank, mit erlöschender Stimme murmeln: „Er ist's!" — Fast in demselben Augenblicke trat Jemand ein, und rief mit einem unaussprechlichen Ausdrucke von Ueberraschung, Unruhe und schier Schrecken aus: „Miß Diana!"

Felicie erkannte auf der Stelle diese Stimme; sie war jene ihres unbekannten Nachbars, desjenigen, den sie m e z z a - v o c e den Schlußreim der Barkarolle hatte singen hören. Während einer Minute vernahm sie kein Wort mehr, selbst nicht einen Ausruf, einen Seufzer; aber sie unterschied den Tritt des jungen Mannes, der sich langsam näherte, und es dünkte ihr, die junge Dame zittern und beben zu hören.

Durch eine sympathetische Bewegung preßte sie ihre beiden Hände an ihr Herz, welches heftig schlug, und, den Athem zurückhaltend, kniete sie auf den Divan, und

lauschte aus allen Kräften ihres Geistes und ihrer Aufmerksamkeit. Die Dame schien endlich die schreckliche Gemüthsaufregung zu überwinden, die ihre Worte erstickte, und sagte mit einer abgebrochenen, Anfangs schwachen Stimme, welche aber bald erstarkte, und sich bis zur Heftigkeit belebte: — „Sie erwarteten diesen Schritt nicht, Lucian. Er beweiset Ihnen die Lage, in der ich bin, und die Verzweiflung, in welche Ihr Betragen mich gestürzt hat. Es mußte wohl so kommen. Sie antworteten auf meine Briefe nicht, und als ich Sie um eine letzte Unterredung bitten ließ, sind Sie abgereiset, ohne mich auch nur Ihrer Verweigerung zu würdigen. Ich erwartete Sie einen ganzen Tag lang, und am Abende erfuhr ich, daß Sie Paris verlassen hätten. Wissen Sie, daß ich damals eine schreckliche Furcht hegte... jene, vor ihrer Rückkehr zu sterben? Denn, sehen Sie, Lucian, ich bedurfte einer Erklärung; ich will wissen, warum und durch wen wir getrennt sind. Woher kommt dieser Bruch? Nichts, was ich weiß, hat ihn begründet; er ist weder aus einem Mißvergnügen, noch aus einer Laune Ihres Herzens entsprungen. Sie sind mir nicht untreu gewesen; aber eines Tages haben Sie sich, ohne Grund, entfernt, haben Sie mich verlassen. Ah! mein Herr, das ist grausam, das ist schändlich, was Sie da gethan haben!"

Der junge Mann brachte kein Wort hervor; aber Felicie glaubte zu errathen; daß er gegen diesen Vor=

wurf durch eine Geberde schmerzlicher Entrüstung protestirte.

„Was hat sich denn ereignet, was Ihr Benehmen erklären könnte?“ fuhr die Dame fort; „was können Sie sagen, um es zu entschuldigen? Daß Sie mich nicht mehr lieben?“

„Ich würde lügen!“ rief der junge Mann aus.

„Ja,“ erwiederte sie; „denn Sie haben mich nie geliebt! Gehen Sie! Ich habe bis auf den Grund Ihres Herzens gesehen, und mir nicht geschmeichelt, es gefesselt zu haben. Ich hatte es verführt, das ist Alles. Ich täuschte mich nicht über Ihre Gefühle, selbst da ich die Hoffnung, die Gewißheit hatte, daß Sie Ihr Geschick mit dem meinigen unwiderruflich verbinden würden. Ich wußte, daß es meine eigene Leidenschaft war, die Sie fortriß und Ihr Herz entzündete, daß Sie sich, so zu sagen, an dieser glühenden Quelle berauschten.

„Aber ich liebte Sie hinreichend, um mich mit diesem schwachen Wiederstrahle meiner eigenen Liebe zu begnügen. Ja, dieß war genug, und das Recht, für Sie zu leben, Sie mit Beweisen meiner Zärtlichkeit zu überhäufen, genügte zu meinem Glücke. Aber auf dieses Recht muß ich verzichten, haben Sie gesagt. Warum? Ich frage Sie. Wenn der Richter ein Todesurtheil ausspricht, eröffnet er dem Verurtheilten die Gründe seines Erkenntnisses.

Und als der junge Mann schwieg, fuhr sie ungestüm fort:

„O! Gott! Mein Gott! Meine Stimme dringt nicht bis in Ihr leeres und eisiges Herz! es versteht diese unaussprechlichen Schmerzen nicht. — Hören Sie, Lucian;“ sprach sie in ruhigerem Tone weiter, aber mit einer Art von Ironie, von verhaltener Bitterkeit, „ich kann nicht glauben, daß dieß Alles die Wirkung einer grausamen Laune sey. Ein Mann von Ihrem Character handelt nicht ohne Grund, ohne Berechnung.

„Vielleicht würde diese Heirath Ihren Stolz, Ihren Ehrgeiz nicht völlig befriedigen; vielleicht werden Sie finden, daß Miß Diana Nevil, Tochter eines Pairs von England, und eine der reichesten Erbinnen des vereinigten Königreiches, keine Ihrer würdige Partie ist. Es giebt auch andere Vorzüge, welche, in Ihren Augen, mir vielleicht fehlen.“

„Wären Sie minder schön, minder reich, und von minder hohem Range, so hätte ich vielleicht nicht die Kraft gehabt, Ihnen zu entsagen!“ antwortete der junge Mann mit einem kurzen und schmerzlichen Tone: „jene Vorzüge, auf die Sie mit Recht stolz sind, sie sind es, die unsere Trennung gebieten. Bewahre mich der Himmel vor dem Scheine einer eigennützigen Berechnung!“

„Was sagen Sie?“ unterbrach sie ihn mit demselben ungläubigen Tone und heimlich erzürnt; „Ihre Empfindlichkeit beunruhiget sich, Ihr Stolz empört sich bei dem Gedanken, daß man Sie in Verdacht haben könnte, indem Sie mich heirathen, eine Geldheirath zu machen! Aber war ich vor einigen Monaten minder

reich, als Sie ohne Bedenken in die Theilung dieses Vermögens einwilligten?"

„Damals war ich über meine wahre Lage nicht aufgeklärt, wie jetzt," antwortete der junge Mann mit Anstrengung; „damals konnte ich, ohne in meinen eigenen Augen mich zu erniedrigen, eine Gemeinschaft des Besitzes annehmen, wozu wir, Sie ein fast königliches Vermögen, ich ein mittelmäßiges Erbe und ungewisse Hoffnungen, beibrachten."

„Ihr Entschluß hat also keinen andern Grund, als diese Bedenken?"

„Keinen andern, als die Sorge für meine Ehre."

„Und diesen Empfindlichkeiten opfern Sie mich auf!" rief die junge Dame mit ironischer Heftigkeit aus, die sich bald in Zärtlichkeit und Thränen verwandelte; „ja Sie sind stolz Sie haben eine große Seele! Lieber, als das Vermögen von einer Frau anzunehmen, stossen Sie ihre Hand zurück, verschmähen Sie ihre Liebe. Das ist uneigennützig! Das ist edel! Das ist schön!"

Und nach kurzem Schweigen, fügte sie mit einem unaussprechlichen Ausdrucke des Vorwurfes, des Unwillens und der Leidenschaft hinzu: In der gräßlichen Selbstsucht Ihres Stolzes, haben Sie meine Leiden für nichts gerechnet. Sie haben nicht bedacht, was mir das kosten würde, was Sie die Sorge für Ihre Ehre nennen. Sie haben sich's nicht träumen lassen, daß ich sie mit dem ganzen Glücke meines Lebens bezahlte!"

„Ersparen Sie mir diese Vorwürfe: Zwingen Sie

mich nicht, darauf zu antworten, Miß Diana!" unterbrach sie der Mann mit einem Tone, der einen tiefen Schmerz und zugleich eine innerliche Gereiztheit verrieth. Dann plötzlich sich beschwichtigend, fuhr er mit ruhiger Traurigkeit fort: Ich hege die Hoffnung, die innerliche Ueberzeugung, Diana: an dieser Wunde Ihres Herzens, Ihres Stolzes, werden Sie nicht lange leiden. Nichts ist auf ewig verloren, weder Ihre Ruhe, noch ihr Glück. Sie zählen zwanzig Jahre, Sie sind schön, Ihr Daseyn ist von allem Glanze, von allen Freuden umgeben. Die Welt, worin Sie eine so hohe, so beneidete Stelle einnehmen; die Welt, worin so viele Huldigungen Ihnen gebracht werden, wird Sie bald zerstreuen, dann wird eine andere Liebe Sie trösten. Sie werden mich vergessen, man vergißt Alles."

„Ah! Wollte Gott, daß es wahr wäre, dieses grausame Wort! Dann könnte ich leben!" rief die junge Dame mit einem Tone aus, der Felicien schaudern machte, und ohne Zweifel denjenigen rührte, an den diese Worte gerichtet waren; denn er murmelte mit gebrochener Stimme: Um den Preis meines Blutes möchte ich aus Ihrem Leben und dem meinigen den traurigen Tag vertilgen, an dem wir uns zum erstenmale gesehen haben! jenen noch unseligeren, an dem wir gegenseitige Verheissungen ausgetauscht haben."

Dem Anscheine nach glaubte die verlassene Geliebte in diesen Worten den Ausdruck einer Reue zu sehen; es dünkte ihr vielleicht, daß dieses Herz, welches sich

von ihr entfernen wollte, in seinem Entschlusse schwankte; denn sie rief mit einer Rückkehr plötzlicher Hoffnung aus: Lucian! Sie haben diese Verheissungen nicht vergessen, die Sie verläugnen! Ah! wir sind noch nicht ganz getrennt! Ihr Herz schwanket. Sie fürchten gleich sehr, unsere Bande zu brechen und sie wieder zu knüpfen. Wohlan! vertagen wir unsere Entschlüsse, und lassen wir uns gehen, wohin das Schicksal uns führen wird. Wir werden uns täglich sehen, wie ehedem. Mein Gott! Ich werde nicht begehrlich seyn. Ich werde keine Rechenschaft von Ihren Schwankungen, von Ihren Launen verlangen, ich werde mich über Ihre Gleichgültigkeit nicht entrüsten. Ich werde mich mit den lediglich freundschaftlichen Verhältnissen begnügen. Was sag' ich! ich werde damit glücklich seyn; denn, ich fühle es nun, von Ihnen kann ich Alles erdulden, mit Entsagung, mit Freude. Ich kann Alles ertragen, nur nicht Ihre Abwesenheit. Lucian, es bleibt dabei, Sie werden morgen kommen."

„Morgen werde ich abgereiset seyn," erwiederte er mit veränderter, aber fester Stimme.

Bei diesem entscheidenden Worte fühlte Frau von Clavières einen Schauer durch ihre Adern rieseln; mit mechanischer Bewegung neigte sie sich gegen das Gemälde, ihren Athem zurückhaltend. Ihr Gesicht berührte fast das Bild, das allein sie von den Theilnehmern an diesem unsichtbaren Drama trennte, und es dünkte ihr, daß ein Arom, der heftige Wohlgeruch eines Fläsch-

chens, welches ohne Zweifel Miß Diana in ihrer Hand hielt, bis zu ihr drang. Einen Augenblick lang hörte sie nichts mehr, und diese Stille, diese Unbeweglichkeit, erschreckten sie mehr, als Jammern und Schluchzen. Endlich fuhr der junge Mann mit einem ernsten und eindringlichen Tone fort:

„Trennen wir uns nicht mit bitteren Worten, Diana; lassen Sie mich wenigstens als ein Freund von Ihnen scheiden. Einst, wenn Sie werden getröstet seyn und einen ruhigen und unbefangenen Blick auf die Vergangenheit werfen können, werden Sie sich meiner ohne Groll erinnern. Dann wird es Ihnen vielleicht süß seyn, unsers Abschiedes zu gedenken, sich zu gestehen, daß er schmerzlich war, aber würdig."

„Sie reisen morgen!" murmelte die junge Dame, wie wenn sie von allem Gehörten nur dieses einzige Wort behalten hätte: „Ah! das war beschlossen! und wird Ihre Abwesenheit lange dauern?"

„Ja, lange, glaub' ich," antwortete der junge Mann immer mit dem nämlichen traurigen und entschlossenen Tone.

„Also," fuhr die junge Dame mit einer verhaltenen Heftigkeit fort, die jedoch bald überströmte, „also Sie reisen mit leichtem Herzen, zerstreuten und zufriedenen Geiste mit ruhiger Seele, und ich bleibe zurück, Qualen preisgegeben, die Sie nicht nur nicht beklagen, sondern die Sie sogar nicht zu begreifen vermögen. Sie haben einen

Abgrund um mich her gegraben, in welchen meine Vernunft mit meinem schon zerstörten Glücke stürzen muß. Mit Schrecken messe ich die Tiefe, an deren Rande ich wanke. Erst vor einem Augenblicke hat der Schwindel des Wahnsinnes mein Gehirn erschüttert. Ich fühlte meine Vernunft sich verwirren.

„Ja, während Sie sprachen, schien es mir, als ob eine tödtliche Kälte in mein Inneres dränge, und mein Herz zu Eis erstarrte, welches aufhörte, zu schlagen. Meine Kraft, mein Wille, mein Schmerz, meine Liebe, Alles ging in mir zu Grunde, und in dieser vorübergehenden Vernichtung meines ganzen Seyns, hab' ich das Glück begriffen, zu sterben! Sehen Sie, dieß haben Sie aus mir gemacht, Lucian! O! wenn ich vor dem Ende dieser Todesqual, welcher ich unterliegen werde, einen einzigen Augenblick aufhörte, Sie als meinen Geliebten zu lieben, müßte ich Sie als meinen Henker hassen!"

Der junge Mann machte eine Bewegung; Frau von Clavières merkte, daß er aufgestanden war, und hörte ihn bald mit einer bewegten, heimlich drohenden Stimme sagen: „Scheiden wir Miß Diana, für Sie, für mich, ist es Zeit dazu, wir würden diese Unterredung nicht verlängern, ohne uns tödtliche Wunden zu versetzen."

„Ei! Was kann ich jetzt fürchten?" antwortete sie, „welch' tödtlicheren Schlag können Sie gegen mich führen? Sprechen Sie! Wo werden sie mich treffen?" und als er sein düsteres Schweigen bewahrte, fuhr sie mit

einer abwechselnd wüthenden und flehenden Stimme fort:

„Unsinniger! Sie glaubten, nur Ihr Herz mir entzogen zu haben, und Sie haben mein Leben genommen. Ach! ich spreche mit Thränen zu Ihnen, mit Ausbrüchen des Schmerzens, die den grausamsten Haß erweichen würden, und ich kann von Ihrer Gleichgültigkeit nicht ein Wort der Sympathie, keinen Blick des Mitleidens erhalten! Sie sehen es also nicht ein, daß Sie mich tödten! Wenn ich diesen Qualen nicht unterläge, was wäre mein Leben fortan? Ein entsetzliches Nichts, etwas Gräßliches, das weder Leben noch Tod seyn würde.

„Und Sie sind es, der mich kaltblütig verworfen, der mich in meinen Hoffnungen, in meinem Glücke, in meiner Liebe getödtet hat. Die Empfindlichkeit Ihrer Ehre fordert es, sagten Sie! Aber sollen Sie sich nicht auch ein wenig um die meinige bekümmern, Herr Graf? Denken Sie, daß sie durch diesen Bruch, durch den Schritt, welchen ich in diesem Augenblicke mache, nicht bloßgestellt ist? Sehen Sie, ich bin allein da bei Ihnen, mitten in der Nacht, ich, Miß Diana Nevil. Wenn man es morgen wüßte, wenn man zu gleicher Zeit erführe, daß Sie fortgereiset sind, wär' ich entehrt, verloren, und hätt' ich dann nicht das Recht zu sagen, daß Sie ein wortbrüchiger, niederträchtiger Mann sind!“

Bei dieser empfindlichen Beleidigung machte der junge Mann eine Bewegung, wie Jemand, der von Zorn und Entrüstung erfaßt zurückfährt, und fast im nämli-

chen Augenblicke hörte Frau von Clavières das unglückliche junge Mädchen auf die Knie fallen, mit dem Ausrufe: „Verzeihen Sie! Verzeihen Sie mir Lucian! Ich bin wahnsinnig. Wenn sie nicht wollen, daß ich vor Schmerz zu Ihren Füssen vergehe, so schauen Sie mich nicht mehr mit diesem finstern, zornigen Blicke an, mit diesem Ausdrucke von Geringschätzung und Groll. Aber sehen Sie nicht, was mich verwirrt, und Worte der Drohung und des Hasses mir in den Mund legt? Sehen Sie nicht, daß ich eben erst log, als ich mich stellte, an diese Bedenken zu glauben, an dieses unerbittliche Ehrgefühl, das Ihnen zum Vorwande diente. Sie trennen sich von mir, weil Sie untreu sind. Nur die Liebe, welche Sie für eine andere Frau fühlen, kann Ihnen diesen grausamen Muth geben."

„Ich schwöre Ihnen bei meiner Ehre, daß ich die Wahrheit gesagt habe!" rief der junge Mann mit Energie aus.

„Ihr Benehmen widerlegt Ihren Schwur!" unterbrach ihn die Dame mit düsterer Heftigkeit; „ich glaube Ihnen nicht, und wenn ich Ihnen glaubte, würde ich Sie für einen schwachen Mann halten, ohne Herz, welcher die Frau, die er liebt, einem ich weiß nicht welchem Hirngespinste opfert!"

Anstatt zu antworten, kehrte der junge Mann langsam in den Hintergrund des Gemaches zurück, und führte Miß Diana wieder an den Platz, den sie verlassen hatte, indem er zu ihr mit einem unaussprechlichen Ausdrucke

von Würde, Schmerz und unterdrückter Entrüstung sagte: „Ich habe die Wahrheit gesprochen, Miß Diana; aber nicht die volle.“

„Ah! endlich!“ murmelte sie mit erloschener Stimme.

Eine unbekannte Schuld.

8.

Nach kurzem Schweigen fuhr der junge Mann mit eben so bitterem als ruhigem Ausdrucke fort: „Hören Sie mich an, Miß Diana, hören Sie mich an, ohne mich zu unterbrechen, ohne gegen die Thatsachen zu protestiren, die ich Ihnen erzählen will; denn dieß wäre vergeblich: ich meinerseits würde Ihnen nicht glauben.

„Vor einigen Jahren wohnte ein schon alter Mann ein Fremder von hohem Range und unermeßlichem Vermögen, mit seiner einzigen Tochter in einer von unseren Städten des südlichen Frankreichs. Das junge Mädchen zählte kaum fünfzehn Jahre; aber bereits öffnete sich ihr Gemüth den Leidenschaften, welche das Daseyn weiblicher Wesen so gewaltig trüben, die nicht eine strenge Erziehung gegen die Hinreissungen des Herzens verwahrt hat. Sie besaß einen lebhaften Geist, einen ungestümen, und doch der Verstellung fähigen Character. Zu früh falsch und verderbt, täuschte sie ihren Vater. Sie hatte einen Liebhaber in einem Alter, wo die jungen Mädchen noch nicht wissen, daß es eine andere Liebe giebt, als jene, die sie für ihre Eltern fühlen.

Diese Worte hörend, machte die junge Dame eine Bewegung, und erwiederte mit wenig zuversichtlicher Stimme: „Die Verleumdung hat vielleicht in Ihren Augen dieses Kind beschimpft; es konnte eine Unvorsichtigkeit begehen, aber kein Verbrechen.“

„Unterbrechen Sie mich nicht, Miß Diana!“ antwortete der junge Mann ernst; „Sie werden es rechtfertigen, wenn Sie dieß können, sobald ich Alles gesagt habe.“

„Die unglückliche Tochter täuschte ihren Vater und ihre Erzieherin, welche über ihre Aufführung wachte; sie besaß Selbstbeherrschung genug, um ihre Gefühle zu verbergen, und ohne daß man diese Intrigue vermuthete, verschenkte sie ihr Herz, versprach ihre Hand einem jungen Manne, der, von ihrem Vermögen mehr noch als von ihrer Schönheit angezogen, die Niederträchtigkeit beging, die Zwischenfälle dieses Romanes so zu berechnen, daß sie unvermeidlich zur Ehe führen mußten. In dieser Art von Intrigue erfahren, wußte er, daß er, zur Sicherung ihres Erfolges, seine Versuche bis zum Ausgange verhehlen, jeden Verdacht entfernen müsse. Seine Maßregeln waren so gut getroffen, seine Verhältnisse zu dem jungen Mädchen so sehr in Vorsicht und Geheimniß gehüllt, daß an dem Tage, da er mit ihr entfloh, noch Niemand ihre Verbindung vermuthete. Eine Fügung der Vorsehung, ein im Zimmer des jungen Mädchens vergessener Brief, brachte den unglücklichen Vater auf die Spur der Flüchtigen; er eilte ihnen

nach, holte sie in einem Landhause ein, wohin der Verführer das unglückliche Kind gebracht hatte. Dann...

„Doch wozu Sie an die Einzelnheiten jener Scene erinnern, wo der Mann ohne Herz und ohne Ehre, der auf die Schwachheit und Verzweiflung eines Greises, auf die Liebe und leeren Verheissungen eines jungen, romanhaften Mädchens gerechnet hatte, in seiner eigenen Schlinge sich gefangen sah? Die Unvorsichtige, welche ihm gefolgt war, besaß dann als ganzes Vermögen eine kleine, von ihrer Mutter ihr hinterlassene Rente; der beschimpfte Vater erklärte, daß er seine Heirathsbewilligung ertheile, aber die Vorkehrung treffen würde, seiner natürlichen Erbin das Ganze seines Vermögens zu entziehen. Das junge Mädchen hatte den Edelmuth, darauf einzugehen. Der Geliebte weigerte sich. Eine Stunde danach führte der Vater sein auf immer entehrtes Kind fort, dessen Schwäche er aber wenigstens vor den Augen der Welt verbergen konnte. Es gab weder Aufsehen noch Scandal; der Ruf war gerettet, wenn auch nicht die Ehre. Das junge Mädchen konnte glauben, daß dieses schimpfliche Geheimniß für immer verborgen bliebe, sie hat es bis zu diesem Augenblicke geglaubt. Bald starb ihr Vater; er war, so zu sagen, der einzige Zeuge ihrer Schuld gewesen, und dann vergaß sie dieselbe, wie es scheint. Ja, ich glaub' es, Miß Diana Nevil hat Raimund von Maussane vergessen; denn wenn, der Vergangenheit eingedenk, sie ihrer ersten Liebe sich erinnert hätte, würde sie mich

heute nicht gefragt haben, warum ich ihr Vermögen und ihre Hand nicht annehmen könne."

Ein langes Schweigen folgte diesen Worten, welche der junge Mann rasch und mit unterbrochener Stimme gesprochen hatte. Man hätte sagen können, daß jene, an die er sie richtete, wie versteinert war; denn unter der Wirkung eines so harten Schlages brachte sie keinen Ausruf hervor, vergoß sie keine Thräne. Endlich aus ihrer Erstarrung auftauchend, machte sie eine Bewegung, sagte sie mit einer Kaltblütigkeit, welche das Aeußerste der Herabwürdigung, oder der höchste Ausdruck der Verzweiflung war: „Gehen wir! Alles ist zu Ende."

Frau von Clavières merkte, daß sie aufgestanden war, und etwas um sich herum suchte, wie Jemand, der sich mechanisch fortzugehen anschickt. Auch der junge Mann hatte sich erhoben."

„Verzeihen Sie mir," sagte er mit schmerzlicher Gemüthsbewegung, „verzeihen Sie mir das Uebel, das ich Ihnen so eben zugefügt habe; glauben Sie es, Diana, auch ich habe sehr gelitten . . . ich hätte diese peinliche Rechtfertigung meines Benehmens, meiner Entschlüsse, zu ersparen gewünscht . . . Ach! warum haben Sie mich gezwungen, Ihnen zu sagen, daß ich dieses traurige Geheimniß wußte?"

„Wer hat es Ihnen entdeckt?" fragte sie mit hohler Stimme . . .

„Ein Mann, den ich hasse, den ich verachte, und dessen Namen ich Ihnen verschweigen muß."

„Ich glaube ihn zu kennen!" murmelte sie. „O! Falschheit, schändlicher Verrath!"

Dann fuhr sie mit einem ruhigeren Tone fort, gegen den jungen Mann gewendet: „Ich bin von Einem Ihrer Leute hier eingeführt worden. Nun will ich fortgehen; aber nicht mit Wissen dieses Dieners. Können Sie mich nicht fortbringen, ohne daß Jemand mich sieht?"

„Ich will Sie über die Diensttreppe hinuntergehen lassen," antwortete er; „wir brauchen nur durch den Hof zu gehen."

„Nein, nein," unterbrach sie ihn rasch; „Ihr Kammerdiener ist eben unten. Giebt es keinen andern Ausgang?"

„Die kleine Gartenthüre, welche auf die Champs-Elysées führt."

„Gut! Gehen wir!" versetzte sie, immer mit der nämlichen Ruhe. „Sie werden mich bis dahin begleiten, und mich verlassen; in zwei Schritten werde ich meinen Wagen und meine Leute finden."

„Sie täuscht ihn!" dachte Frau von Clavières, von einer traurigen Ahnung ergriffen. „Großer Gott! was ist ihre Absicht?"

„Gehen wir!" wiederholte die junge Dame mit dem nämlichen düstern und kalten Tone; „gehen wir, mein Herr! . . ."

Sie entfernten sich. Frau von Clavières hörte das Geräusch ihrer Schritte im Hintergrunde des Gemaches verhallen, und mehrere Thüren hinter ihnen sich schlie-

ßen. Dann löschte sie ihr Licht aus, und eilte an das Fenster des Cabinets. Es war ungefähr ein Uhr nach Mitternacht; der wachsende Mond streckte seine Sichel durch die Wolken, und entsendete schwache Strahlen, deren Licht auf den finstern Massen von Grün erlosch, welche den Garten bedeckten. Dennoch gewahrte Felicie bald, von diesem dämmernden Zwielichte begünstiget, zwei Schatten, die über die grauliche Vorderseite des Hôtels von Albys hingleiteten. Sie zweifelte nicht mehr; dort war es wohl, wo ihr unbekannter Nachbar wohnte! Dort war es, wo die Scene sich so eben ereignet hatte, deren unsichtbare Zeugin sie gewesen. Sie konnte die beiden Gesichter nicht unterscheiden, die sich im Dunkel bewegten, und dachte sich, daß es ihr gewiß unmöglich seyn würde, sie zu erkennen, wenn sie dieselben jemals am hellen Tage wieder sähe. Inzwischen entgingen ihr alle ihre Bewegungen nicht; über die Treppe getreten, eilten sie eine der Seitenalleen des Gartens entlang, und verschwanden unter einer Gruppe von Bäumen, die an die Einfriedungsmauer stieß. — Einige Minuten später kam der junge Mann allein zurück, langsamen Schrittes, und nachdem er einen Augenblick stillgestanden, wie um zu athmen und sich zu erholen, trat er in sein Haus.

Die junge Wittwe sank auf einen Divan, und legte ihre heiße und müde Stirne in ihre gefalteten Hände. Alles eben Gehörte hatte wie ein schrecklicher Traum sie erfaßt, eine ganze Welt von Gedanken und Gefüh-

len ihren erschreckten Blicken sich enthüllt; sie hatte den Ausdruck der Leidenschaften verstanden, in der Tiefe ihres eigenen Herzens gleichsam das Echo dieser stürmischen Stimmen wiederhallen gefühlt, und nachdenkend, erstaunt, begann sie von jener verhängnißvollen Neugier befallen zu werden, welche das erste Weib antrieb, von den bittern und vergoldeten Früchten des Baumes der Erkenntniß zu kosten. Lange schon war sie in diesem Abgrunde von Betrachtungen versunken, als ein neuer Umstand ihre Aufmerksamkeit erregte, und ihre Bangigkeiten erneuerte; man war so eben mit leichtem Geräusche in jenes Gemach getreten, worin seit einer Stunde Niemand mehr gewesen war. Dieß war der Vertraute, welcher mit einer andern Person zurückkehrte.

„O, o!“ sagte er halblaut, und mit einem Tone voll Erstaunens und Aergers, „das ist doch sonderbar! Du hörtest sie nicht mehr, Etienne? Ich glaub's wohl, parbleu! Sie sind verschwunden! Was will dieß denn sagen?“

„Das ist unbegreiflich!“ murmelte der Diener; „es ist doch Niemand fortgegangen!“

„Sollte Lucian nur ein Taugenichts seyn, wie ich!“ fuhr der Andere fort; „in diesem Falle hätte ich mir selbst einen drolligen Streich gespielt! Etienne, mein Junge, suche Dich zu überzeugen, ob er in seinem Zimmer ist, ob er allein darin ist.“

„Seine Thüre ist zugeschlossen; ich darf nicht eintreten, ohne daß er klingelt.“

„Ei, was fürchtest Du, Schuft? Daß er Dich fortjagt? Was liegt daran, da ich Dich in meinen Dienst nehme?"

„Nicht dieß ist's, was mich beunruhiget; aber ich möchte denn doch wissen... Bisher hab' ich die Weisungen des Herrn pünktlich vollzogen, ich hab' ihn hier mit der jungen Dame eingeführt; aber was sich nun ereigne, es scheint mir, daß es nicht nach seinen Ansichten gehen kann, und daß er nicht auf dem Punkte steht, wie er wähnt, Miß Diana Nevil zu heirathen."

„Sprich freimüthiger, Schurke! die Sache scheint Dir unmöglich, und Du möchtest wissen, welchen Handstreich ich brüte, um hiewegen an's Ziel zu gelangen!"

„Ich werde mir nicht die mindeste Frage erlauben," antwortete der Diener mit einem ehrerbietig ironischen Tone; „aber ich habe schon gedient, mein Herr; ich weiß, daß er in seinen Unternehmungen eine Kühnheit besitzt, die uns weit führen kann, und ich fürchte in der That . . ."

„Ich will Dich mit zwei Worten beruhigen," erwiederte der Vertraute der Miß Diana mit cynischer Freimüthigkeit; „die Person, welche ich heute Abend hierher geführt habe, ist in einem Miethwagen ausgefahren, ohne ihre Dienerschaft davon in Kenntniß zu setzen. Niemand weiß, wo sie ist. Ich muß sie heimführen. Wohlan! sie wird heute Nacht nicht nach Hause kehren. Bei mir, in meiner kleinen Wohnung, neben der Barrière, wird sie bis morgen bleiben, und,

ich schwör' es, ganz Paris wird es wissen, wenn sie nicht, um dieses Scandal zu vermeiden, einwilliget, mich in möglichst kürzester Frist zu heirathen."

„Dieß kann fehlschlagen," bemerkte der Diener; „aber in der That, mein Herr, Sie wagen nichts bei dieser Unternehmung. Ich will zu erfahren versuchen, was bei dem Herrn Grafen vorgeht."

„Geh doch! Die Zeit verstreicht!" murmelte der Taugenichts mit einer heimlichen Ungeduld.

Der Diener kehrte einen Augenblick danach zurück.

„Das ist eine völlig unbegreifliche Sache!" sagte er. „Der Herr Graf ist allein in seinem Zimmer, ganz allein . . ."

„Bist du dessen gewiß?" unterbrach ihn die andere Person mit aufgeregtem Tone.

„Völlig gewiß. Ich habe durch das Schloß geschaut, und den Herrn Grafen am Tische sitzen sehen, welcher der Thüre gegenüber steht, und beschäftiget, Papiere zu ordnen. Er sieht sehr traurig aus, und man möchte meinen, daß er nicht daran denkt, heute Nacht zu Bette zu gehen. Was die junge Dame betrifft, so ist keine Spur von ihr vorhanden, und sie wie ein Dunst in den Lüften verschwunden."

„Während ich lange da unten stand und wartete, hat er sie durch den Thorweg fortgeführt!" rief der Vertraute wüthend aus.

„Unmöglich," versetzte rasch der Diener, „ich stand im Hofe auf der Lauer, der Herr wissen es!"

„Dann ist sie durch die kleine Gartenthüre entkommen!“ unterbrach ihn jener grimmig; „ja, so konnte sie fortgehen, ohne erblickt zu werden. Aber warum hat sie mich nicht aufgesucht, wie wir es verabredeten? Sollte sie irgend ein Mißtrauen, einen Argwohn gefaßt haben? Das ist unmöglich. Was war also ihre Absicht? Zu welchem Zwecke hat sie sich so meiner entlediget?“

Dann, wie von einem plötzlichen Gedanken durchzuckt, fügte er mit einem Tone bei, der Felicien zittern machte: „Sie ist fähig, irgend einen unseligen Entschluß gefaßt zu haben! Ei, ei! ich kenne sie! Etienne, merke Dir wohl, was ich Dir sagen werde: Morgen könnte sich's wohl ereignen, daß man sie wieder finden würde... in der Morgue *)!“

„Man wird nachsehen,“ antwortete der Diener mit einer schrecklichen Kaltblütigkeit; „aber inzwischen werden der Herr wohl thun, sich zu entfernen; in jedem Augenblicke kann der Herr Graf auf den Einfall gerathen, hier einzutreten, und dann möchte er nicht gut mit uns verfahren.“

„Wohlan, die Partie ist verloren!“ murmelte die niederträchtige Person; „solche Dinge begegnen nur mir!“

Felicie hörte sie sich entfernen. Dann gelangte sie zitternd, bestürzt in ihr Zimmer mit wankendem Schritte,

---

*) Ein Ort in Paris, wo Todtgefundene zur Schau ausgestellt werden. A. d. Ueb.

und sank erschöpft in einen Lehnstuhl, murmelnd: — „Welche Treulosigkeiten! Welche Verräthereien! Welche Verbrechen! Welche Widerwärtigkeiten! Mein Gott! Dieß ist also die Welt!"

Eine Entdeckung.

9.

Als Frau von Clavières am andern Tage erwachte, schien es ihr Anfangs, einen peinlichen Traum gehabt zu haben, und nur durch die Erinnerung an alle Umstände der Scene, deren verborgene Zuschauerin sie gewesen, kam sie zum Bewußtseyn der Wirklichkeit dieses seltsamen Ereignisses. Sie hätte Alles auf der Welt darum gegeben, um, nur eine Minute lang, die Personen des Drama zu sehen, das ihr zu Ohren gekommen war; sie galten ihr als Muster dessen, was es Edelstes, Leidenschaftlichstes und Niederträchtigstes in der menschlichen Natur giebt. Sie suchte, jenen jungen Mann sich vorzustellen, dessen Ton so stolz und so traurig, die Worte so schmerzlich bewegt, die Gesinnungen so hochherzig waren; jenes junge, schon verderbte und der überspanntesten Liebe, sowie zugleich der Treulosigkeit des schändlichsten Betragens fähige Mädchen. Sie stellte sich mit einer Art von Schrecken die niederträchtige Person vor, welche das Vertrauen der Miß Diana erschlichen, und den Verrath kaltblütig berechnet hatte, der ihm die reiche Erbin überliefern sollte, deren für

einen anderen Geliebten glühendes Herz seine Anträge verschmäht hatte. Diese Unruhe des Geistes beschleunigte das Aufstehen der jungen Wittwe. Sie richtete sich angegriffen, verstört, auf, und verließ ihr Bett vor der gewöhnlichen Stunde. Unruhig und nachdenkend, das Gemüth von einer unklaren Verwirrung erfaßt, setzte sie sich in ihrem Cabinete an den Balkon, von wo sie den ganzen Garten und einen Theil der innern Vorderseite des Hôtels von Albys übersah. Hinter dem Gitterladen verborgen, dessen grüne Schirme über den Balkon hinaus sich schaukelten, betrachtete sie lange Zeit die Allee, wo sie in der vergangenen Nacht den jungen Mann und die junge Dame wie zwei Schatten durch die Finsterniß hatte wandeln sehen. Die Morgensonne erheiterte das Grün der Lustgebüsche, und machte die auf jedem Blatte schwebenden Thautropfen funkeln, wie klare Diamanten. Die Vorderseite des Hôtels von Albys blieb immer düster und stumm, wie jene der verzauberten Schlösser, in deren Innerem Feen die Prinzessinnen, ihre Pathen, erziehen; die Sperlinge hüpften auf den losgelöseten Steinen der Terrasse, und der Wind wiegte leise die Gehänge der Weinreben, welche ihre zarten Ranken an die gebrochenen Schirme der Sommerläden knüpften.

Plötzlich fesselte ein Umstand, jedoch von sehr einfacher Natur, Feliciens Aufmerksamkeit, und machte ihr Herz schlagen. Eine von den Fensterthüren des Erdgeschosses hatte sich geöffnet, und eine menschliche Ge-

stalt erschien im Halbdunkel, hinter der in diesem Augenblicke von einem Sonnenstrahle lebhaft erleuchteten Schwelle. Jenseit dieses halb erleuchteten Raumes unterschied man undeutlich das Innere eines Salons, der außerordentlich groß seyn mußte. Bald näherte sich die Person, welche Felicie gesehen, und zeigte sich ganz: es war ein kleiner Greis mit einer schmutzigen schwarzen Mütze auf dem Kopfe, in einen braunen Schlafrock gehüllt, durch dessen Aermel und Aufschläge die Watte hervorbrach. Sein Gesicht war mager, sein Teint bleifarben, und ein langer Bart von einem gelblichen Weiß floß auf seine Brust herab.

„Das ist der Graf von Albys!" dachte Frau von Clavières, indem sie ihn mit einer Neugier, die mit Anwiderung und Mitleiden vermischt war, betrachtete. Dann fügte sie in Gedanken und mit einer gewissen Gemüthsbewegung bei: „Ah! er ist nicht allein!"

In der That hatte sich Jemand im Halbschatten der Thüre gezeigt: dieß war wie eine Erscheinung, und Felicie sah nur einen Hut von grauem Filze, unter dem die Locken eines schwarzen, welligen, ein wenig langen Haares quollen; er hatte eine hohe und schlanke Taille, an die ein kurzer Oberrock sich schmiegte, und trug an einer Hand einen Handschuh. Der Greis kehrte sich um, und blieb auf der Schwelle stehen; augenscheinlich sprach er mit der Person, die hinten geblieben war. An seiner ruckweisen Geberde, an dem Ungestüme seiner

Kopfbewegungen, glaubte Felicie zu erkennen, daß er mit ärgerlichem Tone laut aufschrie.

„Das ist kein Diener, mit dem er zankt!“ dachte sie sich; „warum ereifert er sich denn so? Guter Gott!“

Im nämlichen Augenblicke streckte sich die behandschuhte Hand gegen den Greis aus, welcher die seinige zu reichen zögerte, ja sogar mit einer Geberde des Grolles, fast des Zornes, zurücktrat; dann öffnete er die Arme; ein junger und brauner Kopf neigte sich gegen ihn; der schwarze Knebelbart des Einen und der graue Bart des Andern berührten sich in einer Umarmung, und der junge Mann, nachdem er noch einmal die Hand des Greises gedrückt, verschwand im Hintergrunde des Salons.

„Sie haben Abschied genommen!“ murmelte Felicie. „Er ist's ohne Zweifel; es ist derjenige, zu dessen Knien heute Nacht Miß Diana geweint hat. Er reiset fort! und sie, großer Gott! was hat sie gethan, als sie ihn verließ? Was ist aus ihr geworden?“

Sie erinnerte sich dann des finstern Wortes, welches der Vertraute von Miß Diana ausgesprochen; aber sie dachte, daß die böse Ahnung jenes Mannes sich nicht verwirklichen würde. Dennoch blieb ihr Geist von einer Art von Unruhe, und vorzüglich von lebhafter Neugier ergriffen. Der Graf von Albys war in den Garten gegangen, und betrat mit einem schleppenden und schwerfälligen Schritte die Seitenallee, in gleicher Linie mit der Mauer, welche seinen Garten von jenem

des Hôtels Clavières trennte. Er befand sich so fast unter dem Balkone. Carbonnet hatte die Wahrheit gesagt; er zeigte völlig das Benehmen eines Wahnsinnigen. Anfangs begann er zu gestikuliren, abgebrochene Worte murmelnd; dann erhob er die Stimme, und schrie aus allen Kräften: „Piter! Holla! Piter! Hierher, Schurke! Bösewicht! Trunkenbold!"

Eine Art Frontin näherte sich ehrerbietig, und schrie gleichfalls aus voller Lunge: „Hier bin ich, Herr Graf."

„Was beliebt?" fragte der Greis, seine Hand, nach Art eines Hörrohres an sein Ohr legend; „Du hast die Sucht, durch die Zähne zu reden, Spitzbube!"

„Ich sagte: hier bin ich, Herr Graf," schrie der Diener auf eine noch lautere Art.

„Parbleu, ich seh's wohl! Du hast nicht nöthig, es mir zu wissen zu machen. So, reiche mir den Arm, und geh langsam. Meine Gicht quält mich heute. Es sind nun bald zwei Monate, daß ich mein Zimmer nicht mehr verlassen habe. Die frische Luft macht mir Schwindel, hier ist's jedoch ziemlich gut, in der Sonne. O! o!" sagte er, sich unterbrechend, indem er plötzlich stehen blieb, „was seh' ich? Wer ist hier gegangen?"

Also sprechend, wies er mit der Spitze seines Stockes Fußstapfen, die in den feuchten Boden der Allee eingeprägt waren.

„Ich bin's nicht, Herr Graf," sagte Piter, seine breite Sohle neben den Spuren ausdrückend, welche

zwei Füsse von ungleicher Größe, aber Beide schmal und klein, zurückgelassen hatten.

„Das ist meine Neffe,“ rief der Greis aus, „und er war nicht allein! Ah! der Erzlüstling! wer hätte es geglaubt! Wär' es sein Vetter, so würde ich mich nicht darüber verwundern; aber er! ein so verständiger, so gesetzter Junge! ein junger Mann, der vor nicht vollen drei Monaten unter dem Vorwande heirathen wollte, daß er sich nicht darum bekümmerte, Liebchen zu haben! Da sieht man es, wie er sich aufführt! Und ich sah ihn mit Bedauern fortreisen! Er hat wohl gethan, fortzugehen, morbleu!“

„Der Herr Graf wissen, daß die Jugend austoben muß,“ wagte Piter mit einem salbungsvollen Tone zu sagen.

„Keineswegs! damit bin ich nicht verstanden,“ erwiederte der Greis mit Widerwillen. „Ah! Ah! man hält mich für einen Comödienonkel. Wohlan! wir wollen sehen. Wenn ich an Alles denke, was ich für diesen Taugenichts gethan habe, an Alles, was ich für ihn thun wollte! Ich hab' ihn bei mir aufgenommen, in der schönsten Wohnung des Hôtels, in jener, die ich für meine arme Frau hatte herrichten lassen. Ich biete ihm Geld mit vollen Händen. Er lehnt es ab, in Wahrheit; ich wollte ihn aber mit meinen Wohlthaten überhäufen, wär's auch nur, um meinen andern Spitzbuben von Neffen wüthend zu machen. Und so verdient er meine Güte! Er wagt es, hier Besuche von seinem

Liebchen anzunehmen, und mit ihr unter meinen Fenstern spazieren zu gehen!

„Wer weiß! Herr Graf," versetzte Piter, die Augen zum Himmel erhebend.

„Wer weiß!" wiederholte der Graf, ihm nachäffend, und mit der Spitze seines Stockes auf die in der Allee gebliebenen Fußstapfen stossend, „hier steht's geschrieben, Du siehst es wohl, obgleich Du nicht lesen kannst! Sieh dieß ist klar, dieß! ein Fuß, so lang wie mein Finger, und hier Stiefelabsätze! Es ist kein anderes weibliches Wesen im Hôtel, als Madame Ursula, die Beschließerin, welche mit so breiten Schuhen auftritt, wie die Deinigen! Es ist aus, ich weiß, woran ich hiewegen mich zu halten habe, und man wird sehen, ob ich ein mystificirter Onkel, ein Geront bin!" Bei diesen Worten kehrte er brummend zurück, und betrat die Haustreppe, Piters Arm schüttelnd.

Felicie, gegen den Gitterladen sitzend, hatte nicht ein einziges Wort von diesem Gespräche verloren, welches ihr Dinge offenbarte, die sie nur gemuthmaßt hatte; aber was sie so eben vernommen, weit entfernt, sie völlig aufzuklären, machte ihr einen Theil der von ihr entdeckten seltsamen Geheimnisse nur noch unerforschlicher.

„Wie!" dachte sie sich, „dieß war die Wohnung der jungen Gräfin von Albys; sie hat es vielleicht bis zu ihrem Tode bewohnt. Woher kommt es, daß man damals diesen Verbindungsweg nicht bemerkt hat, der zwischen dem Hôtel Albys und dem Hôtel Clavières

besteht? Damals wie jetzt, mußte man von dem einen Zimmer in das andere sprechen hören. Und dieser arme junge Mann wird vielleicht wegen eines Vergehens enterbt werden, das er nicht begangen hat. Mein Gott! welche sonderbare Verwicklung von Ereignissen! Was wird das Ende von dem Allen seyn! und wie war der Anfang! Wie haben diese beiden jungen Leute, die Neffen des Grafen von Albys, so ungleiche Wege eingeschlagen! Was wird aus dieser Art von Kampf zwischen diesen beiden Männern erfolgen, von denen der Eine so verworfen, der Andere so edel ist! Und dieses junge Mädchen, dessen Hand der Eine verschmäht, und welches der Andere in Güte oder mit Gewalt heirathen will, wo ist es? Was thut es jetzt? Ach! vielleicht." Sie vollendete innerlich ihren Gedanken nicht; denn eine schreckliche Vorstellung drängte sich ihrem Geiste auf; zum zweitenmale hatte sie an das furchtbare Wort des treulosen Vertrauten von Miß Diana sich erinnert. „O! nein, nein," murmelte sie, diesen Gedanken von sich stossend; „es war eine gute Eingebung und nicht ein unseliges Vorhaben, was sie bewog, jenen Mann zu fliehen, und ohne sein Vorwissen allein fortzugehen. Sie war ruhig, als sie sich entfernte, und vielleicht ist sie schon getröstet."

Die junge Frau begab sich zur gewöhnlichen Zeit zu ihrer Schwägerin, alle diese Gedanken summten in ihrem Gehirne; aber sie hütete sich, Seraphinen die mindeste Mittheilung zu machen. Herr von Ramsay war

die einzige Person auf der Welt, der sie alle diese Dinge hätte entdecken mögen, welche sie so lebhaft beschäftigten, aber die fortwährende Anwesenheit des Fräuleins von Clavières machte diese Mittheilung unmöglich. Einen Augenblick dachte sie daran, ihm zu schreiben; aber sie verzichtete alsogleich darauf; es dünkte ihr, der Arzt möchte sich einbilden, daß sie ihm Hirngespinnste erzähle. Dennoch wagte sie am nämlichen Tage, mit Seraphinen und Herrn von Ramsay im Garten spazierengehend, zu sagen:

„Wir haben einen originellen Alten zum Nachbar; kennen Sie ihn, meine Schwester?"

„Den Grafen von Albys?" antwortete Seraphine; „er kam ehedem oft zu meiner Mutter; aber nach seiner Verheirathung hatte er sich völlig abgesperrt."

„Und er lebt allein? Hat er keine Familie, keine Verwandten um sich?" fragte Felicie zögernd und sich verwirrend, wie wenn diese einfache Frage die geheimen Gründe ihrer Neugier verrathen hätte."

„Er hat zwei Neffen, die er wenig liebt, weil sie seinen Namen nicht führen."

„Sie kennen sie?" sagte Felicie lebhaft.

„Nein, meine Schwester, durchaus nicht," antwortete das Fräulein von Clavières. Dann fügte sie lachend hinzu: „Wie Sie sich für unsern alten Nachbarn interessiren! Haben Sie ihn gesehen, wenn er in seinem Garten spazieren geht, seine Diener mit einer Stimme auszankend, welche bis in die benachbarten Häuser dröhnet?"

„Ich hab' ihn gesehen und gehört," erwiederte Felicie.

„Meine Liebe, wären Sie geneigt, Beziehungen guter Nachbarschaft mit ihm herzustellen?" versetzte Seraphine heiter; „man könnte wahrhaftig, ohne sich zu compromittiren, die ersten Schritte thun. Wir werden ihn bitten, uns ohne Umstände zu besuchen, in seinem braunen Schlafrocke."

„Ich bin's zufrieden!" antwortete die junge Frau unbesonnen.

Dieser Gedanke hatte das Fräulein von Clavières in eine heitere Stimmung versetzt; sie beherzigte ihn und erklärte, daß sie an den Grafen von Albys in so huldvollen Ausdrücken schreiben wolle, daß er nicht umhin könnte, ihr einen Besuch zu machen. Ihrerseits versprach Felicie, halb ernsthaft, halb im Tone des Scherzes, dem alten, tauben und gichtbrüchigen Nachbar einen charmanten Empfang zu bereiten, um ihn zu bewegen, ihr bisweilen seine Aufwartung zu machen. Ein geheimer Gedanke, den Niemand gewiß argwöhnen konnte, bestimmte sie, an diesem Scherze Theil zu nehmen, und sie lächelte im Stillen, bedenkend, daß sie, wenn man den Grafen von Albys melden würde, einige Gemüthsbewegung empfinden dürfte, und daß, was sie sagen würde, wohl manchmal ihr Herz könnte schlagen machen; denn müssige Herzen schlagen leicht.

Vom Gartenspaziergange zurückkehrend, fand Herr von Ramsay, der an der Unterredung wenig Theil genommen, Gelegenheit, sich der jungen Wittwe zu nähern,

und halblaut ihr zu sagen, während das Fräulein von Clavières sich abwendete, um Cupido auszuzanken: „Felicie, der Sommer rückt heran; meine armen Kranken bedürfen meiner zu Ramsay; ich glaube, daß ich bald abreisen werde.“

„O! noch nicht!“ erwiederte sie mit einem sanften und flehenden Blicke.

„Wenn sie es wünschen, bleib ich,“ antwortete er, glücklich und gequält durch dieses heimliche Zeichen liebreichen Einverständnisses.

Man war damals schon in den ersten Sommertagen, und es herrschte eine feuchte und schwüle Hitze, welche eben so sehr die Seele wie den Leib entkräftete. Den Garten verlassend begab sich Felicie in ihre Wohnung, setzte sich, Rosetten ein Zeichen gebend, die Sommerläden zu schließen, in den Hintergrund des Zimmers, und blieb in jene leichte Erschlaffung versunken, welche einer zu lange gedauerten Anstrengung folgt. Von diesem Platze aus drang ihr Blick in das Cabinet, dessen Getäfel ein helleres Licht erleuchtete, und sie beobachtete mechanisch die Wirkungen von Schatten und Licht, von der Sonne erzeugt, indem sie in den beweglichen Zweigen der Pappeln spielte, deren Wipfel das Fenster überragten. Das glänzende Gestirn war durch diesen zitternden Vorhang nur halb verschleiert; seine sanften Strahlen brachen durch das Laubwerk, und schossen wie rasche Blitze durch den halbgeöffneten Gitterladen. Diese

Lichtfurchen trafen zeitweise das Gemälde, welches Felicie von der Seite erblickte, und machten, über das blonde Haar der Dame mit der Sammetmaske gleitend, die Vergoldungen des Rahmens funkeln, dessen reiche Einfassung erhaben gearbeitet war, und gleichsam eine breite Guirlande von Blumen in flüssigem Golde auf einem Grunde von Ebenholz bildete. Alle Einzelnheiten dieser Ausschmückung wiederholten sich genau auf jedem Vorsprunge des Rahmens; aber Felicie bemerkte, daß auf einer Seite eine von den Blumen hervorspringe, und den Saum des Rahmens überrage.

Sie erhob sich, fast ohne es zu wissen, und wollte mit dem Finger die Rose von vergoldetem Holze berühren, die sich von ihrem Stengel abzulösen schien.

Alsogleich vertiefte sich der Kelch, wie eine Springfeder nachgebend, in die Dicke des Rahmens, und das Porträt die Dame mit der Sammetmaske, langsam auf seinem Gestelle gleitend, verschwand in der Mauer. Felicie, erstarrt, erblickte dann vor ihr eine Art von Thüre, welcher der Divan zur Stufe diente, und die aus einer eingerahmten Leinwand bestand; ein leichter Riegel verschloß sie inwendig. Die junge Wittwe schwankte eine Minute; dann, von jenem Instinkte der Neugier hingerissen, welcher Blaubarts sieben Weiber in den finstern Keller trieb, wo sie eine nach der andern aufgehängt wurden, schob sie den Riegel weg, und trat mit zitterndem Fuße in dieses Gemach, worin sie am vorigen Tage Miß Diana gehört hatte. Es war ein anmuthi-

ger Studirsalon; auf der einen Seite eine Bibliothek, auf der andern ein Clavier. Ein Divan, ähnlich jenem des Cabinets, lief rings herum. Der Armstuhl, in welchem Miß Diana gesessen, stand noch bei dem Gueridon, auf dem eine ausgebrannte Kerze war, ohne Zweifel jene, die in der verflossenen Nacht leuchtete. Alles war übrigens geordnet, wie nach einer Abreise: das Fenster geschlossen, wie auch die Thüren; kein Papier lag unordentlich auf dem Tische, der als Schreibepult diente, und auf dem man doch eine Flasche von Porzellan gelassen hatte, worin die Stengel eines Straußes von Magnolien weichten, welche entzückende Wohlgerüche in die Luft hauchten. Felicie blickte rasch umher, dann näherte sie sich dem Tische; es kam ihr nicht in den Sinn, die auf dem Pulte in Ordnung gelegten Blätter zu berühren; aber einen Brief gewahrend, der unter dem Schriftengestelle sich losmachte, las sie auf der Adresse: An den Herrn Grafen Lucian von Froidesaigues." „Froidesaigues!" wiederholte sie in Gedanken; „so heißt er also!"

Dann, sich zu den Magnolien neigend, athmete sie den heißen Duft, den ihre Blumenkrone aushauchte. Dieß war zum erstenmale, daß sie diese schöne Blume sah, und in ihrer naiven Bewunderung berührte sie dieselbe mit der Hand. Alsogleich lösete die Blume sich los, und blieb zwischen ihren Fingern. Sie wendete sich rasch um, wie um zu fliehen; aber bei dieser Bewegung fand sie sich der geheimnißvollen Thüre gegen=

über; diese war auch ein Gemälde, ein Reiterporträt, welches wenige Leute zu erkennen vermocht hätten. Es stellte einen eleganten Reiter vor, der eine Hand auf den Hals seines Pferdes gelegt, bereit schien, sich auf das edle Thier zu schwingen, welches mit schnaubendem Nüstern wieherte; aber man sah nur die Taille und das Haar des herrlichen Reiters; denn, das Gesicht gegen den Hintergrund des Gemäldes wendend, schien er die Dome der ewigen Stadt in der Ferne zu betrachten.

Die junge Frau blieb einen Augenblick bestürzt und regungslos vor Erstaunen, dann rief sie aus! Ich erkenne ihn wohl! Das ist Herr von Clavières und sein Pferd Jaffa!" Einen Augenblick danach kehrte sie ohne Geräusch in ihre Wohnung zurück, schloß die Thüre zu, und drückte die Springfeder, welche die Dame mit der Sammetmaske wieder an ihren Platz brachte. Dann setzte sie sich auf den Divan, und begann nachzudenken. Zum Glücke war Rosette stets im Zimmer geblieben; sie hatte nichts gesehen, und da sie nichts hatte hören können, vermuthete sie nicht, daß ihre Gebieterin auch nur ihren Platz verändert habe; aber sie war sonderbar überrascht, als sie, in das Cabinet tretend, sie blaß erblickte, starren Blickes, und in ihren Händen jene schöne Blume haltend, die sie aus Unachtsamkeit mitgenommen, und deren breite Blumenblätter in der Luft des Cabinetes einen lieblichen Geruch verbreiteten. Lange betrachtete sie diesen geheimnißvollen Strauß mit unruhiger, erschrockener Miene, schaute nach allen Sei-

ten hin, um zu sehen, woher er gekommen; dann auf den Himmel weisend, machte sie ein Zeichen mit einer Geberde der Ueberzeugung, daß er von Oben gekommen war. Die junge Wittwe, in ihre Erwägungen versunken, vollendete in Gedanken das Kapitel von ihren Entdeckungen.

„Ach!“ dachte sie mit unaussprechlicher Traurigkeit, und auf die Dame mit der Sammetmaske ihre in Thränen schwimmenden Augen richtend, „das ist diese schöne Frau von Albys, sie liebten sich! Beide sind gestorben, und nach so vielen Jahren bin ich es, die ihr Geheimniß entdeckt hat!“

Die Lebendigen und die Todten.

10.

In einem Alter von sechzehn Jahren mit einem Manne sich verbindend, dessen Jugend beinahe verflossen war, hatte Frau von Clavières ihn natürlich als einen zärtlichen und aufmerksamen Beschützer, als treuen Freund betrachtet, und nicht als einen von ihrer Anmuth und Schönheit eingenommenen Gatten. Sie hatte für ihn mehr eine unterwürfige Zärtlichkeit, die Ehrerbietung einer Tochter, als die Liebe einer Gattin gehegt, und in der Ruhe einer so reinen Zuneigung nie daran gedacht, ihn zu fragen, ob nicht früherhin lebhaftere Gefühle sein Herz bewegten. Nie hatte sie irgend eine von diesen

Mittheilungen erhalten, welche junge Frauen so dringend suchen, und oft mit geheimer Eifersucht vernehmen, und vielleicht in der treuherzigen Reinheit ihrer Seele sich eingebildet, daß Herr von Clavières nie eine Geliebte gehabt habe. Die so eben gemachte Entdeckung versenkte sie in einen Abgrund von rückwärts schauenden Gedanken und Betrachtungen. Sie erinnerte sich gewisser Umstände, gewisser Regungen von Traurigkeit, die keinen bekannten Grund hatten; sie erinnerte sich vorzüglich einer von ihrem Gatten in der letzten Zeit seines Lebens ihr gemachten Aeußerung, und zwar eines Abends zu Val-de-Meudon; sie las ihm ganz laut die Spaziergänge in Rom von Friedrich Stendahl vor; als sie an jene Stelle kam, wo der geistvolle Tourist seinen ersten Besuch im Colisäum erzählt, unterbrach sie Herr von Clavières, indem er mit befangener Stimme zu ihr sagte: „Genug, Felicie! Auch ich war zur selben Zeit in Rom, und eine sehr theure, sehr schmerzliche Erinnerung, knüpft sich an meine Spaziergänge nach dem Colisäum.“

An diese Vorfälle sich erinnernd, gedachte die junge Wittwe zugleich gewisser gleichzeitiger Ereignisse; sie berechnete annäherungsweise die Daten. In Italien mußte Herr von Clavières die Gräfin von Albys gekannt haben; in Rom hatten sie jene geheimnißvollen Porträte ausgetauscht, welche die Eifersucht oder Bosheit nicht erkennen konnte; nach ihrer Rückkehr nach Paris hatten sie, um die Anschläge eines argwöhnischen und wachsa-

men Gatten zu vereiteln; dieses sinnreiche Verbindungsmittel ausführen lassen. Und ihr Glück hatte vielleicht lange gedauert. Dann war die junge Frau gestorben, und ihr Geliebter hatte diese Wohnung verlassen, ohne zu vermuthen, ach! daß er nie wieder dahin zurückkehren, und vor der Zeit mit seiner schönen Geliebten sich vereinigen würde. In dem Maße, als Feliciens Einbildungskraft diesen melancholischen und wahren Roman neu belebte, wies sie Herrn von Ramsay die Rolle an, die er gespielt hatte; offenbar war er in Rom der Vertraute der beiden Liebenden gewesen; aber er kannte das Mittel nicht, welches in Paris die Fortsetzung ihres Verhältnisses begünstiget hatte; Beide hatten dieses Geheimniß bewahrt, und Felicie war jetzt die einzige Person auf der Welt, welche diese geheimnißvolle Thüre zu öffnen verstand, die sie mit vor Ungeduld und Liebe pochendem Herzen so oft aufgethan hatten.

Diese Entdeckung, die Erinnerung an die Scene, deren unsichtbare Zeugin sie gewesen, beunruhigten die junge Frau in hohem Grade; sie hatte die stürmischen Leidenschaften nicht ungestraft um sich her toben hören, und fühlte in der Tiefe ihres Gemüthes etwas wie ein Echo dieser furchtbaren Stimme dumpf wiederhallen. Traurig, erstaunt, gedankenvoll und unbestimmt gerührt, überließ sie sich lange Zeit einer Träumerei, welche sie in die unbekannten Räume zog, die sie geahnet hatte. Durch eine sonderbare Rückkehr zu andern Eindrücken, erinnerte sie sich an das Lied, welches sie schaudern

machte, als sie zum Erstenmale diese Wohnung betreten, an jenen Schlußreim, den eine zärtliche Stimme in ihr Ohr geflüstert. Ihre Augen wendeten sich zu den Gebüschen des Gartens, über welchen die Abendschatten sich zu breiten begannen; sie wiederholte unwillkürlich halb laut:

„Und lockt der Nacht Gefieder,
„Dann, Liebchen, schiffet nur!"

Und sich selbst hörend, fühlte sie eine Thräne ihre Wimper erweichen, als das letzte Wort der Barkarolle auf ihren Lippen erstarb. Dann, mehr dem Gange ihrer Eindrücke als dem Faden ihrer Gedanken folgend, murmelte sie mit einem Seufzer: „Er ist fortgereiset!" Aber dieser sonderbare Traum verschwand alsogleich; sie fuhr mit der Hand über ihre Stirne, und dachte sich im Stillen mit einiger Verwirrung: „Mein Gott! Ich bin thöricht! Wohin wird meine Einbildungskraft sich verirren!" — Und rasch in ihr Zimmer tretend, machte sie der Stummen ein Zeichen, sie anzukleiden; denn Seraphine und Herr von Ramsay mußten sie bereits im Salon erwarten.

Einige Tage verflossen, und die junge Wittwe, weit entfernt, wieder heiter zu werden, fühlte die Aufregungen ihres Geistes sich vermehren. Das von ihr entdeckte doppelte Geheimniß hatte ihre Seele mit großer Bestürzung, und mit einer unruhigen Neugier erfüllt. Ihre Einbildungskraft verirrte sich fortwährend in Muth-

maßungen, welche durch nichts widerlegt oder bestätiget wurden. Sie empfand einen Eindruck, ähnlich demjenigen des Lesers, der, an das Ende eines interessanten Romanes gekommen, die letzte Seite zerrissen findet, und vergebens die Entwickelung zu errathen sucht. Es war offenbar, daß sie in dem beschränkten Kreise, worin sie lebte, niemals von Miß Diana würde sprechen hören, und sie verzweifelte völlig, zu vernehmen, wie dieses stolze, leidenschaftliche und heftige Gemüth sich von einem so schrecklichen Schlage hatte erheben können, als ein sehr einfacher Zufall das letzte Kapitel dieser Liebes-Geschichte vor ihre Augen brachte, welche so lebhafte Erinnerungen in ihr zurückgelassen hatte.

Im Erdgeschosse des Hôtels Clavières befand sich ein Gemach, welches man den Sommersalon nannte, und das in der That nur bewohnbar war, wenn die glühenden Einflüsse der Hundstage die laue Atmosphäre flüchtig entzünden, in der wir leben. Ein herrlicher Einfall Seraphinens hatte in diesen Raum den Luxus einer andern Zeit, und das sinnlich Auserlesene eines andern Himmelsstriches verpflanzt. Es war einer von den Sälen der Alhambra, in einem Hause von Paris nachgeahmt. Die Wände, bis zu einer gewissen Höhe mit gefirnißtem Getäfel bekleidet, waren mit Arabesken verziert, deren Einzelnheiten, mit lebhaften Farben gemalt und durch Goldleisten erhoben, eine unerhörte Zartheit und Anmuth wiesen; Oeffnungen von Cedernholz bildeten die Thüren, deren dreiseitiges Gesims mit

einer Inschrift in kufischen *) Schriftzeichen geschmückt war; in der Mitte des Saales war ein aus zwei übereinander gestellten, ungeheuern alabasternen Becken bestehender Springbrunnen; das Wasser floß nicht mit einem rauschenden Gefälle, sondern troff, sich ergießend, mit dem sanften Murmeln eines Sommerregens, und badete mit feuchtem Sprühen die in der Vase schwimmenden Blumen. Der Künstler, welcher das Modell der Möbel zeichnete, träumte ohne Zweifel von der Pracht des arabischen Palastes, nachdem er ein Mährchen aus Tausend und eine Nacht gelesen, und die Königin Zoraya hätte diesen goldgestirnten Divan wieder erkannt, diese reichen Teppiche, und diesen mit Corduan überzogenen Stuhl, dessen Füsse aus vier Elfenbeinkugeln bestanden. Das Laubwerk der Akazien, welche die Terrasse säumten, verbreitete eine grüne Dämmerung in diesem Aufenthalte voll Schweigen, Kühle und Wohlgeruch.

Während der großen Sommerhitze begab sich das Fräulein von Clavières nach dem Frühstücke in diesen Saal; sie ließ einige Bücher und Journale bringen, und der Rest des Tages verfloß mit friedlichem Plaudern, Sinnen und Lesen. Gewöhnlich kam Herr von Ramsay frühzeitig, und Seraphine bat ihn, irgend etwas laut vorzulesen. Sie genoß so das Angenehme,

*) Altarabischen, vom 7—11. Jahrhunderte, von der asiatischen Stadt Kufa. A. d. Ueb.

jene Stimme zu hören, die bis in die Tiefe ihres Herzens drang, und sie in unaussprechliches Entzücken versetzte. Ihre stille Liebe fand an diesen Befriedigungen Vergnügen. Verliebt wob sie ihr Hirngespinnst, und ließ ihr Herz sich an der verzehrenden Gluth ergötzen, dessen süße Qual alle Kräfte ihres Wesens erschöpfte.

Eines Nachmittags nun saßen die beiden Schwägerinnen mit Herrn von Ramsay in diesem kühlen Salon, worin es Seraphinen gefiel. Die junge Frau beschäftigte sich mit einer Stickerei; der Arzt las ein Journal laut vor, und das Fräulein von Clavières, in sich selbst zusammengesunken, mit halbgeöffneten Augen und auf ihrer Brust gekreuzten Armen, lauschte regungslos dieser Stimme, von der jeder Laut alle Fibern ihres Herzens erschütterte.

Felicie hatte der politischen Chronik und den auswärtigen Nachrichten nur eine mittelmäßige Aufmerksamkeit geschenkt; aber bebend erhob sie den Kopf, und ließ ihre Nadel fallen, als der Arzt an die folgende, im Style der Pariser-Thatsachen erzählte Geschichte kam:

„Ein eben so trauriges als unerklärbares Ereigniß hat mit Bestürzung die vornehme Welt erfüllt, welche die Honneurs der Hauptstadt den edlen Ladies erweiset, die jährlich einige Monate auf Besuch bei uns zubringen. Miß Diana ***, eine der reichesten Erbinnen Großbritanniens, bewohnte seit dem Beginne des vorigen Winters Paris, und es verbreitete sich sogar das Gerücht, daß sie auf dem Punkte stehe, durch ihre Ver-

heirathung mit einem Franzosen sich daselbst niederzulassen. Am verflossenen Montage, gegen Abend, ging Miß Diana *** allein und zu Fuß aus, gegen ihre Gewohnheit, und Niemand von ihren Leuten wußte, wohin sie gegangen war. Um Mitternacht war sie noch nicht heimgekehrt, und man begann einige Besorgniß zu hegen; ihre Leute erwarteten sie die ganze Nacht, und einen Theil des Morgens. Endlich ging man auf die Polizei, welche Anfangs fruchtlose Nachforschungen anstellte; aber gestern früh beeilten sich Kinder, welche von der Brücke der Invaliden stromaufwärts etwas Weißes gesehen hatten, das zwischen zwei Wässern schwamm, und einer menschlichen Gestalt glich, die Männer vom nächsten Posten herbeizurufen, welche die Leiche eines jungen Mädchens an das Ufer zogen. Sie hielt noch in ihrer Hand ein Fläschchen von Werth, und eine goldene Kette, an der eine Uhr hing, umschlang ihren Hals; die unmittelbar in die Morgue gebrachte Leiche, wurde an demselben Tage erkannt. Sie war jene von Miß Diana ***. Dieser Tod scheint die Folge eines Selbstmordes, den nichts erklärt. Man verliert sich in Muthmassungen über die Ursachen dieses traurigen Ereignisses."

„Sie hat sich getödtet!" sagte Felicie mit einer Art von Betäubung, und ohne zu beachten, daß dieser Ausruf denjenigen auffallen mußte, die ihn hörten; „sie hat sich getödtet, mein Gott!"

„Kennen Sie dieses junge Mädchen? Haben Sie

es in Gesellschaften getroffen?" fragte Herr von Ramsay, besorgt und erstaunt wegen der Blässe, welche plötzlich Feliciens Züge überflog, und wegen der in ihrer Physiognomie ausgeprägten Bestürzung.

„Ich habe oft von einer Engländerin sprechen hören, welche Miß Diana hieß," antwortete sie, indem sie sich zu fassen suchte.

„Und Sie glauben, diese sey's? Welche Einfalt!" erwiederte das Fräulein von Clavières mit einem Achselzucken; „es giebt eine Menge Engländerinnen, welche Diana heißen; seyen Sie ruhig, es ist nicht die Ihrige, die sich ertränkt hat."

„Wer weiß?" sagte Felicie mit Thränen in den Augen, und setzte ihre Arbeit wieder fort.

„In Wahrheit, meine Schwester, ich hielt Sie nicht für so eindruckempfänglich," rief Seraphine mit einem Tone aus, der nicht frei von Ironie war; „Sie betrüben sich so, weil eine vom Spleen ergriffene Närrin sich in's Wasser gestürzt hat! Aber dieß sieht man ja alle Tage, und die Sache scheint mir keiner besondern Theilnahme würdig.

„Ach! diese arme Närrin muß sehr unglücklich gewesen seyn, um den Muth zu haben, sich zu tödten!" murmelte die junge Frau.

„Mein Gott! Felicie, ich begreife Sie nicht," entgegnete das Fräulein von Clavières lebhaft; „Sie interessiren sich für Jedermann. Wie können Sie Ihre Neigungen so zerstreuen, und sich diese Menge von Sym-

pathien erschaffen! Wahrhaftig, ich weiß nicht, ob man Sie um diese allgemeine Empfindsamkeit beneiden, oder bedauern muß, daß Sie die Gefühle Ihres Herzens auf solche Weise verzetteln!

„Wie! meine Schwester, Sie begreifen diese unwillkürliche Sympathie nicht, welche uns den Freuden oder Leiden Anderer zugesellet,“ versetzte Felicie sanft; „Sie begreifen nicht, daß es Abstufungen in unserm Wohlwollen giebt?“

„Nein,“ antwortete jene, „ich begreife nur die ausschließenden Gefühle; man muß einzig und allein lieben, mit Entzücken, aus allen Kräften seines Gemüthes, oder gar nicht lieben.“

Der Arzt und Felicie wechselten einen Blick; der nämliche Gedanke hatte sie durchzuckt, und Beide, über diese Äußerung erstaunt, dachten sich im Stillen: „Wen liebt sie denn so?“

Herr von Ramsay hatte ein Buch aufgeschlagen; aber ein Besuch, an den Niemand mehr dachte, unterbrach dieses Vorlesen: man meldete den Herrn Grafen von Albys. Der alte gute Mann hatte von seinen Vorrechten eines Nachbars und Gichtbrüchigen Gebrauch gemacht; an seinem Anzuge war nichts verändert; nur hatte er auf seine schwarzseidene Mütze eine Kappe gesetzt, an die ein Schirm von grünem Taffet befestiget war, und seinen Bart zugestutzt.

„Mein Fräulein,“ sagte er, galant Seraphinens Hand küßend, und vor der jungen Frau mit einer

Miene sich verbeugend, die noch den Hofmann verrieth, „mein Fräulein, hier kommt ein armer gebrechlicher Mann, um Ihnen für die Erinnerung zu danken, daß er noch lebe, obgleich seit vielen Jahren eingegraben.

Seraphine verneigte sich anmuthig, und stellte ihn ernsthaft der jungen Frau vor; dann, gegen ihn gekehrt, fügte sie mit erhobener Stimme bei: „Frau Felicie von Clavières, meine Schwägerin...

„In der That, eine sehr schöne *) Dame," erwiederte er mit einem artigen und schmeichelhaften Tone, der den drolligsten Contrast mit seinen Brillen, seinem Augenschirme von grünem Taffet, und mit seinem Kapuzinerbarte bildete; dann, wie durch die Berührung mit der Welt, worin er seit so langer Zeit nicht mehr gewesen, wieder fröhlich geworden, setzte er sich mit der Behaglichkeit eines vornehmen Herrn nieder, kreuzte seinen Stock mit schnabelförmigem Knopfe auf seinem Beine, und fuhr um sich schauend fort: „Das ist für mich eine der angenehmsten Ueberraschungen; ich befinde mich wieder in Spanien, im Alhambrapalaste! Tausendmal Dank der liebenswürdigen Fee, die mich hingeführt hat! Sie erneuert mir eine der angenehmsten Erinnerungen meines Lebens."

„Sind Sie viel gereiset, Herr Graf?" fragte Seraphine.

„Ich habe meine Tour durch Europa im Alter von

---

*) Ein unübersetzbares Wortspiel zwischen belle-soeur und fort belle. A. d. Ueb.

zwanzig Jahren gemacht," antwortete er, „und dreißig Jahre später bin ich nach Italien zurückgekehrt."

Bei diesem Worte erhob Felicie den Kopf; es dünkte ihr, daß das Gespräch eine interessante Wendung nehme, und der Blick, den sie auf den Grafen warf, mußte ihren Eindruck offenbaren; denn er fügte bei, von der Aufmerksamkeit, die sie seinen Worten zu schenken schien, innerlich geschmeichelt: „Vor etwa zehn Jahren führte ich Frau von Albys nach Rom; die Aerzte hatten ihr diese Reise zur Herstellung ihrer Gesundheit verordnet, und, könnte ich beifügen, um der meinigen den letzten Stoß zu versetzen; ich wäre beinahe an der uns vorgeschriebenen Diät gestorben."

„Uebertriebene Sorgfalt und Schonung?" sagte Seraphine; „aber gerade dieß verlängert das Leben, Herr Graf."

„Sorgfalt, Schonung!" wiederholte Herr von Albys; „die neue Medicin verfährt nicht so: wenn eine junge zarte und schwächliche Frau leidet und dahinsiecht', vergleicht man sie mit einer verkümmmernden Pflanze; man verordnet ihr die frische Luft, die Sonne, und der arme Ehemann sieht sich genöthiget, auf den Heerstrassen die Vorschriften der Fakultät zu vollziehen. Als die Krankheit der Frau von Albys einmal erwiesen war, erlaubte man ihr keinen Augenblick Ruhe mehr, folglich auch mir nicht. Wir machten gymnastische Uebungen, wir ritten täglich. Hätte ich das Talent von diesem so geistvollen dicken guten Manne gehabt,

den man Stendahl nennt, so würde auch ich im Stande gewesen seyn, meine Spaziergänge nicht nur in Rom, sondern auch im ganzen Kirchenstaate, zu beschreiben!"

„Und was war das Resultat von dieser nomadischen Behandlung? Hatte sie irgend einen Erfolg, Herr Graf?" fragte Seraphine.

„Sie schlug der Frau von Albys gut an," antwortete er mit einem Seufzer, „und verursachte mir einen Rheumatism, der mich zwang, sie die erwähnte Methode ganz allein befolgen zu lassen. Als sie auf dem Punkte der Genesung stand, führte ich sie wieder nach Paris. Sie war damals frisch wie eine Rose, lebhaft und fröhlich wie eine Grasmücke; dennoch verlor ich sie nach Verlauf eines Jahres."

„Die arme kleine Grasmücke hatte sich nicht wieder an ihren Käfig gewöhnen können!" sagte der Arzt mit halblauter Stimme.

„Die Gitterstangen waren nicht so eng gereiht, daß sie nicht vielleicht bisweilen daraus entschlüpfen konnte!" antwortete Felicie mit dem nämlichen Tone und einem leichten Lächeln.

Herr von Ramsay war weit entfernt, den Sinn und das Ziel dieser Worte zu verstehen; er schüttelte den Kopf und murmelte mit betrübter Miene: „Sie ist in ihrem Kerker aus Langweile und Sehnsucht gestorben! . . ."

Die Anwesenheit dieses kränklichen, gebrechlichen

und tauben Greises, versetzte das Fräulein von Clavières in gute Laune; sie sah alle seine Gebrechen mit einer Art von Sympathie, die im Grunde nur die wilde Genugthuung war, den Anblick eines Unglückes, dem ihrigen gleich, vor Augen zu haben. Ihre Aufnahme des Herrn von Albys war so geschäftig, so wohlwollend, daß er innerlich davon geschmeichelt seyn mußte. Felicie dagegen betrachtete ihn mit einer peinlichen Neugier, und empfand bei seinem Anblicke jenes mit Traurigkeit vermischte Mitleiden, welches Hinfälligkeit der Jugend einflößt. Aus einem Grunde, von dem sie sich nicht vollständig Rechenschaft gab, benahm sie sich jedoch holdselig gegen ihn, und schrie ihm mit aller Kraft ihrer sanften Stimme Worte zu, wofür er sehr dankbar schien. Daher verlängerte er seinen Besuch, und schien an dieser Unterhaltung Vergnügen zu finden, deren Faden er jedoch nicht immer folgte.

Herr von Ramsay mischte sich wenig in die Unterhaltung; er dachte und sann, die Gruppe betrachtend, welche einige Schritte von ihm das Fräulein von Clavières, die junge Wittwe und der Graf von Albys bildeten; dieses Bild im Innern mußte wahrlich einen Philosophen zum Nachdenken bringen, und einen Liebhaber beunruhigen. Seraphine saß auf dem Stuhle mit den Elfenbeinfüssen, den sie scherzweise den Thron der Königin-Sultanin nannte; ihr schreckliches Antlitz trat aus dem dunkelblauen Hintergrunde der Mauer wie ein Fratzengesicht aus gebrannter Erde hervor; sie

hielt Cupido auf ihren Knien, und ergötzte sich, ihn zu necken, indem sie ihn mit einem Orangenzweige schlug, dessen süße Blüthen der mürrische kleine Hund abbiß und brach. Ihr gegenüber machte sich Herr von Albys breit in dem tiefen Lehnstuhle, den man für ihn in den Sommersalon gerollt hatte, und mit etwas gelüftetem Augenschirme, die Hand nach Art eines Hörrohres an seinem Ohre, nahm er so gut als möglich an der Unterhaltung Theil, und lachte bei Allem, was Felicie sagte, in seinen Ewigen-Juden-Bart. Zwischen diesen beiden Gesichtern erschien der anmuthige Kopf der jungen Frau, welche, nachlässig auf die Kissen des Divans gelehnt, die kalten und durchsichtigen Körner der an ihrem Halse hangenden Schnur von gelbem Ambra, durch ihre Finger gleiten ließ. Dieser Contrast machte den Arzt lächeln und seufzen; er begann über die ungleiche Vertheilung nachzusinnen, welche Natur und Glück mit ihren Gaben unter diese drei Personen gemacht hatte, und es dünkte ihm, daß wenn das Schicksal billig wäre, es, anstatt solche Ausgleichungen zu treffen, den Alten und das Mädchen mit der Medusenlarve zwingen würde, ihre unnützen Reichthümer derjenigen zu Füssen zu legen, welche bereits auf ihrer Stirne die Doppelkrone der Jugend und Schönheit trug.

Der Besuch des Grafen von Albys zog sich so in die Länge, daß er sich bei dem Fortgehen entschuldigen mußte. Seraphine, aus ehrender Achtung für sein Al-

ter und seine Stellung als ehemaliger Freund der Familie, wollte ihn bis in das Vorzimmer fortbegleiten, und ehe er sich entfernte, fragte sie ihn sehr artig, ob sie hoffen dürfte, diese Beziehungen guter Nachbarschaft sich wiederholen zu sehen.

„Meine Schwester und ich werden entzückt seyn, Sie oft zu empfangen, Herr Graf," sagte sie zu ihm mit jenem gräßlichen Lächeln, welches die Leute versteinerte, wie wenn sie das einzige Auge, die ehernen Klauen und die Schlangenhaare der Gorgone gesehen hätten.

„Gewiß, mein Fräulein, werde ich oft die Ehre haben, Ihnen meine Aufwartung zu machen," erwiederte der Graf mit jener galanten und ehrerbietigen Miene, womit er ehedem die Hofdamen auf der großen Treppe von Versaille grüßte, als er Page der Königin war.

In diesem Augenblicke ging Carbonnet durch das Vorzimmer; sie erblickte den Grafen, der sich ziemlich hurtigen Schrittes entfernte, und Piter zurückließ; plötzlich durchzuckte ein teuflischer Gedanke ihr Inneres.

„Ei! ei!" dachte sie, „wer weiß, warum das Fräulein so viele Zärtlichkeiten diesem alten Podagristen erweiset! Sollte sie vielleicht zufällig daran denken, ihn mit unserer jungen Wittwe zu verheirathen, und eine Doppelhochzeit zu machen! In diesem Falle würde der Ball mit einem schönen Contretanze eröffnet!"

Die Träume einer Sommernacht.

11.

Es war ein Uhr nach Mitternacht. Schon lange hörte man kein Geräusch mehr in den großen Gemächern des Hôtels Clavières; alle Lichter waren nach und nach hinter den Sommerläden erloschen; nur eine kleine flackernde Helle schien durch die Rollvorhänge von Seraphinens Schlafzimmer; sie kam aus der auf dem Gueridon stehenden alabasternen Nachtlampe: das Fräulein von Clavières lag im Bette; aber der Schlaf nahte sich noch nicht ihren heißen Augenliedern; sie hatte sich aufgerichtet, wie um leichter zu athmen, und den Elbogen in den weichen Pfühl senkend, den Kopf auf ihre Hand stützend, starren Blickes und beklommener Brust, schien sie, wie die bleiche Phädra,

„Des Wagens Bahnflucht mit dem Blick' zu folgen."

Carbonnet, auf einem Stuhle vor dem Bette sitzend, hatte sich einige einschläfernde Erzählungen erlaubt; aber ihrer nieselnden und wie das Geräusch eines Spinnrades eintönigen Sprache, gelang es nicht, diese hartnäckige Schlaflosigkeit zu besiegen. Endlich hatte sie zu schweigen beschlossen, und begnügte sich, von Zeit zu Zeit die Augen zum Plafond aufzuschlagen, tief seufzend, wie Jemand, dessen Gemüth von einer großen Traurigkeit bewältiget ist. Seraphine bemerkte zuletzt diese Pantomime.

„Was giebt's denn, Dorothea, und warum schnei-

den Sie denn so Gesichter?" sagte sie barsch; „ich wünschte es zu wissen."

„Das Fräulein sind sehr gut," antwortete die Zofe indem sie ihre Stimme weinerlich zu machen suchte, aus Mangel der Thränen, die nicht aus ihren Augen floßen; „aber ich wage es nicht, Ihnen zu gehorchen; ich getraue mir nicht, die Ursache meiner Betrübniß zu sagen."

Und als Seraphine mit einer Geberde der Ungeduld sich abwendete, beeilte sie sich beizufügen: „Ach! das Fräulein selbst machen mir Kummer; der Gemüthszustand, worin ich Sie sehe, beunruhiget mich."

„Was wollen Sie sagen?" unterbrach sie das Fräulein von Clavières, deren Wangen mit einer plötzlichen Röthe sich überzogen, „was haben Sie denn bemerkt?"

„Daß das Fräulein bisweilen traurig sind," erwiederte Carbonnet, „daß Sie die Gesellschaft fliehen, daß Sie alle Abende zu Hause zubringen, was früherhin nie der Fall gewesen, kurz, daß Sie irgend einen Gedanken zu hegen scheinen, der Sie quält."

„Ah! Sie haben dieß gesehen?" versetzte Seraphine in einem halb nachdenkenden, halb ironischen Tone. „Nun denn, Sie haben sich nicht völlig geirrt. In der That, es geht in mir eine große Veränderung vor."

„Da haben wir's!" dachte Carbonnet.

„Sie sind eine verständige Person, Dorothea," fuhr das Fräulein von Clavières fort; „Sie haben vielleicht Dinge bemerkt, welche diejenigen nicht vermuthen, die mir noch näher kommen, als Sie."

„Ich besitze keinen großen Scharfsinn, aber meine Anhänglichkeit an das Fräulein ersetzt mir die Einsicht," antwortete Carbonnet mit erheuchelter Bescheidenheit, und innerlich vergnügt über eine so schöne Redensart.

„Sie sind fein und listig," sagte Seraphine kalt; „Sie sind auch verschwiegen, glaub' ich. Da ich in dieser Nacht nicht schlafen kann, will ich mit Ihnen von Sachen reden, die Sie halb errathen haben."

Carbonnet rückte ihren Stuhl dem Bette näher, und erkünstelte eine Miene aufmerksamer Rührung die einer Vertrauten von Profession Ehre gemacht hätte. Gewiß haben die Cleone und Phedimen unter ihren kleinen Binden von weißer Wolle, nicht die belebte Physiognomie, den ehrerbietig fragenden Blick, wie sie die verschmitzte Zofe unter der Spitzenhaube hatte, welche auf ihren zwei Büscheln falscher Haare saß, deren pomadirte Lunten auf ihrer, wie eine Pfingstrose hochrothen Wange in zwei dünne Korkzieher ausliefen.

„Mein Geist ist beschäftiget, in der That," fuhr das Fräulein von Clavières fort; „denn ich bin im Begriffe, einen großen Entschluß zu fassen."

„Gebe der Himmel, daß es derjenige sey, welchen dem Fräulein einzuflößen ich Gott so sehr gebeten habe!" rief Carbonnet hinterlistig aus.

Seraphine ließ sich von dieser sinnreichen Art, sein Gefühl über eine zweifelhafte Sache, die man zu billigen geneigt ist, zum voraus zu äußern, nicht geradezu täuschen. Sie heftete auf die Zofe einen forschenden

Blick, und sagte zu ihr, vielleicht mit dem Gedanken, sie in Verlegenheit zu setzen:

„Welchen Wunsch haben Sie denn auf solche Art für mich gehegt?“

„Jenen, daß das Fräulein sich endlich entschließen mögen, einen Gatten zu wählen,“ antwortete Carbonnet kühn.

Diese Worte hörend, erblaßte und erröthete wechselweise das Fräulein von Clavières; ihre Augenbrauen zogen sich zusammen. Sie wendete ihr Gesicht ab, und schwieg. Vielleicht empfand sie innerlich einen geheimen Aerger, fast durchschaut zu seyn.

„Meiner Treu!“ dachte sich Carbonnet heimlich, etwas beunruhigt, „das große Wort ist gefallen. Desto schlimmer, wenn sie es übel nimmt!“

Aber Seraphine, plötzlich von dem Bedürfnisse hingerissen, endlich ihre Gefühle und Gedanken auszudrücken, schaute Carbonnet ohne Zorn an, und sagte zu ihr, mit ihrem fahlen Auge blinzend: „Da Sie denken, daß ich heirathen will, so müssen Sie auch vermuthen, daß ich eine Wahl getroffen habe.“

Die Zofe wagte nur durch ein ehrerbietig bejahendes Zeichen zu antworten.

„Ah! Sie glauben, daß ich zu Gunsten von irgend Jemanden mich entschieden habe?“ fuhr Seraphine fort; „wohlan! wir wollen sehen, ob Sie es auch dießmal errathen haben.“

„Es dünkt mir, das Fräulein würden dem Herrn

von Ramsay nicht auf solche Weise Hoffnungen zu machen belieben, wenn Sie nicht entschlossen wären, ihm Ihre Hand zu bewilligen," antwortete Carbonnet.

„Sie haben recht, Dorothea," sagte das Fräulein von Clavières, deren Ohre die Worte dieser Antwort angenehm klangen. „Und glauben Sie, daß Herr von Ramsay diese Absicht ahne, daß er sich schmeichelt, mich zu heirathen?"

„Ei, ei, dieß wäre kühn von seiner Seite!" antwortete die Zofe; „vernünftigerweise könnte er ein so großes Glück nicht erwarten."

„Sprechen Sie freimüthig, Dorothea," unterbrach sie das Fräulein von Clavières, „Sie finden ihn entsetzlich ungestalt?"

„Ich glaube, daß es, zum Unglücke für ihn, in ganz Paris und vielleicht in der ganzen Welt, keine Beine giebt, wie die seinigen," antwortete Carbonnet. „Weil das Fräulein meine Meinung zu hören verlangen, muß ich, auf die Gefahr hin, Ihnen zu mißfallen, die Wahrheit sagen: Herr von Ramsay scheint mir ein braver Mann; er hat schöne Manieren; sein Character scheint sehr sanft, so viel, was das Moralische betrifft. Hinsichtlich des Körperlichen muß man gestehen, daß man nichts Betrübenderes sehen könnte: seine Füsse können ihn kaum tragen, und altert er ein wenig mehr, so wird er seinen Lehnstuhl nicht mehr verlassen; das ist gewiß,"

„Ich glaub' es!" murmelte Seraphine, durch Carbonnets Worte innerlich befriediget und beruhiget; „ja, dieser Mann ist eine Ausnahme in der menschlichen Natur; Niemand könnte ihn lieben; er dürfte den Versuch nicht wagen, irgend einem weiblichen Wesen zu gefallen."

„Gut!" dachte Carbonnet, „sie ist zufrieden, ich habe ihr bewiesen, daß Herr von Ramsay noch abscheulicher häßlich ist, als sie."

„Dennoch ist er der Mann, den ich heirathen werde," fuhr Seraphine mit innigem Ausdrucke fort; „er ist der Mann, den ich liebe, Dorothea!"

„Wie glücklich er ist, Fräulein!" sagte Carbonnet, die Augen zum Himmel aufschlagend; „wie groß wird seine Freude seyn, wenn er erfährt, daß er Ihr Herz gerührt hat!" Dann fügte sie arglistig bei:

„Wer weiß jedoch, ob er sein Glück nicht ein wenig vermuthet!"

„Nein," antwortete Seraphine mit einer unglaublichen Zuversicht, „nein, er würde es nicht wagen, sich einzubilden, daß er geliebt wird. Die Frauenzimmer haben ihn stets als einen unbedeutenden Mann behandelt: er ist gewohnt, die Zeichen ihres Wohlwollens, ihrer Freundschaft, ohne Dünkel zu empfangen. Für ihn hat das Wort Liebe keinen Sinn, und ich habe, ohne mich bloßzustellen, meine Gefühle äußern können; er hat mich zu verstehen nicht vermocht, nicht gewagt, und ich bin noch immer die Herrin meines Geheimnisses."

„Das Fräulein werden zuletzt genöthiget seyn, ihm

Ihre Absichten zu erklären; das ist eine delikate Lage," bemerkte Carbonnet.

„Ich will es noch verschieben," antwortete das Fräulein von Clavières; „ja, ich will diese Erklärung noch verschieben, deren letztes Wort eine Verpflichtung, ein Heirathsversprechen seyn muß. Wozu den Gang nach einem gewissen Ziele übereilen? Ist es nicht besser, es langsam zu erreichen, Schritt für Schritt? Sprechen Sie noch weiter mit mir von Herrn von Ramsay, Dorothea. Nicht wahr, sein fleißiges Verweilen zeigt, wie angenehm ihm die Beziehungen in diesem Hause sind?"

„Gewiß ist es nur das Vergnügen, mit dem Fräulein sich zu unterhalten, was ihn hier fesselt," erwiederte Carbonnet, entzückt, diese Gelegenheit zu finden, Felicien herabzusetzen; „die Anwesenheit von Madame kann nichts dazu beitragen; sie ist zu ernsthaft, zu schweigsam."

„Zu langweilig," fügte Seraphine bei; „sie ist ein wahres Gesicht von weißem und rothem Wachse, gut gekleidet, sehr sorgfältig herausgeputzt, das mit einem großen melancholischen Auge vor sich hin schaut, und nicht einmal lächeln kann. Ich liebe sie wirklich sehr; aber ich kann mich der Ueberzeugung nicht erwehren, daß sie eine abgeschmackte Schönheit ist, die nicht viele Bewunderer muß gehabt haben."

„Ei, ei! ich weiß nicht!" versetzte Carbonnet boshaft; „aber es dünkt mir, daß nicht später als vorge-

stern der Herr Graf von Albys sehr begeistert von hier fortgegangen ist."

„Sie glauben, Dorothea!" unterbrach sie das Fräulein von Clavières, bei welcher diese Aeußerung vielleicht die Idee erregte, welche schon der Carbonnet in den Sinn gekommen war.

„Ich weiß es gewiß und bestimmt," antwortete diese unverschämt; „als der Herr Graf sich entfernte, hörte ich ihn zu Piter sagen; „Frau von Clavières ist sicher die schönste Person, die ich in meinem Leben gesehen!"

„Er hat dieß gesagt!" murmelte Seraphine ein wenig erstaunt, daß der ehemalige Page der Königin dergleichen Herzensergießungen gegen seinen Livréebedienten bethätige. Aber in Rücksicht auf die Ueberspanntheit des Mannes, konnte sie jedoch glauben, daß Carbonnet diese Aeußerung wirklich gehört habe.

„Ah! Sie glauben, daß meine Schwester die Eroberung des Grafen von Alby's gemacht habe?" sagte sie lachend; „das ist sehr schmeichelhaft für sie. „Dann, auf ihre fixe Idee zurückkommend, fügte sie hinzu: „Ich kenne die Pflichten, die ich durch die Heirath eines gebrechlichen Mannes mir aufbürden werde. Ich werde auf die Welt verzichten müssen; aber ich werde das Glück in meinem Innern finden, an der Seite meines Gatten; wir werden für uns allein leben. Ich werde nicht fürchten, daß der Ehrgeiz, Geschäfte, Vergnügungen ihn von mir entfernen. Mein Glück wird gegen alle Ereignisse geschützt seyn, die den Frieden des häuslichen

Lebens zerstören; ich werde weder den Einfluß ehemaliger Freundschaften, noch die Gefahren neuer Verbindungen befürchten; schlechte Subjekte und Coquetten werden mir meinen Gatten nicht bestreiten. Man wird ihn nicht von mir weg zu Festen ziehen, welche Liebesintriguen zum Vorwande dienen; wenigstens bin ich sicher, daß er sich nicht erlauben wird, ohne seine Frau auf den Ball zu gehen."

„Sie ist eifersüchtig, wie eine Tigerin!" dachte Carbonnet.

„Ah! meine liebe Dorothea, alle diese Gedanken beschäftigen mich wirklich," fuhr das Fräulein von Clavières fort; „ich habe für mein Benehmen einen Plan mir entworfen; ich will, daß Herr von Ramsay sich zuvörderst gewöhne, mich täglich zu sehen; daß er meine Gegenwart nicht mehr entbehren könne. Schon käm' es ihm hart an, ich weiß es, sich zu entfernen. Er spricht nicht mehr davon, nach Ramsay zu reisen, um seine Fieberkranken zu heilen. Ich bin fast überzeugt, daß er nicht daran denkt, in diesem Sommer Paris zu verlassen. Ohne es zu vermuthen, hat er sich von dem soliden und starken Bande der Gewohnheit umschlingen lassen."

„Und wenn er einen andern Grund hätte, wenn er in das Fräulein verliebt wäre?" wagte Carbonnet ernsthaft zu sagen.

„Nein," antwortete Seraphine, „nein, ich täusche mich nicht hinsichtlich seiner Gefühle; das ist ein kal-

tes, unzugängliches Gemüth; nie wird ein Frauenzimmer sein Herz schlagen machen. Ich beklage mich nicht über diese Unempfindsamkeit; das ist eine Bürgschaft mehr."

„Das Fräulein entwerfen völlig eine Vernunftehe," sagte Carbonnet; „dennoch fühlen Sie einige Neigung für Herrn von Ramsay."

„Ja, ich liebe ihn!" erwiederte Seraphine mit einem unaussprechlichen Ausdrucke von heftiger und tiefer Leidenschaft; dann ihren Kopf auf den Pfühl sinken lassend, setzte sie hinzu: „welche Nacht! die Luft ist wie glühend."

„Das Fräulein sollten ein wenig zu ruhen suchen," sagte Carbonnet, das Bett ordnend: „es hat drei Uhr geschlagen; bald wird der Tag anbrechen."

„Ich kann nicht mehr schlafen," murmelte Seraphine seufzend und halb die Augen schließend; „gehen Sie zu Bette, Dorothea, morgen früh kommen Sie allein zu mir, ich werde noch mit Ihnen sprechen."

Die Vertraute ging fort, und Seraphine blieb ohne Zerstreuung ihren Gedanken überlassen. Diese Unterredung hatte ihre Leidenschaft gesteigert; sie hatte nicht ungestraft gewisse Worte laut ausgesprochen, und die bisher in der Tiefe ihres Herzens verschlossenen Gefühle geäußert; sie empfand in diesem Augenblicke, daß sie, vielleicht wider ihren Willen, sich Luft machen würden, wie jene unterirdischen Flammen, welche nach langem Glimmen losbrechen; aber in dem blinden Instinkte

ihrer Leidenschaft sah sie nicht voraus, daß dieser Ausbruch sie, unter den Ruinen ihrer Täuschungen und ihres Glückes zerschmettert, begraben könnte.

Während sie sich diesem Traume hingab, und hartnäckig ihr Hirngespinnst verfolgte, war Felicie ihrerseits seltsamen Unruhen preisgegeben. Die junge Frau hatte ihre Heiterkeit nicht wieder finden können, den glücklichen Frieden ihres Gemüthes; ohne irgend einen wirklichen Grund zu Freude oder Schmerz zu haben, empfand sie Wechselzustände von Niedergeschlagenheit und Hoffnung, von Traurigkeit und unbestimmter Glückseligkeit. Ihr Herz entwarf weder Pläne, noch Hoffnungen, noch Wünsche, und doch war sie von fortwährenden Aufregungen, von Gemüthsunruhen erfaßt, deren Ursache sie weder in sich selbst, noch in den Ergebnissen ihres inneren Lebens fand. Während dieser glühenden Nacht, hatte auch sie in der Stille und Einsamkeit ihrer Wohnung gewacht. Ermüdet von der langen Schlaflosigkeit, hatte sie ihr Bett verlassen, und einen Nachtmantel über ihre Schultern werfend, war sie auf den Balkon des Cabinetes getreten, um einen Augenblick Luft zu schöpfen. Die Nacht war finster, die Luft schwer und feucht. Bisweilen durchzuckten lange Blitze die Wolken, und erleuchteten mit bleicher Helle die Vorderseite des Hôtels Albys. Diese Stille, nur durch die lauten Stimmen des Gewitters unterbrochen, das in der Ferne rollte, der traurige Anblick des Himmels, an welchem große schwarze Wolken sich bekämpften, erfüllten Feliciens Seele

mit einem melancholischen Schrecken; sie verließ langsam den Balkon, und setzte sich jenem Porträte gegenüber, welches sie durch ihre schwarze Maske anzuschauen schien. Die Luft im Cabinete war von den Wohlgerüchen der Magnolien ganz durchweht, deren Stengel in einer auf dem Gueridon stehenden chinesischen Vase weichte. Felicie nahm diese schöne Blume, und betrachtete lange deren dicke, sammetartige Blumenblätter von einem sanften Weiß, die sich wollig öffneten, und in den blaßgelben Kelch blicken ließen, aus denen jene betäubenden Wohlgerüche aufathmeten, von deren Aroma keine Blume unserer Blumenbeete eine Idee geben kann.

Es war wie ein süßes und heftiges Gift, was die junge Frau berauschte, und ihr in Kopf und Herz stieg. Bald dünkte es ihr, als ob traurige und liebliche Phantome sie umgaukelten, und die zürnende und klagende Stimme von Miß Diana sich in das schwache Säuseln des Windes mischte, der in den Pappeln seufzte. In diesem Augenblicke erreichte Carbonnet ihr Kämmerchen. Als sie sich neigte, um das Fenster zu schließen, gewahrte sie das Licht, welches schwach auf dem Balkone schimmerte.

„O! o!“ dachte sie, „Madame wacht da unten! Was hindert sie denn, zu schlafen? Sollte sie auch verliebt seyn? Aber in wen? Wenn sie's zufällig in diesen Hinkenden wäre? Dieß würde komisch seyn! Ah! ah! das ist unmöglich; dennoch werde ich sie beobachten müssen! . . .“

Dieser Gedanke und die Mittheilungen des Fräuleins von Clavières hielten sie lange Zeit wach, und als sie endlich mit Tagesanbruch einschlief, hatte sie einen gräßlichen Traum; es schien ihr, daß sie in eine Karyatide verwandelt sei, und Seraphinens Gesicht das Gegenstück des ihrigen bilde; Beide trugen durch die Anstrengung ihrer Arme den großen Balkon des Hôtels, und schauten sich von beiden Seiten des Thorweges unaufhörlich an, während Felicie im Ballkleide, und ihren Blumenstrauß in der Hand, von einem jungen Manne begleitet, durch die Hausflur schritt. Ihrerseits war Seraphine von Träumen heimgesucht, der Hölle durch das Hornthor entschlüpft. Sie erblickte sich an ihrem Hochzeittage vor dem Altare, an den sie getreten war, um das feierliche Gelübde auszusprechen, und plötzlich sah sie, schreckliches Ereigniß! daß die verdrehten Beine des Herrn von Ramsay sichtbar gerade wurden, und daß er, seine Krücke wegwerfend, allen Blicken eine kräftig geformte Kniekehle wies, und solid, wie jene eines andalusischen Majo. Die aus dem Elfenbeinthore hervorgekommenen Träume, gaukelten auch unter den Vorhängen der schönen Wittwe; sie war bei dem dumpfen Tosen des Gewitters entschlummert, und sah in ihrem Traume einen schönen Sänger, der sie in eine Gondel führte, den süßen Schlußreim seines venetianischen Liedes wiederholend.

Ein Donnerschlag.

12.

Von der Anvertrauung gewisser Entschlüsse bis zum Beginne ihrer Vollziehung, ist nur ein Schritt; wenn man einmal gesprochen hat, ist man bald entschlossen zu handeln. Seitdem das Fräulein von Clavières der Carbonnet ihre geheimen Gefühle, ihre Hoffnungen ihre Pläne für die Zukunft mitgetheilt hatte, fühlte sie sich unwiderstehlich hingerissen, diesen schönen Roman endlich zu verwirklichen, an dem sie seit drei Monaten im Stillen arbeitete, und den sie in den Augen der Welt durch eine Vernunftheirath und ihrem Herzen nach durch eine Neigungsheirath zu beendigen die Anmassung hatte.

Aber es war sehr schwierig, die Formel einer solchen Entwickelung zu finden; nur ein Dritter konnte schicklicherweise eine solche Unterhandlung anknüpfen; nach vielem Nachsinnen beschloß Seraphine, diese delikate Commission der jungen Wittwe anzuvertrauen. In dieser Absicht verdoppelte sie ihre Freundschaftsbeweise, und verschwendete an sie jene Gefälligkeiten, jene liebreichen Worte, welche Carbonnet in Wuth versetzten. Die Beziehungen zwischen den beiden Schwägerinnen nahmen also plötzlich einen vertrauteren und zärtlicheren Character an, und Feliciens Herz, bereits von Dankbarkeit durchdrungen, war nahe daran, sich diesem Ver=

trauen hinzugeben, das ihren Verhältnissen immer gefehlt hatte. Inzwischen erschien eines Nachmittags der Graf von Albys im Hôtel Clavières. Dieß war sein zweiter Besuch. Carbonnet, die immer auf der Lauer war, lief herbei, als sie Piters Stimme im Vorzimmer hörte. Bei dem Anblicke des Grafen, der mit hurtigem Schritte und gestrecktem Kopfe durch die Salons ging, rief sie aus: „Er hat seinen Bart weggethan! Es ist aus! er ist in Madame verliebt! der alte Narr!"

In der That schien die Haltung des Herrn von Albys eine große Veränderung in seinen Ideen, und eine vollständige Umwälzung in seinen Gewohnheiten zu verkünden. Als er in den Sommersalon trat, betrachteten ihn die drei Personen, welche schon dort waren, mit einem gewissen Erstaunen. Ein Kleid, dessen schwalbenschwanzförmig geschnittenen Schösse bis zur Hälfte des Beines reichten, ersetzte den braunen Schlafrock. Die Kappe war in einen Hut verwandelt, und eine Perücke von einem zweideutigen Blond, ohne Zweifel von Piter frisirt, bedeckte mit ihren unzähligen Locken diesen so lange Zeit unter einer schwarzseidenen Mütze begrabenen Kahlkopf.

Die Brille, der Augenschirm, waren gleichfalls verschwunden, und statt der breiten Musselincravatte, worin der gute alte Herr sich brüstete wie ein verdauender Pelikan, trug er eine Atlaßhalsbinde, deren gekreuzte Enden eine Brustkrause von Batist sehen ließen. Ein großer, in eine Nadel gefaßter Brillant, funkelte

auf der Brustkrause, und eine goldene Kette von der Dicke eines Ankertaues, hing kreuzweise an der Weste.

„Ah! Herr Graf,“ sagte Seraphine mit heiterer Vorwurfsmiene zu ihm, und mit einem Blicke auf diese glänzende Toilette, „es war verabredet, wie mir dünkt, daß Sie oft kommen würden, aber immer als Nachbar.“

„Ich verzichte nur auf die Hälfte meines Vorrechtes,“ sagte er, sein Kinn, glatt wie jenes eines Seminaristen, mit dem Griffe des Rohrs mit ciselirtem Knopfe streichelnd, welches seine Krücke ersetzte; „ich werde so oft kommen, als Sie mich zu empfangen gefälligen, meine liebenswürdige Nachbarin; ich werde so lange verweilen, als Sie mich zu dulden würdigen werden.“

Es war schwer, das Gespräch in dem anstrengenden Tone zu führen, der nöthig war, um vom Grafen von Albys gehört zu werden; die Unterhaltung mit ihm war nicht viel mehr als ein langes Selbstgespräch, dem die Mitsprechenden durch eine Pantomime antworteten, vermischt mit einigen Worten, deren Sinn er nicht immer faßte. Da er viel in der großen Welt gelebt hatte, und ziemlich gut von jener Epoche sprach, in welcher er ein glänzender Schmetterling war, prächtige Blumen umgaukelnd, die bei den ersten Strahlen der Sonne des Kaiserreiches aufblühten, hörte man ihn ohne Ungeduld und Langweile. Seraphine hörte ihn sogar gerne von den Triumphen und dem Verfalle je-

ner stolzen Schönheiten erzählen, deren glücklicher Anbeter er gewesen war. An diesem Tage regte sie seine Erinnerungen so gut auf, daß er redselig viel von sich selbst sprach, und mehrere Anecdoten zum Besten gab, deren Held er gewesen war. Nachdem er die erkaltete Asche seiner alten Liebschaften ziemlich angefacht hatte, richtete er sich stolz empor, wie ein Veteran, der bei der Erzählung seiner Feldzüge in's Feuer gerathen ist, und sagte, seine Brustkrause mit einer Geberde unnachahmlicher Geckenhaftigkeit schüttelnd, die er fünfzig und einige Jahre früher in den Salons der alten Aristokratie mußte gelernt haben: „So war die Jugend damals. Die jungen Leute von heut zu Tage bilden sich ein, mehr werth zu seyn! Ei! ei! ich weiß nichts davon; aber so viel ist gewiß: mit dreißig Jahren sind sie schon ausgemergelt, und wir Männer von ehedem werden niemals alt."

„Man ist um so mehr versucht, dieß zu glauben, als Sie sich sichtbar verjüngen, Herr Graf," erwiederte Seraphine mit einem Blicke auf diese lebendige Ruine.

Die junge Frau war ganz erstaunt; sie erinnerte sich des wunderlichen, gichtischen und kränklichen Greises, den sie einige Tage früher gesehen, und fragte sich, durch welche Willensanstrengung Herr von Albys diesen Anschein von Kraft wieder erlangen konnte, und wie es gekommen, daß er den Entschluß gefaßt, jung zu werden. Auch der Arzt beobachtete ihn; er suchte zu errathen, was diesen Greisenleib galvanisirt hatte;

aber die Ursachen dieser Naturerscheinung entgingen seiner Forschung.

„Sie haben sich zu früh aus der großen Welt zurückgezogen, Herr Graf,“ äußerte Seraphine; „es ist nicht klug, was man auch sagen mag, sie zu verlassen, bevor sie uns verläßt, und sich zu begraben, bevor man gestorben ist.“

„So denk' ich auch!“ erwiederte rasch der Graf; „ich habe eingesehen, daß ich mich zu früh beeilte, den Befriedigungen zu entsagen, welche man in diesem elenden Leben sich verschaffen kann, wenn man eine Rente von hunderttausend Livres besitzt. Es bleiben mir noch einige grüne Jahre, die ich gut anzuwenden wissen werde. Ah! ah! meine Erben werden Dinge vernehmen, worüber sie staunen werden. Sie erwarten es nicht, ihren alten Onkel, wie sie ihn nennen, wieder auferstehen zu sehen. Bei Gott! das wird für sie ein schöner Theatercoup seyn!“

Der alte gute Mann blickte unwillkürlich Felicien an; dann sagte er in einem halb ernsten, halb scherzhaften Tone: „Ei! ei! die schönste Ueberraschung, die ich ihnen bereiten könnte, wäre, ihnen eine Einladung zu meinem Hochzeitballe zu senden!“

„Er denkt, wieder zu heirathen!“ murmelte Herr von Ramsay; „der arme Mann!“

„Das ist ein Scherz,“ antwortete Felicie, welche diesen Gedanken für äusserst possierlich hielt.

Bald darauf empfahl sich der Graf, und wie das

erstemal begleitete ihn das Fräulein von Clavières bis in das Vorzimmer. Felicie und der Arzt blieben einen Augenblick allein im Salon.

„Mein liebes Kind," sagte Herr von Ramsay, „ich bemerke mit Freuden, daß Ihr Geist aus seiner Gleichgültigkeit heraustritt; Sie sind heiterer, mittheilsamer seit einigen Tagen."

„Ja, mein guter Doctor," erwiederte sie, „ich bin glücklicher, weil ich anfange, Seraphinen zu lieben. Wenn Sie wüßten, wie gut und liebevoll sie gegen mich ist! Das ist wahrhaftig eine Schwester, welche der Himmel mir gegeben hat!"

„Sie sind glücklich," sagte der Arzt, mit melancholischer Freude dieses liebliche und holdselige Gesicht betrachtend, aus welchem stille Zufriedenheit strahlte; „ich kann jetzt abreisen, Felicie?"

„Ah! noch nicht!" rief sie aus, die Hand mit einer treuherzigen Bewegung vor sich hin streckend, wie um ihn zurückzuhalten; „noch nicht! Welche Leere würde durch Ihre Abreise hier entstehen!"

Er wagte mit seinen Händen die anmuthige Hand zu drücken, die sich gegen ihn bewegte, und murmelte mit einer durch das schmerzliche Glück, welches alle Fibern seines Herzens durchbebte, erstickten Stimme: „Liebes, liebes Kind! Ah! könnte doch meine Freundschaft immer zu Ihrem Glücke genügen!"

Als er diese Worte sagte, glaubte er hinter dem herabgelassenen Gitterladen eines Fensters, dem er ge-

genüber saß, einen Schatten vorübergleiten zu sehen. „Man belauscht uns!" sagte er, rasch Feliciens Hand fahren lassend.

„Zu welchem Zwecke?" antwortete sie bestürzt, aber ohne die Unruhe des Herrn von Ramsay zu theilen; „und selbst wenn man uns belauschen würde, was läge daran! Wir haben nichts gesagt, was nicht vor der ganzen Welt wiederholt werden könnte."

„Es ist wahr," versetzte der Arzt seufzend; „Ihr Gemüth ist rein von jedem Gedanken, den Sie nicht laut gestehen dürften; es ist nichts Verborgenes in Ihrem Herzen."

„Ach! mein guter Doctor!" entgegnete Felicie mit einer liebenswürdigen Regung von Freimüthigkeit und treuherziger Verwirrung, „Sie verursachen mir Gewissensbisse, indem Sie so sprechen. Ich habe Ihnen so viele Dinge verhehlt!"

„Sie? Felicie!" rief Herr von Ramsay aus.

„Ja," erwiederte sie; „eigentlich sind es Geheimnisse, die mich nicht persönlich betreffen."

„Ah! der Himmel sey gepriesen! Dann hat es nichts zu sagen!" murmelte der Arzt beruhigt.

Einen Augenblick danach trat das Fräulein von Clavières in den Salon, und der Rest des Tages verfloß wie gewöhnlich. Aber am Abend, als das Fräulein von Clavières in ihr Zimmer kam, fand sie Carbonnet, die ihrer harrte.

„Was giebt's denn, Dorothea?" fragte sie, die be-

stürzte und geheimnißvolle Miene der Zofe bemerkend, welche umhertrippelte, wie aus Ungeduld über die Langsamkeit, womit die Kammerzofen sie entkleideten.

„Ich werde mit dem Fräulein sprechen, wenn Sie zu Bette gebracht sind," antwortete Carbonnet halblaut, und mit einer Miene, welche verrieth, daß sie ihr etwas Wichtiges zu entdecken habe.

Das Fräulein von Clavières, eine unbestimmte Unruhe empfindend, beeilte sich, ihre Zofen zu entlassen; dann sagte sie mit einem hochmüthigen Tone: „Nun, was haben Sie mir zu sagen, Dorothea; Ihrer Physiognomie gemäß sollte man glauben, daß irgend ein Unglück in meinem Hause sich ereignet habe."

„In der That geschehen darin für das Fräulein unglückliche Dinge," antwortete Carbonnet, die Augen zum Himmel erhebend, und seufzend, wie von Zorn und Entrüstung beklommen.

„Um was handelt es sich? und von wem wollen Sie mit mir sprechen?" fragte das Fräulein von Clavières, eine Bewegung der Ungeduld verhaltend.

„Die Sache verhält sich so," versetzte Carbonnet, jedes ihrer Worte mit einer gewissen Langsamkeit betonend, um Seraphinen Zeit zu gönnen, sie wie spitzige und vergiftete Pfeile tief in ihr Herz dringen zu fühlen; „das Fräulein werden täglich und stündlich, unter Ihren Augen, betrogen und verrathen; man spinnt in Ihrer Nähe eine Liebesintrigue, die Sie niemals vermuthet haben. Herr von Ramsay ist in Madame ver-

liebt; ihretwegen kommt er hieher, und sie sieht ihn nicht mit ganz gleichgültigen Augen."

Bei dem ersten Worte fuhr Seraphine wie ein verwundeter Panther auf; ihr Gesicht überflog eine erdfahle Blässe; dann schloß sie die Augen und blieb unempfindsam. Nach dieser Offenbarung schwieg sie einen Augenblick, und schien nachzudenken. Hierauf sagte sie mit kurzer Stimme: „Von wem haben Sie erfahren, was Sie mir so eben gesagt haben?"

„Ich hab's gesehen," antwortete Carbonnet kalt.

„Wo? Wie? Wann haben Sie diese Intrigue entdeckt?"

„Eben heute," erwiederte Carbonnet eifrig; „als das Fräulein den Herrn von Albys begleiteten, war ich zufällig im Garten, hinter einem Gitterladen des Sommersalons. Der Himmel bewahre mich, an den Thüren zu horchen! Dieß war nie eine Untugend von mir; aber, ohne Arges zu denken, blickte ich in den Salon. Madame war allein mit Herrn von Ramsay, und . . ." Sie unterbrach sich, und schien zu schwanken.

„Vollenden Sie!" sagte das Fräulein von Clavières gebieterisch zu ihr.

„Wohlan! dann hab' ich Madame rasch dem Herrn von Ramsay sich nähern, und mit einer zärtlichen Miene mit ihm sprechen sehen, wie sie in Gegenwart des Fräuleins nie mit ihm spricht; er schien ganz entzückt. Ich hörte nicht genau, was sie sprachen; aber es dünkt mir, daß es sehr vertraut war. Er nannte sie ganz einfach

Felicie, und sie sagte alle Augenblicke: Mein Freund! Hierauf haben sie sich bei der Hand gefaßt, und dann sind das Fräulein zurückgekommen.“ Carbonnet sprach diese Worte mit äußerster Geläufigkeit und mit sehr bewegter Stimme; sie war von der doppelten Freude überwältiget, mit dem nämlichen Schlage Seraphinens Herzen eine so schmerzliche Wunde versetzt, und die junge Frau mit einem so sichern und treulosen Pfeile getroffen zu haben. Sie freute sich über das Böse, das sie diesen beiden Frauen zufügte, die sie aus verschiedenen Gründen verabscheute, und sie dachte heimlich, das bleiche und entfärbte Gesicht Seraphinens betrachtend: „Das ist ein harter Schlag! Sie sagt jetzt kein Wort mehr. Ei, ei, wer sollte glauben, daß sie weinen werde. Dieß war ihr nie begegnet, vor mir wenigstens. Sie hat mir so viele unangenehme Dinge gesagt, die ich, ohne zu antworten, dulden mußte, und sogar mit zufriedener Miene ihr dankend! Sie hat mich so sehr bedrängt, so sehr gequält! Nun ist die Reihe an mir. Es macht mir Vergnügen, sie so zu sehen. Ei, ei, jede Andere an meiner Stelle würde sich fürchten!“

In der That war Seraphine erschreckend; halb aufgerichtet und eine Hand auf ihren Pfühl gestützt, mit vorgeneigtem Leibe, schien sie inneren Stürmen preisgegeben, die in Schmerzens- und Verzweiflungslauten hervorbrachen. Nie wurde die antike Megäre mit häßlicheren Zügen dargestellt; mit flammendem Auge, bleichen und bebenden Lippen, auf der Stirne gesträubten

rothen Haaren, war das Fräulein von Clavières in diesem Augenblicke die lebendige Verpersönlichung einer von den schwarzen Schwestern, welche den wilden Haß, die finstere Wuth, die unversöhnliche Rache entzünden. Endlich fand sie die Kraft, sich zu beherrschen. Nachdem sie lange in diesen düstern und stummen Schmerz versunken gewesen, blickte sie Carbonnet an, welche, mit dem Taschentuche vor ihren Augen, ihre Thränen zu trocknen schien, und mit dumpfer, kaum verständlicher Stimme zu ihr sagte: „Ich glaube Ihnen, Dorothea; dennoch will ich mit eigenen Augen sehen; es ist angenehm, sie zu überraschen; morgen werde ich sie einen Augenblick allein lassen; ich werde in ihrer Nähe verborgen sie beobachten; ich werde sie sehen; ich werde die Liebesworte hören, die sie sich sagen; ich werde Zeugin ihrer Entzückungen seyn. Ah! wie schändlich bin ich betrogen! Ich wollte meine Hand diesem Manne bieten, der sie verschmäht hätte! Und diese Frau war's der ich zunächst mein Herz zu öffnen gedachte!“

„Wenn das Fräulein sich gewürdiget hätten, mich wegen dieser Absicht um Rath zu fragen, so würde ich Sie davon abgebracht haben,“ sagte Carbonnet, welche den Moment gekommen sah, ihre Rolle als Rathgeberin zu beginnen; „jedenfalls sind das Fräulein glücklicherweise noch die Herrin Ihres Geheimnisses. Das ist ein großer Trost.“

„Ja, dieß gewährt mir die Mittel, mich zu rächen!“ murmelte Seraphine. „O, morgen, morgen! Wie lang

die Nacht ist! Wie schrecklich dieses Warten! Ich möchte gehen, hinaus von hier; ich ersticke in diesem Zimmer.“ Sie stand auf, und ließ sich ankleiden.

Carbonnet, welche dachte, daß sie wahnsinnig würde, begann sich zu fürchten. „Die Nerven des Fräuleins sind in einem gräßlichen Zustande,“ sagte sie; „ich will Ihnen einen Trank bereiten, der Ihnen vielleicht Schlaf bringen wird.“

Seraphine hörte sie nicht, und ging in Aufregung im Zimmer auf und ab, abgebrochene Worte ausstossend. Dann, wie vernichtet in einen Lehnstuhl sinkend, stieß sie das von Carbonnet ihr gereichte Glas zurück, und sagte weinend: „Dorothea, ich bin der Sache noch nicht gewiß. Sie können sich geirrt haben!“

„Wir werden dieß morgen wohl sehen!“ murmelte die Vertraute.

Indem sie dann überlegte, daß sie eine sehr schlechte Nacht zubrächte, wenn es ihr nicht gelänge, ihre Gebieterin zu beruhigen, fuhr sie mit unbefangener Miene fort: „Nach Allem haben das Fräulein vielleicht recht; ich habe nichts gehört, nichts gesehen, was einen bestimmten Beweis gäbe. Welches Glück, wenn ich mich geirrt hätte! Das Fräulein würden mir deßwegen sicher nicht zürnen; wenn ich Ihnen meinen Argwohn mitgetheilt habe, so geschah es aus Uebermaß des Eifers. Wie sollte es im Grunde möglich seyn, daß Herr von Ramsay in Madame verliebt wäre!“

„Sollte ich morgen entdecken, daß Sie ihn verleum-

det haben, so werde ich Sie davonjagen, Madame Carbonnet!" sagte Seraphine mit einem zornigen Blicke auf die Zofe.

„Ich selbst würde des Vertrauens des Fräuleins mich unwürdig halten, und den Dienst verlassen," antwortete Carbonnet stolz, und setzte heimlich hinzu: „Geh, geh, ich wage nichts! Ich habe gesehen, was ich gesehen habe, und Du wirst es auch sehen; dieß wird einen schönen Auftritt geben!"

Das Fräulein von Clavières verlebte den Rest der Nacht abwechselnd in Wuth und Niedergeschlagenheit. Am andern Morgen erschien sie, unter dem Vorwande, Briefe zu schreiben, nicht bei dem Frühstücke, und lange vor der Stunde, zu welcher Herr von Ramsay in das Hôtel Clavières zu kommen gewohnt war, verschloß sie sich in einem kleinen Gemache neben dem Sommersalon, das einen andern Ausgang in den Empfangssalon hatte. Es befand sich darin weder ein beweglicher Fensterladen, noch ein geeignet angebrachtes Getäfel, um in dem einen Zimmer zu sehen, was in dem andern vorging; Carbonnet machte ganz prosaisch mit einem Bohrer zwei Löcher in die Thüre, nachdem sie zuvor vorsichtig den Riegel inwendig vorgeschoben hatte; dieses Spionirmittel war wohl ein anderes werth. — Dann sagte sie, einen Stuhl herbeirückend: „Das Fräulein werden es da recht bequem haben." Seraphine setzte sich; sie zitterte; vielleicht erwachte in diesem Augenblicke der Stolz ihres Blutes; vielleicht empfand sie

einige Scham über diese niederträchtige Handlung, deren Mitschuldige Carbonnet war. Aber dieses verworrene Gefühl von Würde wurde bald durch jenen wilden Instinkt erstickt, welcher heftige Gemüther antreibt, ihr eigenes Unglück aufzusuchen.

Das Fräulein von Clavières war seit einer Viertelstunde da, als die Thüre des Salons aufging; Felicie trat ein. Sie stellte den leichten Korb, der ihre Stickerei enthielt, auf einen Tisch, worauf sich bereits die Journale und ein kleines Pult befanden, auf dem sie bisweilen Bemerkungen schrieb, während der Arzt etwas las; dann schritt sie einigemal durch den Salon mit der Leichtigkeit eines kleinen Vogels, der am Rande seines Käfiges hüpft; sie pflückte am Springbrunnen Blumen, ließ die Rollvorhänge herab, die zu viel Licht eindringen ließen, setzte sich endlich an den Tisch, und begann zu arbeiten. Etwa nach einer Stunde trat Herr von Ramsay ein.

Bei seinem Anblicke drückte das Fräulein von Clavières Carbonnets Arm, die, neben ihr knieend, gleichfalls spähte, und sagte mit leiser Stimme zu ihr: „Sie ist nicht verwirrt geworden; aber er hat die Farbe gewechselt, als er sie allein sah.“

Carbonnet legte rasch einen Finger auf ihren Mund, und gab ihrer Gebieterin ein Zeichen, zu horchen.

„Mein guter Doctor,“ sagte Felicie, „setzen Sie sich daher neben mich; ich will Sie nach Herzenslust auszanken. Sie hatten gestern Abend einen sehr schweig-

samen Humor, welcher Seraphinen betrübt hat, dessen bin ich gewiß."

„Ich war vielleicht traurig; dieß begegnet mir oft," antwortete der Arzt, ohne sich auf den Stuhl zu setzen den ihm die junge Frau mit dem Finger wies; er war dahin gekommen, diese anmuthige Vertraulichkeit zu fürchten, welche ihn Anfangs so glücklich gemacht hatte. „Ich sehe das Fräulein von Clavières nicht," fuhr er mit einer verlegenen Miene fort, indem er auf die andere Seite des Tisches ging.

„Sie hatte Briefe zu schreiben; sie wird noch nicht herabkommen," erwiederte einfach Felicie.

Der Arzt erschrack vor dem Gedanken eines Tête-à-Tête, das sich verlängern könnte; er hatte sich schon in einem gleichem Falle schwach gefühlt; die Gefühle seines Herzens waren einem Ergusse so nahe, daß er die gefährliche Berauschung fürchtete, in welche Feliciens Worte und Blicke ihn versetzten. Sie hatte ihren Kopf gegen ihn gewendet, und zeigte ihm fortwährend den leeren Sitz von ihrer Seite.

„Nein," sagte er, glücklich und gequält durch diese holdselige Umgebung, und einen Vorwand suchend, dieser Gefahr zu entgehen; „wenn sie es erlauben, meine liebe Felicie, so will ich die Abwesenheit Ihrer Schwester benützen, um einen vergessenen Brief zu schreiben."

„Hier ist, wessen Sie zum Schreiben bedürfen," antwortete Felicie, ihm das Pult weisend. „Geben Sie nicht darauf Acht, daß ich da bin, mein guter Doctor;

vollenden Sie ruhig Ihren Brief." Sie griff bei diesen Worten wieder nach ihrer Arbeit, und Herr von Ramsay begann zu schreiben.

„Sie irrten sich, Madame Carbonnet," murmelte Seraphine, mit einem niederschmetternden Blicke auf ihre Vertraute.

„Das ist unbegreiflich," dachte sich diese bestürzt.

Während einiger Minuten hörte man nichts, und keine Bewegung geschah im Sommersalon. Dann stand Felicie auf, suchte einen Augenblick um sich her, und ging dann hinaus, ohne Zweifel um zu beweisen, daß sie irgend ein kleines Zubehör zu der feinen Arbeit verlegt habe, welche ihre Feenfinger schufen. Bei dieser Bewegung ließ sie ihr Taschentuch auf der Thürschwelle fallen. Herr von Ramsay bemerkte dieß, als sie hinausgegangen war.

Dann rasch sich erhebend, hob er das durchsichtige Gewebe auf, worin Feliciens Namenszug gestickt war; nachdem er es einen Augenblick betrachtet, und den leichten Wohlgeruch eingeathmet hatte, den es aushauchte, drückte er es an seine Lippen, und legte es dann auf den Platz, den die junge Frau so eben verlassen. Diese Pantomime hatte nur einige Secunden gedauert; aber sie war so bezeichnend, so ausdrucksvoll, daß Carbonnet sich aufrichtete, nun ihrerseits ihre Gebieterin anblickend, und murmelnd: „Nun denn?"

Das Fräulein von Clavières wankte empor; für

sie war Alles gesagt, und sie hatte Alles verstanden. Carbonnet führte sie in ihr Zimmer zurück. Dann sagte sie zu ihr, sich auf ihre bleichen Lippen beißend: „Sie hatten sich nur halb geirrt, Dorothea. Er liebt sie, sie weiß es vielleicht nicht. O! ich werde mich rächen! an ihm zuerst, dann an ihr!

Geheime Rache.

13.

Das Fräulein von Clavières verbrachte den Rest des Nachmittags, mit Carbonnet in ihr Gemach eingeschlossen. Sie gab sich nicht ihrem Schmerze hin; sie weinte nicht über verlorene Hoffnungen, über ihre für immer zerstörten Glücksträume; sie dachte nur an ihre Rache. Mit mehr Billigkeit, mehr Seelengröße, hätte sie gefühlt, daß sie allein die Schuldige sey, daß sie sich, so zu sagen, mit eigener Hand einen tödtlichen Stoß versetzt habe; daß sie nicht das Opfer eines Verrathes sey; daß Feliciens einziges Unrecht darin bestand, eine Leidenschaft eingeflößt zu haben, die sie nicht kannte, und Herr von Ramsay's Verbrechen, sie geliebt zu haben. Sie empfand nur noch die glühende Sehnsucht, dieses Herz zu quälen, welches sie nicht hatte bezwingen können, und berechnete mit grausamem Scharfsinn die Mittel, dem Herrn von Ramsay den empfindlichsten Schlag zu versetzen. Obwohl sie viel Selbstbeherrschung besaß, und der tiefsten Verstellung fähig war, mangelte ihr die

Kraft, sich diesen peinlichen Zwang anzuthun. Unter dem Vorwande eines wichtigen Geschäftes ging sie gegen Abend aus, ohne Felicien zu sehen, und indem sie ihr einfach durch Carbonnet sagen ließ, daß sie zu Tisch gehen möge, ohne auf sie zu warten. Zu gleicher Zeit übergab die Kammerzofe dem Herrn von Ramsay heimlich das folgende Billet:

„Ich wünschte, mein Herr, heute Abend eine Stunde lang mit Ihnen zu sprechen. Meine Schwester darf bei dieser Unterredung nicht anwesend seyn, aus Gründen, welche Sie würdigen werden, wenn ich Sie mit dem Zwecke meines Schrittes bekannt gemacht habe. Ich bin daher gezwungen, ihr eine Art von Geheimniß daraus zu machen, und werde Sie bei mir empfangen.

Seraphine."

Herr von Ramsay empfing dieses Billet, als er das Hôtel Clavières verließ. Nachdem er es zweimal gelesen hatte, ohne zu begreifen, was ihm Seraphine insgeheim zu sagen habe, bildete er sich plötzlich ein, daß es sich um irgend eine Vermögensverfügung handle, und der reichen Erbin einen großmüthigen Entschluß zutrauend, vermuthete er, daß sie einen Theil vom Vermögen ihres Bruders der jungen Wittwe zurückgeben wolle. Während er diese Muthmassungen brütete, und die Stunde des Rendez-vous mit inniger Ungeduld erwartete, irrte Seraphine, in den Fond des Wagens zurückgelehnt, auf's Gerathewohl durch die Alleen des

Boulognerwäldchens; nur hatte sie befohlen, daß man ohne anzuhalten fahre, und immer im raschen Zuge. Als sie in das Hôtel zurückkehrte, gegen neun Uhr, erwartete sie Herr von Ramsay schon in ihrer Wohnung, in ihrem prächtigen Schlafzimmer. Alles war dort wie zu einem Rendez-vous der Liebe geordnet. Da Niemand im Hôtel wissen sollte, daß Herr von Ramsay sich bei Seraphinen befand, hatte ihn Carbonnet über die Diensttreppe eingeführt, und nach vorsichtigem Herablassen der Rollvorhänge und Verschließen der Sommerläden, so, daß man das Licht der Kerzen nicht bemerkte, die sie so eben angezündet, war sie als Schildwache an die Thüre des Salons gegangen, der vor dem Schlafzimmer lag. Das Herz des Fräuleins von Clavières schlug heftig, als die Zofe, ihr entgegeneilend, mit leiser Stimme sagte: „Er ist da, mein Fräulein!"

Das unglückliche Mädchen stand einen Augenblick stille und schaute um sich, von dieser Lage betroffen. Dieß war das erstemal, ohne Zweifel das letztemal ihres Lebens, daß ein heimlich zu ihr geführter Mann sie in ihrem Zimmer versteckt erwartete.

Ein Halbdunkel herrschte im Salon, dessen sämmtliche Thüren vorsichtig verschlossen waren; die Vertraute wachte draußen, und ein zwischen den herabgelassenen Thürvorhängen des Schlafzimmers schwach schimmerndes Licht verrieth, daß Jemand wartete. Seraphine konnte sich eine Minute lang einbilden, daß sie zu einem wirklichen Rendez-vous der Liebe komme, und dachte sich

mit einem schrecklichen Gefühle von Neid und Mißgunst: „Da sieht man, wie jene Frauen, welche die Liebe zur einzigen Leidenschaft ihres Lebens erheben, ihre Liebhaber zu empfangen wagen! Wie sehr müssen diese Vorkehrungen, diese Schwierigkeiten ihre Freuden verdoppeln, und ihre Leidenschaft steigern! Welche Lust, sein Glück so allen Augen zu entziehen! Welche Wonnen, in diesen geheimnißvollen Zusammenkünften!"

Dann plötzlich in die Wirklichkeit ihrer Lage zurückkehrend, murmelte sie durch die Zähne: „Er ist da! Er harret meiner; er erwartet mich vielleicht ungeduldig, denn er rechnet auf das Wiedersehen nach dieser Zusammenkunft; er ist glücklich. Ah, er vermuthet den Schlag nicht, den ich ihm versetzen will!" — Hierauf näherte sie sich mit festem Schritte; eintretend reichte sie Herrn von Ramsay die Hand, und sagte zu ihm in einem ernsten, fast feierlichen Tone: „Ich war lange unschlüssig, mein Herr, bevor ich Sie um diese Unterredung ersuchte. Was ich Ihnen zu sagen habe, ist von so delikater Natur, betrifft Sie so persönlich, daß ich in der That einige Verlegenheit fühle, mich zu erklären."

„Mein Fräulein, es giebt nichts, was Sie mir zu sagen nicht das Recht hätten," antwortete der Arzt, über diesen Anfang erstaunt; „in einer Angelegenheit, die mich zudem persönlich betrifft, kann ich aus Ihrem Munde Alles vernehmen."

Sie wies ihm einen Sitz, und gab ihm ein Zeichen,

sich neben sie zu setzen; dann fuhr sie mit dem nämlichen düstern und ernsten Tone fort: „Es giebt im Leben verhängnißvolle Abgründe, wohin man wider seinen Willen gezogen wird, und in die man unfehlbar stürzt, wenn nicht eine Freundeshand uns zu Hülfe kommt, und uns zur rechten Zeit festhält; so ist Ihre Lage, mein Herr, und ich will versuchen, Sie zu retten.“

„Mein Fräulein, ich begreife nicht . . .“ stammelte der Arzt, immer erstaunter, und von einer unbestimmten Besorgniß erfaßt.

Aber sie gönnte ihm keine Zeit, vorauszusehen, was sie ihm sagen wollte, und seine Antwort vorzubereiten.

„Mit einem Worte will ich mich erklären,“ antwortete sie, ihn starr anblickend, und gleichsam mit dem Glanze ihres grünlichen Auges bannend; „Sie haben zu meiner Schwester, der Wittwe Ihres Freundes, eine thörichte, unselige Liebe gefaßt. Sie lieben Felicien, ich hab' es durchschaut, ich hab' es gesehen. Hab' ich mich getäuscht, mein Herr?“

„Nein, mein Fräulein,“ antwortete der Arzt, selbst ohne ein Läugnen zu versuchen.

Dieses Wort drang wie ein Dolchstoß in Seraphinens Herz. Sie war überzeugt, daß Herr von Ramsay Felicien liebe; aber es war ein ihre Kräfte fast übersteigender Schmerz, ihn es sagen zu hören. Dennoch bezwang sie sich, und fuhr ruhig fort:

„Aber wohin, mein Herr, wird diese Liebe Sie führen? Welche Zufriedenstellung gewährt sie Ihnen ge-

genwärtig? Welches Glück erwarten Sie davon für die Zukunft?"

„Keines," erwiederte der Arzt mit einem schmerzlichen Ausdrucke; „beklagen Sie mich, mein Fräulein, und tadeln Sie mich nicht. Es ist wahr, ich habe wie ein Thor dem bitteren Glücke mich hingegeben, das mir meine Liebe spendet. Ich war ohne Kraft, ohne Muth gegen mich selbst. Ich bin diesem Abgrunde, die Augen verschließend, entgegengegangen, und ohne zu wissen, wohin sie mich stürzen würde."

„Ich weiß es," antwortete Seraphine; „sie wird Sie in einen Abgrund von Schmerz und Verzweiflung schleudern, und Sie werden an dem Tage hineinstürzen, an welchem Frau von Clavières sich wieder mit einem jungen, liebenswürdigen und schönen Manne verheirathen wird, den sie liebt."

„Oft hab' ich bei dem bloßen Gedanken daran gezittert!" murmelte der Arzt, die Augen zum Himmel erhebend. „Wenn Sie wüßten, Fräulein, was ich schon gelitten habe; wenn Sie wüßten, welche Qualen zu verhehlen ich die Kraft hatte!"

„Sie können mir Ihr Geheimniß ganz anvertrauen; ich werde Sie mit Nachsicht, mit Sympathie anhören," sagte Seraphine, von einer entsetzlichen Neugier getrieben, und so zu sagen der Qual Trotz bietend, welche sie freiwillig dulden wollte; „sprechen Sie mit mir von Ihrer Liebe, erzählen Sie mir die Ereignisse dieser Leidenschaft, die, wie ich sehe, seit Jahren dauert."

„Ach!" antwortete Herr von Ramsay, „wie alle wahren und tiefen Gefühle, ist sie langsam groß geworden, fast wider mein Wissen, und durch die Leiden, welche sie mir verursachte, hat sie sich geoffenbart. Als Frau von Clavières noch Felicie Dalange hieß, hab' ich sie, ohne Mißtrauen in mich, als ein holdseliges Kind geliebt, als eine arme Waise, die ich angenommen hätte, würde sie nicht schon einen andern Beschützer gefunden haben. Die Jahre verflossen jedoch, und das Kind wurde ein schönes junges Mädchen. In dieser Zwischenzeit war ich lange abwesend; ich befand mich zu Ramsay, als ein Brief Pauls von Clavières mir meldete, daß er seine Mündel heirathete. Der Schmerz, den diese Nachricht mir verursachte, zeigte mir, was in meinem Gemüthe vorging; verwirrt, erschrocken, einer Art von Reue preisgegeben, wollte ich das einzige gegen solche Uebel mögliche Mittel versuchen, die Thätigkeit, die durch eine lange Reise erzwungenen Zerstreuungen, als ein zweiter Brief Paul's mir meldete, ihn zu erwarten: er kam mit seiner jungen Frau nach Ramsay, um mich zu besuchen. Was hab' ich damals gelitten, mein Gott!"

„Waren Sie eifersüchtig?" fragte Seraphine mit einer Art Lächeln.

„Auf Paul eifersüchtig, meinen besten Freund? Nein, Gott sey Dank," antwortete Herr von Ramsay; „aber ich hatte einen Widerwillen gegen das Leben und mich selbst gefaßt, bedenkend, daß ein ähnliches Glück mir niemals beschieden seyn würde. Es giebt keine zweite

Felicie auf der Welt, und wenn sie existirte, ach! so wäre sie nicht für mich da! Die Neuvermählten blieben nicht lange in Ramsay; Paul, von jenem Bewegungsbedürfnisse gedrängt, welches die Menschen beherrscht, deren Ende nahe ist, gedachte durch ganz Europa zu reisen, und drang in mich, ihn zu begleiten. Aber ich fühlte, daß die in der tiefsten Tiefe meines Herzens verborgener Wunde sich verschlimmern, und mir den Tod bringen würde, wenn ich noch länger bei Felicien bliebe. Ich trennte mich von diesen beiden Wesen, die zu dem gehörten, was ich auf der Welt am meisten liebte, und verweilte in Ramsay mit meinem Schmerze und in meiner Absonderung. Aber wer kann sich hienieden auf sein Glück verlassen! Jener, den ich für glücklich hielt, dessen Loos ich beueidete, verlor das unschätzbare Gut, das er besaß, auf immer. Ich sollte den armen Paul nur auf seinem Todbette wieder sehen. O! wie sehr hab' ich ihn in seinen letzten Momenten beklagt! er schied für immer von Felicien! Sie sehen, welches Leben ich seit dem traurigen Tage führe, an welchem Frau von Clavières ihren Gatten verloren hat. Sie haben meine Qualen durchschaut. Ah! Fräulein, dieß ist das erstemal, daß man mich so versteht. Dieß ist das erstemal, daß ich das sage, was Sie so eben gehört haben."

Seraphine hatte ihn starr, regungslos angehört, und wie in eine stumme Aufmerksamkeit versunken; ihr Herz, von den Schlangen der Eifersucht benagt, schau-

derte jedoch, und sie fühlte einen kalten Schweiß über ihre Stirne rieseln. Aber ihre ganze Energie zusammenraffend, und durch die Hoffnung neubelebt, diesem Manne alle jene Qualen zu erstatten, die sie seinetwegen ausgestanden, ohne daß er es vermuthete, öffnete sie wieder ihre halbgeschlossenen Augen, und sagte mit einer ruhigen, fast liebreichen Stimme: „Ich hege mitfühlende Theilnahme an diesen Leiden, die ich nicht kenne, und möchte Ihnen aus dieser peinlichen Lage helfen; aber dazu müßte ich so zarte Saiten berühren, so unzugängliche Verhältnisse anregen, daß ich zu sprechen schwanke."

„Ich hab' es Ihnen schon gesagt, mein Fräulein," antwortete der Arzt, „aus Ihrem Munge kann ich Alles hören."

„Wohlan!" fuhr sie fort, „ich will Ihnen zuvörderst mit wenigen Worten erklären, was Sie in allem Diesem wagen. Sie wagen Ihre Ruhe, Ihre Würde, Ihr Glück, und Feliciens ganze Zukunft. Wenden Sie nichts dagegen ein; das ist die Wahrheit, die unerbittliche Wahrheit, die in diesem Augenblicke spricht, und und ich werde den Muth haben, Ihnen Alles zu sagen. Glauben Sie, mein Herr, daß Ihre Bewerbungen, wenn sie so fortgingen, der Frau von Clavières keinen Nachtheil brächten? Als eine Wittwe von siebenzehn Jahren und ohne Vermögen, ist sie zum Theile in einer vergänglichen Lage; sie muß wieder heirathen. Alle, die sich für ihre Zukunft interessiren, werden für sie dar-

auf denken. Aber glauben Sie, daß die Aufmerksamkeiten, die Sie ihr erweisen, kein Hinderniß wären? Glauben Sie, daß irgend eine Partie sich für sie ergäbe, so lange Sie hier seyn werden? Vielleicht haben Sie, ohne sich's zu gestehen, eine Hoffnung gefaßt, die Hoffnung auf die Gewöhnung an Ihre Gebrechen, und persönlich zu gefallen, wenn Sie um ihre Hand werben. Ein eitles und kühnes Projekt! Sie ist voll Achtung und Wohlwollen für den Freund; des Geliebten würde sie spotten; sie würde ihn mit hochmüthiger Verschmähung abweisen. Und wenn sie durch eine jener Erwägungen, wodurch übel berathene Heirathen entstehen, Ihre Frau zu werden einwilligte; wenn sie leider gegründete Abstossungen überwinden könnte, glauben Sie, daß sie Sie lieben würde? Glauben Sie, daß Sie dieselbe bei Ihrem Anblicke nicht immer mit einer unwillkürlichen Regung von Mitleiden und Widerwillen sich abwenden sehen würden?"

„O! nie, nie ein solches Unglück!" murmelte Herr von Ramsay, das Gesicht mit seinen Händen verhüllend.

Das Fräulein von Clavières betrachtete ihn einen Augenblick mit einer wilden Freude; dann sprach sie mit ihm, um seine Wunde noch zu erweitern, ohne Schonung, ohne Erbarmen von seiner Ungestaltheit; sie schilderte ihm die lächerliche Seite seiner Lage; sie griff ihn an allen seinen verwundbaren Stellen an, sie verletzte ihn an allen empfindlichen Theilen seines Herzens und seines Gemüthes.

Endlich sagte der Unglückliche verzweiflungsvoll zu ihr: „Ja, dieß ist die Wahrheit, die schreckliche Wahrheit! Wie könnte eine Frau mich ohne Widerwillen ansehen? Ich bin mir selbst zum Entsetzen. Aber ich habe nie den unsinnigen Plan gehegt, Feliciens göttliche Schönheit an meine traurige Häßlichkeit zu knüpfen. Nein, dem Himmel sei's gedankt, über diesen tollen Gedanken brauch' ich nicht zu erröthen!"

„Und inzwischen haben Sie sich in eine falsche, schwierige Stellung begeben, welche für Sie täglich unerträglicher wird," fuhr das Fräulein von Clavières unbarmherzig fort; „es giebt nur ein einziges Mittel, Ihr Herz zu erleichtern und zu heilen, sich für die Zukunft die Freundschaft derjenigen zu bewahren, die wider ihr Wissen, so verhängnißvoll Ihr Leben getrübt hat: Sie müssen reisen, auf lange Zeit reisen."

„Auf immer!" murmelte Herr von Ramsay.

Nach kurzem Schweigen fuhr das Fräulein von Clavières fort: „Sie sind entschlossen?"

„Vollkommen entschlossen," antwortete er. Diese Worte sprechend, fuhr er mit dem Taschentuche über seine Augen. Zwei Thränen flossen wider seinen Willen unter seinen Wimpern.

„Er leidet!" dachte das Fräulein von Clavières, ihn mit einer grausamen Befriedigung betrachtend.

Er stand auf, trat an das Fenster, und beschaute einen Augenblick durch das Laubwerk der Kastanienbäume ein schwach erleuchtetes Fenster. Und als das

Fräulein von Clavières sich ihm näherte, und ihn zu betrachten schien, sagte er zu ihr: „Ich sage Felicien Lebewohl.“

„Sie werden sie also nicht mehr sehen?“ fragte das Fräulein von Clavières.

„Nein, mein Fräulein,“ antwortete er, „ich werde ihr schreiben.“ Er nahm sodann von Seraphinen Abschied, und sie begleitete ihn bis an die Thüre des Salons. Im Augenblicke des Scheidens, sagte sie, ihm die Hand reichend: „Wir werden uns vielleicht niemals wiedersehen.“

Ihr Herz brach bei diesen Worten; sie hatte einen Augenblick von Schwäche, und die Thränen traten ihr in die Augen.

„Wenn ich nicht mehr hier seyn werde, sprechen Sie bisweilen von mir mit ihr,“ erwiederte Herr von Ramsay, gerührt von diesem Zeichen von Sympathie. Er ging fort, und Seraphine hörte das Thor des Hôtels hinter ihm sich schließen; dann kehrte sie in ihr Gemach zurück, düster, erschöpft, und ohne auf Carbonnet zu achten, die um sie herumstrich, und sie mit neugierigem Blicke beobachtete. Endlich von ihren Vorrechten einer Vertrauten Gebrauch machend, wagte die Zofe ihre Gebieterin zu fragen.

„Sie errathen nicht, was sich so eben ereignet hat?“ antwortete sie ihr, aus ihrer Erstarrung erwachend; „eine sehr einfache Sache: Herr von Ramsay ist von hier fort, um nicht mehr zurückzukehren.“

„Und wird Madame auch fortreisen?“ rief Carbonnet aus.

„Nein,“ antwortete kalt das Fräulein von Clavières; „sie bleibt! Wenn ich sie gehen ließe, würde er sie bald wieder finden! Ich muß sie wieder verheirathen, diese junge Frau, und bei meiner Seele, dieß wird mit dem Grafen von Albys geschehen!“

Am andern Tage, bei seinem Erwachen, erhielt Felicie einen Brief von Herrn von Ramsay, datirt vom Vorabende, um eilf Uhr Nachts. Er schrieb ihr, daß er, gezwungen, noch in der nämlichen Nacht abzureisen, von ihr nicht Abschied nehmen konnte, und daß er sie zu glauben bitte, daß nur wichtige Gründe ihn zu bestimmen vermochten, sich so zu entfernen, ohne sie zum letztenmale zu sehen. Der Ton dieses Briefes war so gezwungen; eine so große Traurigkeit drang durch die gemessenen Worte, welche den Gedanken zu verhehlen, und nicht ihn auszudrücken schienen, daß Felicie von einer traurigen Ahnung erfaßt wurde. Sie beeilte sich, aufzustehen, und flog ganz außer sich zu ihrer Schwägerin, um ihr die Besorgniß anzuvertrauen, womit die plötzliche Abreise des Herrn von Ramsay sie erfüllte, und ihr den Brief zu zeigen, welchen sie so eben empfangen hatte. In ihrer Aufregung hörte sie Carbonnet nicht, welche sie festzuhalten suchte, und trat eilig in das Schlafzimmer. Aber bei Seraphinens Anblicke, hingestreckt auf einen langen Stuhl, mit gegen ihre Brust gepreßten Händen, und ihr erdfahles Gesicht zum

Himmel gewendet, gleich einer Grabesgestalt, blieb sie ergriffen stehen, und rief aus: „Meine Schwester! Sie sind leidend! Großer Gott! was ist Ihnen denn begegnet!“

Das Fräulein von Clavières hatte sich nicht zu Bett gelegt. Der gräßlichsten Verzweiflung zur Beute, war sie, ohne Wissen ihrer Leute, mit Carbonnet ausgegangen, und die ganze Nacht in der Umgebung des Hôtels umhergeirrt, welches Herr von Ramsay bewohnte; sie wußte, daß er mit Tagesanbruch reisen würde, und wollte ihn noch einmal sehen. Sie war versucht gewesen, sich unter die Räder der Postchaise zu stürzen, als sie ihn vorüberfahren sah, in den Fond seines Wagens zurückgelehnt, das Gesicht blaß, und halb in sein Taschentuch gehüllt: aber es stand geschrieben, daß das Drama ihres elenden Lebens hier nicht enden sollte. Bei Feliciens Stimme erhob sie den Kopf, und sagte, mit der Hand über ihre entzündeten Augenlieder fahrend: „Ich habe diese Nacht schlecht geschlafen. Ich fühle mich etwas unwohl; aber dieß wird vergehen.“

„Aber Sie selbst,“ fügte sie bei, Felicien starr anblickend, „was fehlt Ihnen? Sie scheinen ganz bestürzt.“

Die junge Frau hatte sich auf einen Schemel neben sie gekniet, und sagte zu ihr mit Thränen in den Augen: „Meine Schwester, unser Freund ist fortgereiset.“

„Ich weiß es,“ unterbrach sie Seraphine mit einem

kurzen Tone. „Er hat mir geschrieben, um Abschied zu nehmen:

„Wie mir," sagte Felicie, ihr den Brief reichend. „Ach! sehen Sie. Er erklärt durch keine Gründe diese schnelle Abreise. Ich fürchte, es möchte ihm irgend ein Unglück begegnet seyn!"

„Beruhigen Sie sich," antwortete Seraphine kalt; „er ist ganz einfach zu dem Zwecke abgereiset, sein menschenfreundliches Werk fortzusetzen. Man wird ihm geschrieben haben, daß der Tod seine Fieberkranken wegraffe, und er ist abgereiset, ohne sich Zeit zu nehmen, uns zu besuchen, und uns ein Lebewohl zu sagen . . . Dieß ist der einzige Grund dieser Reise."

„Gott gebe es!" murmelte Felicie, den Kopf schüttelnd.

„Meine Schwester," setzte sie treuherzig hinzu, und auf das Fräulein von Clavières ihre schönen und noch thränenfeuchten Augen heftend, „meine Schwester, nicht wahr, Sie bedauern den Verlust des Herrn von Ramsay, und daß seine Abwesenheit eine große Leere um uns lassen wird?"

„Ja, aber Sie bleiben mir!" antwortete sie mit einem entsetzlichen Lächeln.

Der Wolf und das Lamm.

14.

Das Fräulein von Clavières war mit jenen heftigen und verderbten Naturtrieben geboren, welche aus

dem Daseyn einiger Frauen zunächst einen leidenschaftlichen Roman machen, dessen Scenen, Anfangs lebhaft und reizend, stufenweise sich verdüstern, sodann ein Drama, wovon jeder Act eine traurige Entwickelung herbeiführt, und das mit einem oft bösen, immer unglücklichen Ausgange endet. Durch die abscheuliche Häßlichkeit ihres Gesichtes behütet und bewahrt, hatte sie ihre somit zurückgedrängten Neigungen zum Theile tief in ihrem Herzen gähren, und in bittere Empfindungen sich verwandeln gefühlt. Die Täuschung, worin sie seit einigen Monaten gelebt, hatte, bis auf einen gewissen Punkt, ihr Naturell umgestimmt, und ihr Gemüth weich gemacht. Aber der Schlag, der sie so eben getroffen, veranlaßte eine schreckliche Gegenwirkung. Von wilder Eifersucht, von finsterm Hasse verzehrt, fand sie für ihr Unglück keinen andern Trost, als die langsame Rache, welche sie an Felicien üben konnte. Es bedurfte aber einer außerordentlichen Heuchelei, um mit dem Opfer fertig zu werden, ohne daß es den grausamen Händen entschlüpfte, die es zurückhielten, und sich anschickten, es an allen empfindlichen Theilen seines Wesens zu treffen: das Fräulein von Clavières besaß diese grausame Geschicklichkeit. Sie wurde übrigens von Carbonnet unterstützt, die, ohne irgend eine Erklärung, ihre Absichten begriffen hatte, und zum Vollzuge ihrer Projekte stillschweigend beitrug. Seraphine, unter dem Vorwande des noch immer neuerlichen Todes ihres Bruders und

der Erschütterung ihrer Gesundheit, kündigte an, daß sie im künftigen Winter ihre Salons nicht wieder öffnen würde. Da sie eine Menge Bekanntschaften und keine Freunde hatte, fand sie sich, ihrer Absicht entsprechend, völlig isolirt. Dann begann für die junge Wittwe ein traurigeres, eintönigeres Leben, als jenes der Abgeschlossenen, welche, der Welt entsagend, ehemals ihre Tage in einer unter dem Widerlager einer Kirche vermauerten Zelle verlebten. Den größten Theil des Tages brachte sie allein in jener prachtvollen Wohnung zu, wo sie nie ein Geräusch hörte, selbst nicht den Klang ihrer eigenen Stimme; denn sie konnte mit ihrer armen Stummen nur durch Zeichen sprechen. Carbonnet hatte Wort gehalten: Rosette war nicht mehr aus der Wohnung ihrer Gebieterin gekommen. In ein kleines Zimmer verwiesen, das auf die Diensttreppe ging, speisete sie dort, und wagte es niemals, die Befehle der furchtbaren Beschließerin zu übertreten, welche ihr verboten hatte, die letzte Stufe der Treppe zu überschreiten. Bisweilen versuchte Felicie, von der Schwermuth gerührt, welche das arme Kind in dieser unbedingten Einsamkeit beschlichen hatte, sie zu zerstreuen und aufzuheitern; aber dieß war keine leichte Sache. Es bedurfte einer belebten Pantomime, um die Sprache zu ersetzen, kindischer Spiele zur Ergänzung der Unterhaltung, und es war rührend, diese schöne junge Frau Vergnügungen aus ihrem Leben als Pensionärin versuchen zu sehen, um der Traurigkeit einen Augenblick dieses Geschöpf

zu entziehen, das sie leiden und vor ihren Augen vergehen sah.

Bisweilen hatte sie ihr zu verstehen gegeben, daß sie frei wäre, und zu ihren Eltern zurückkehren könnte; aber dann schaute die Stumme, zu ihren Füssen sitzend, sie mit Thränen in den Augen an, und bedeutete ihr durch Zeichen, daß sie sie nicht verlassen wolle. Sie hatte Carbonnet zu bestimmen gesucht, Rosette manchmal ausgehen, und mit den übrigen Dienerinnen verkehren zu lassen, aber die Beschließerin trocken geantwortet: das ist unmöglich; dieß mißfällt dem Fräulein.

Und Felicie war nicht darauf bestanden.

Gegen Abend kamen die beiden Schwägerinnen im Salon zusammen, und bald erschien der Graf von Albys. Seraphine hatte ihn völlig in ihr Vertrauen gezogen, und seit der Abreise des Herrn von Ramsay speisete er fast jeden Abend im Hôtel Clavières. Diese kleine Versammlung, verloren, so zu sagen, inmitten der ungeheuern Salons, die man allabendlich wie zu einem Feste erleuchtete, bot einen sonderbaren und traurigen Anblick. Seraphine, tief in ihrem Lehnstuhle sitzend, mit geneigtem Kopfe, die gefalteten Hände auf ihren Knien, schützte ihren leidenden Zustand vor, um an der Unterhaltung keinen Theil zu nehmen, und den Grafen sprechen zu lassen, der, ihr gegenüber, auf dem Platze, den sonst Herr von Ramsay einnahm, endlose Geschichten aus der vergangenen Zeit erzählte, oder Projekte für die Zukunft entwarf, als hätte er noch hundert Jahre

und darüber zu leben. Zwischen diesen beiden Gesichtern, dem düstern, stummen, noch abstoßenderen durch den Ausdruck der Physiognomie als der Häßlichkeit der Züge, und dem andern, unter Runzeln die Lebendigkeit, den Aufschwung der Jugend grimassirend, glich Feliciens sanftes und melancholisches Antlitz einer zarten Rose von Bengalen, aufgeblüht inmitten häßlicher Disteln. Während dieser ermüdenden Unterhaltungen hatte Felicie bisweilen versucht, den alten Onkel zu bewegen, von seinen Neffen zu sprechen; aber dieß war ein Stoff, der ihm augenscheinlich mißfiel, und worüber er hartnäckig schwieg. Ein gleiches Schweigen beobachtete er, wenn von seiner jungen Frau die Rede war; man hätte meinen sollen, er habe den Entschluß gefaßt, nur auf die seiner Jugend fernstehenden Erinnerungen zurückzukommen; alles Uebrige war bei ihm ein versiegelter Brief geworden. Die junge Wittwe verging vor Langweile während dieser langen Abende, die sie in völliger Unthätigkeit verlebte; denn Seraphine hatte ihr zu verstehen gegeben, es sey nicht schicklich, daß sie, während des Besuches des Grafen, eine von jenen leichten Arbeiten zur Hand nehme, die sie wenigstens mechanisch beschäftigten. Unter den anständigsten Formen, mit Ausdrücken, die für die Empfindlichkeit nicht im Geringsten verletzend waren, führte übrigens das Fräulein von Clavières mit ihr einen heimlichen und erbitterten Krieg.

Sie besaß die Kunst, sie zu betrüben, zu beunruhigen! sie in Niedergeschlagenheit zu versetzen, ohne je-

mals ihre Absicht offen darzulegen, und sie durch Anspielungen, mittelbare Rathschläge und treulose Einflüsterungen, in eine Art von Verzweiflung zu stürzen. So ließ sie dieselbe, hinter allgemeine Ausdrücke sich verschanzend, tausendmal ihre Armuth, ihre Abhängigkeit, und ihre Entblößung von aller Stütze, von aller Protektion auf dieser Welt, fühlen. Mit boshafter Berechnung überhäufte sie dieselbe zu gleicher Zeit mit Freigebigkeit, und setzte eine Art Prahlerei darein, ihr Putzsachen, Kleinodien, welche ihre Trauer ihr zu tragen erlaubte, im Ueberfluße zu geben. Jedenfalls machte sie nur bedingungsweise davon Gebrauch; gar oft legte die arme Felicie seufzend ihr einfaches Kleid von Wolle ab, und zog, um sich an die Tafel zwischen Seraphinen und den Grafen von Albys zu setzen, ein schwarzes Spitzenkleid an, geziert mit Schleifen und Trauerblumen. Die junge Frau besaß ein zu redliches und reines Gemüth, um den Zweck aller dieser Verfahrungsarten zu durchschauen, und auch nur eine böse Absicht von Seite Seraphinens zu vermuthen. Sie entschuldigte sie im Grunde ihres Herzens wegen des Leidens, das sie ihr bereitete, in der Meinung, daß dieß ein unwillkürliches Unrecht, und die Wirkung einer ihrer geistigen Beschaffenheit eigenthümlichen Ungeschicklichkeit wäre. Sie versuchte muthig, an dieses müßige Leben sich zu gewöhnen, durch heimliche Hindernisse eingeengt und doch bewegt; aber es fehlte ihr die Kraft, wider die Einflüsse zu wirken, die unaufhörlich auf ihr laste-

ten, und bald versank sie in jene peinliche Gleichgültigkeit, welche den unmächtigen Anstrengungen unsers Willens folgt. Obgleich sie nicht genau einsah, wie feindlich ihr Alles war, was sie umgab, hatte sich doch ihr zartes und wohlwollendes Gemüth denjenigen, die sich ihr nahten, einigermaßen verschlossen. Zuneigung und Sympathie fühlte sie nur für ihre kleine Stumme, und bisweilen einen thränenvollen Blick auf sie heftend, sagte sie zu ihr, als hätte dieselbe sie verstehen können: „Geh, mein armes Kind, ich bin eben so allein wie Du!"

Herr von Ramsay hatte ihr einmal geschrieben; sein aus Ramsay datirter Brief war kurz, und trug das Gepräge einer resignirten Traurigkeit. Er meldete ihr seine nahe Abreise nach der Schweiz, und bat sie, ihm nach Genf zu schreiben, wo er einige Tage zu verweilen gedenke.

Feliciens Antwort war liebreich, aber gezwungen; wie hätte sie von den immer bitterern Leiden ihrer Lage sprechen, und Dinge erklären können, die sie selbst nicht verstand? Ein Bedenken hielt sie übrigens ab: sie fühlte sich sehr unglücklich; aber sie wollte Seraphinen nicht beschuldigen, ihr ein so trauriges, so einsames, so trostloses Leben bereitet zu haben. In der Unthätigkeit ihrer langen Tage und der düstern Stille ihrer Wohnung, blickte sie bisweilen schaudernd und lauschend auf; aber Alles um sie her schwieg; keine Stimme ertönte hinter der Dame mit der schwarzen Maske, und nur das Laubwerk der Pappeln murmelte unter dem Bal-

kone. Dann träumte und sann sie von jenen geheimnißvollen Stimmen, welche sie eingeweiht hatten in die unbekannten, für junge und einfache Herzen, wie das ihrige, furchtbare Leidenschaften. Die Zeit verfloß inzwischen; die nebeligen Herbsttage streiften die Schatten des Gartens weg, dessen Anblick Feliciens Augen ergötzte; dann kam der traurige Winter, ganz in Schnee und eisige Nebel gehüllt. Nun wurde die junge Frau so niedergeschlagen, daß eines Tages Carbonnet zum Fräulein von Clavières mit betrübter Miene und einem heuchlerischen Seufzer sagte: „Ich weiß nicht, ob das Fräulein es bemerkt haben, wie ich; mir dünkt, das Madame in einer schlimmen Haut steckt.“

„Durchaus nicht, ich finde sie sehr wohl,“ antwortete Seraphine; „sie langweilt sich vielleicht ein wenig; das ist Alles.“

„Gut! Sie will's so!“ dachte Carbonnet; „künftig, selbst wenn Madame im Todeskampfe läge, werde ich immer sagen, daß sie herrlich aussehe!

Um diese Zeit machte der Graf von Albys bei dem Fräulein von Clavières einen entscheidenden Schritt. Nachdem er ihr feierlich geschrieben, um sie um eine Unterredung zu bitten, wurde er eines Morgens durch Carbonnet bei ihr eingeführt, die zu lächeln sich nicht enthalten konnte, als sie den ehemaligen Pagen der Königin an Herrn von Ramsay's Platze sitzen sah, und die Befehle ihrer Gebieterin empfing, welche ihr durch einen Wink bedeutete, an der Thüre Wache zu halten.

„Mein Fräulein," sagte der Graf mit einem unglaublichen Aplomb, und sich schief in seinen Armstuhl setzend, wie zur Zeit, da er vertrauliche Morgenbesuche bei den Modenärrinnen gemacht hatte, die am Vortage mit ihm die Trenitz in den Salons des Kaisers getanzt, „mein Fräulein, Sie sehen hier einen zum Närrischwerden verliebten Mann. Sie erstaunen darüber, nach dem Glaubensbekenntnisse, welches ich Ihnen abzulegen die Ehre gehabt habe, als von der projektirten Heirath die Rede war. Damals, ich gesteh's, war's aus Haß gegen meine Spitzbuben von Neffen, daß ich wieder heirathen wollte; aber ich konnte die von Ihnen erhaltene Erlaubniß, Ihrer holdseligen Schwester den Hof zu machen, nicht ungestraft benützen. Es handelt sich bei mir nicht mehr um eine Vernunftheirath."

„Nun denn, Herr Graf, Sie werden eine Liebesheirath machen!" wagte Seraphine ernsthaft zu antworten.

„Aber in dem Maße, als ich meinem Herzen nachgab, hat meine Vernunft Lärm geschlagen," fuhr Herr von Albys fort; „ich bin von unerhörten Sorgen erfaßt; mein Geist hat sich tausend Hirngespinnste geschaffen, ich fürchte —"

„Herr Graf," unterbrach ihn Seraphine stolz, „wenn Sie in dieser Verbindung Ihr Glück nicht zu finden besorgen, so müssen Sie den Antrag, womit Sie mich beehret haben, zurücknehmen. Ah! Sie fürchten sich, sagen Sie!"

„Ja, mein Fräulein, vielleicht einen Korb zu erhal-

ten," antwortete der Graf mit einer komischen Treuherzigkeit.

„Wie! Dieß ist's was Sie beunruhigt und beschäftiget!" rief Seraphine aus; „beruhigen Sie sich, Herr Graf, ich bürge Ihnen für Feliciens Einwilligung!"

„Sie überhäufen mich mit Freude!" erwiederte Herr von Albys, ihr die Hand küssend; dann fuhr er mit Ueberspanntheit fort: „Es handelt sich nur darum, ihr begreiflich zu machen, daß sie, wenn sie will, die glücklichste Frau auf der Welt werden kann, meine Liebe wird ihr nichts versagen, ich werde sie wie ein Götzenbild schmücken; ich werde kein anderes Gesetz haben, als ihren Willen, ihre Laune. Durch unsern Vertrag werde ich ihr mein ganzes Vermögen vermachen, einmalhunderttausend Livres Renten!"

„Sie wird nicht unschlüssig seyn," versetzte Seraphine kalt; „aber es ist unnütz, schon jetzt ihre Stimmung zu erforschen. Wozu würde es dienen, Herr Graf, vor dem Ende des Trauerjahres von der Heirath zu sprechen? Dieß wäre, nach meiner Ansicht, weder klug noch schicklich."

„Also," fuhr er beruhigt fort, „Sie sehen keine Schwierigkeit, keinen Widerstand voraus?"

„Alles dieß bringt man zu Stande!" erwiederte Seraphine hart; „lassen Sie mich handeln, Herr Graf; ist der Augenblick gekommen, so werde ich ihre Beistimmung zu erhalten wissen. Empfangen Sie von die-

sem Momente an mein Wort: Ich habe auf Frau von Clavières nicht die Rechte einer Mutter; aber ich besitze die ganze Auctorität als solche; sie hält Alles auf mich, mein Haus ist ihr einziger Zufluchtsort, meine Protektion ihre einzige Stütze. Urtheilen Sie, ob sie uns entgehen kann!"

„Wohl! So ist's auch!" murmelte Carbonnet, die an der Thüre lauschte; „von heute an bis zu dem Tage, an welchem dieser alte Cassander kommen wird mit aller Feierlichkeit seine Werbung vorzutragen, wird man die junge Wittwe so sehr plagen und quälen, daß sie mit Wonne Ja sagen wird, um von dieser Galeere wegzukommen."

Während dieß bei dem Fräulein von Clavières geschah, beschäftigte sich Felicie in ihrem Zimmer mit der Erfüllung einer Pflicht der Wohlanständigkeit und der Liebe; der Neujahrstag nahte sich, und nach ihrer Gewohnheit schrieb sie an ihre alte Großmutter. Anfangs entflossen ihrer Feder nur zärtliche Ausdrücke der Liebe und Ehrfurcht; aber nach und nach, und fast ohne es zu bemerken, hatte sie sich treuherzigen und schmerzlichen Ergießungen überlassen, die ihr Herz erleichterten: „Liebe „gute Mama," schrieb sie, empfangen sie meine Wünsche „zum beginnenden Jahre; wenn Gott sie erhört, werden „Sie mit allen Freuden überhäuft werden; Sie werden „alle Wünsche sich verwirklichen sehen, die Ihr Herz „hegt. Ich denke recht oft an Sie, gute Großmutter „und es ist ein Trost für mich, mir Ihr friedliches Still-

„leben vorzustellen, und die Aufmerksamkeiten, welche „Sie von guten Leuten erhalten, von denen sie umgeben „sind. Ich bilde mir Magdalena und Veronika immer „um den Tisch herum spinnend ein, während Sie ihnen „das Leben der Heiligen oder Robinson Cru„soe vorlesen. Hier bedienen uns die Diener mit der „größten Ehrerbietung, und würden es nicht wagen, sich „in unserer Gegenwart zu setzen; aber im Grunde füh„len sie für uns weder Wohlwollen, noch guten Willen. „Was ich Ihnen hier sage, erstreckt sich auf alle Ver„hältnisse; man lebt dem Anscheine nach in der größten „Eintracht; man sieht sich täglich, und dennoch versteht „man nicht, sich zu lieben, und sich wechselseitig glück„lich zu machen. Ich lebe in einem Ueberflusse, von „dem Sie sich keine Vorstellung machen könnten, und „dennoch fühl' ich mich ärmer, als Ihre Magdalena; „denn Alles, was ich habe, ist zwar zu meinem Ge„brauche, aber ich kann nichts verschenken. Uebrigens, „liebe Großmutter, gewöhnt man sich leicht an diesen „Luxus, und bald vergißt man den Werth aller dieser „schönen Sachen, die so viel kosten. Was mich betrifft „ich versichere Ihnen, so ist mir einer jener Sträuße „von wildem Jasmin lieber, den ich in den Hecken von „Flambiers pflückte, als die Perlen, mit denen ich heute „Abend mich zieren werde. Ich denke auch an Ihre Spa„ziergänge um ein Uhr Mittags, bei lieblicher Sonne, „welche die Luft erwärmt, und die kleinen Maßlieben „am Saume das Fußpfades blühen macht, auf dem

„Sie wandeln. Hier hat der Himmel ein düsteres Grau;
„die Kälte hat unsere Rasenplätze ausgetrocknet, und es
„werden viele Tage vergehen, bevor ein Strahl der
„Sonne mein erstarrtes Gemüth erheitern wird. Meine
„Schwägerin lebt sehr zurückgezogen von der Welt,
„und wir erhalten keine andern Besuche, als jene eines
„alten Herrn, unsers Nachbars, der mir viele Freund-
„schaft bezeigt. Ich bin jedoch undankbar genug, seine
„Empfindungen nicht so zu erwiedern, wie ich vielleicht
„sollte; aber wider meinen Willen versage ich ihm jene
„Gefühle der Verehrung, der Ehrerbietung, welche sei-
„nem Alter gebühren. Ach! ich mache mir jedes un-
„willkürliche Unrecht zum Vorwurfe, das ich denjenigen
„zufüge, die mich umgeben. Ich mache mir das Sträu-
„ben meines Herzens zum Vorwurfe, das außerhalb
„seiner ehemaligen Zuneigungen nichts lieben kann. Ah!
„Großmutter, ich bin sehr unglücklich! Bitten Sie Gott
„für Ihr Kind, bitten Sie ihn, mir den Frieden, die
„Ergebung zu verleihen. Es wäre ein großer Trost
„für mich, Sie zu besuchen, wär's auch nur auf einige
„Tage, auf einige Stunden. Aber dieser Reisevorschlag
„glaub' ich, würde meiner Schwägerin mißfallen, und
„bei der Güte, die sie mir erweiset, muß ich in Allem
„ihrem Willen mich unterwerfen. Meine gute Groß-
„mutter, ich sinke zu ihren Füssen, um Ihren Segen zu
„empfangen, und küße Ihre verehrungswürdigen Hände.
„Bitten Sie Gott für Ihre Felicie."

Acht Tage später überreichte Carbonnet persönlich

der jungen Wittwe einen großen Brief, dessen Adresse von einer ungleichen und zitternden Schrift, in einer Entfernung von zwanzig Schritten lesbar gewesen wäre.

„Ah!“ rief die junge Frau mit lebhaft-freudiger Gemüthsbewegung aus, „Nachrichten von meiner Großmutter!“

Sie erbrach den Brief mit bebender Hand, und las zuerst mit den Augen, dann mit lauter Stimme, was folgt:

„Flambiers, den 2. Januar 18 . .

„Meine theure und vielgeliebte Enkelin!

„Meine Gebrechen nehmen von Tag zu Tag zu; „ich fühle die Nothwendigkeit, meine Familienangele- „genheiten zu ordnen, bei denen Du betheiligt bist, „da mein ganzes kleines Vermögen nach meinem „Tode Dir zufallen soll. Ich bitte Dich also, und „nöthigenfalls befehle ich Dir, auf der Stelle nach „der Provence abzureisen, und mich in Flambiers zu „besuchen. Empfiehl mich bestens Deiner Schwäge- „rin, und entschuldige mich bei ihr, ihr nicht meinen „Wunsch mitgetheilt zu haben, Dich einige Zeit bei „mir zu sehen; aber mein völlig geschwächtes Augen- „licht verhindert mich, ihr zu schreiben.

„Deine Großmutter, die Dich aus dem Grunde ihres Herzens liebt und segnet,

V. Dalange.“

„Ah! mein Gott! ist es möglich?“ rief Carbonnet aus, und ging eilig fort, um Seraphine in Kenntniß zu setzen.

Die junge Frau, blaß, beklommen, ganz außer sich vor Freude, drückte den Brief an ihr Herz und rief aus: „Wir reisen! O! meine gute Großmutter! Wie gut hat sie diese Reise möglich zu machen gewußt! Wie gebieterisch sagt sie zu mir: Ich befehle Dir! Man muß ihr wohl gehorchen, wenn sie so spricht!"

Während sie zugleich weinte und lachte, blickte Rosette sie mit bestürzter Miene an; sie erklärte ihr, daß sie Beide reisen und sehr weit von hier sich fortbegeben würden. Hierauf begann die Stumme im Zimmer umher zu tanzen, und zu hüpfen wie ein entsprungenes Reh. Bald danach trat das Fräulein von Clavières ein; sie war von dem Schlage niedergedonnert worden; aber sie fühlte, daß kein Widerstand möglich sei, und nichts diese Reise verhindern könnte. Nur schmeichelte sie sich, ihr Opfer pünktlich wieder zu fassen, und zu diesem Zwecke, trug sie mit der größen Gefälligkeit dazu bei, alle Vorbereitungen zur Abreise zu erleichtern. Als der Graf von Albys von dieser Nachricht ganz bestürzt herbeirannte, welche sie ihm unverzüglich durch Carbonnet mitgetheilt hatte, sah sie ihn einen Augenblick unter vier Augen, und sagte zu ihm mit einer Miene voll Zuversicht: „Seien Sie ruhig, mein Herr; sie reiset nicht auf immer fort; ich steh' Ihnen gut dafür, daß sie in kurzer Zeit hierher zurückkehren wird. Es ist nun ein günstiger Umstand, daß sie Ihre Absichten nicht erforscht hat, und daß ich noch nicht laut zu Ihren Gunsten mich ausgesprochen habe; sie wird also in

aller Sicherheit wieder kommen. Hegen Sie also gute Hoffnung, Herr Graf, und hüten Sie sich, bei dem Abschiednehmen von ihr sich nicht zu verrathen."

Am Tage ihrer Abreise sagte die junge Frau mit einiger Verlegenheit zu Seraphinen, indem sie ihr einen Schlüssel wies, den sie in der Hand hielt: „Hier ist der Schlüssel zu dem Cabinete, das ich zu meinem Maleratelier eingerichtet habe; ich habe darin eine Menge kleiner Gegenstände geordnet, und wünschte, daß während meiner Abwesenheit Niemand hineinkomme."

„Sehr wohl, mein Herz, nehmen Sie diesen Schlüssel mit," antwortete Seraphine; „da Sie bald wieder in den Besitz Ihrer Wohnung treten werden, wenigstens hoff' ich es, hat man nicht nöthig, das zu berühren, was Sie zurücklassen."

Zwei Stunden später nahm die leichtgläubige und gute Felicie, mit Thränen in den Augen von dem Fräulein von Clavières Abschied, und sagte zu ihr, sie umarmend: „Ja, bald, meine Schwester, ich verspreche es Ihnen. Leben Sie glücklich, und denken Sie bisweilen an mich."

Sie stieg mit der Stummen in die Postchaise, welche an der Haustreppe hielt, und indem sie Seraphinen ein letztes Zeichen des Lebewohls machte, warf sie sich, ihr Gesicht mit ihrem Taschentuche verhüllend, in den Fond des Wagens, der alsogleich davonrollte.

„So hab' ich auch Herrn von Ramsay fortreisen sehen!" murmelte Seraphine, auf der Haustreppe ste-

hend; „er wird nicht mehr kommen! Aber sie!... O! wir werden uns wiederfinden!“

Flambiers.

15.

Es war ungefähr acht Uhr Abends; ein tiefes Schweigen herrschte in der Gegend, die der Mond mit seinen kalten Strahlen überschwemmte. Die durchsichtige Luft ließ die Hindehnung einer weiten, von kahlen Bergen begrenzten Ebene überschauen, durch welche in gerader Linie eine große Straße führte. Diese große Landschaft glich in diesem Augenblicke einem Grau in Grau gemalten Bilde, wo die entblätterten Bäume in schwachen Umrissen von dem durch Mondlicht versilberten Hintergrunde sich ausschnitten, und die lebendigen Hecken, die Grenzzeichen der verschiedenen Besitzungen, schwarze Krümmungen auf dem weißlichen Boden der Fluren bildeten.

Eine Postchaise rollte rasch auf dem einzigen Wege, und der Postillion, den Kopf hoch, die Hand auf der Hüfte, sang ein Liedchen aus der komischen Oper, dessen Worte Pariserohren sicher nicht verstanden hätten. Felicie, zum Kutschenschlage geneigt, suchte unter den in der Ebene zerstreuten Häuschen das von einem Wetterhahne überragte rothe Dach, und das Taubenhaus, welches sich an der Ecke des Hauptgebäudes von Flambiers erhob. Bald verließ der Postillion die Landstraße

vorsichtig den Gang seiner Pferde mässigend, und lenkte in einen Hohlweg ein, mit Bäumen ungleichen Wuchses gesäumt, und von Geleisen durchfurcht, die stellenweise für wahre Abgründe gelten konnten.

„Wir sind in der Einfachheit! Wir kommen an!" rief Felicie aus, diesen beinahe unbenützbaren Weg erkennend, an dessen Beginne man in einer kleinen Capelle die verstümmelte Statue der Jungfrau sah, auf deren Schooß die kleinen Mädchen Blumensträuße legten, und welche die Knaben aus der Umgegend täglich mit Steinen bewarfen, nicht aus Gottlosigkeit, sondern aus jenem Geiste der Zerstörung, welcher die Landleute gegen jedes Kunstwerk beseelt.

„Da ist das Haus meiner Großmutter! Da ist Flambiers!" fuhr Felicie wonnetrunken fort, der Stummen einen Wohnort, halb versteckt hinter einem Gehege von Cypressen und Lorbeerbäumen, weisend.

Die Postchaise rollte über eine Strecke gepflasterter Straße, und indem der Postillion seine Peitsche über seinem Kopfe knallen ließ, hielt er seine Pferde vor einem ziemlich großen Hause an, dessen Thor sich bei dem Geräusche der kothbespritzten Equipage, und unter dem wüthenden Gebelle der an den Hundsstall geketteten Haushunde geöffnet hatte.

„Großmutter!" rief Felicie, aus dem Wagen springend, und der alten Dame in die Arme stürzend, die zu ihrem Empfange herbeigeeilt war.

„Geh schnell herein, mein Kind," sagte Madame

Dalange, die frischen und blassen Wangen der jungen Frau küssend, „Du bist eiskalt! Eine so weite Reise in einer so rauhen Jahreszeit!“

„O! dieß macht nichts, es friert mich nicht, ich bin nicht müde,“ antwortete sie, indem sie sich sachte in den Salon drängen ließ, der im Erdgeschosse auf einer von den Seiten der Hausflur lag.

Gewiß war der Contrast der von ihr so eben verlassenen Pracht, mit der ländlichen Einfachheit, die zu Flambiers herrschte, sehr überraschend. Als die junge Wittwe nach wiederholter Umarmung ihrer Großmutter die sie gesund und fast verjüngt fand, um sich her schaute, lächelte sie bei der Erinnerung an die Salons des Hôtels Clavières. Das von Madame Dalange bewohnte Gemach, war ziemlich geräumig, und von einer Bauart, welche mehr Schutz gegen die Sommerhitze als gegen die Strenge des Winters verrieth. Der Fußboden war mit jenen gefirnißten Bruchsteinen gepflastert, deren Berührung so kühl ist; an den hohen Fenstern mit kleinen Scheiben hingen einfache weiße Vorhänge, und der Kamin mit einem aus Holz geschnitzten Gesimse, hatte einen sehr großen Herd, auf welchem ein kleines helles Feuer loderte, ohne über einen sehr beschränkten Umfang hinaus die mindeste Wärme zu verbreiten: Ein Papier mit menschlichen Figuren, ungefähr aus dem nämlichen Zeitraum, wie die grünen Jahre des Grafen von Albys, tapezirten die Mauer. Auf dem Kamine standen zwei Kühlflaschen von blauem

Glase, überragt von zwei kleinen, runden, goldgelben Kürbisflaschen, Orangen ganz ähnlich. Eine sehr schöne Pendeluhr, welche Herr von Clavières der guten Großmutter einst aus Paris mitgebracht hatte, prunkte zwischen zwei Leuchtern von Messing, welche den Kühlflaschen Gesellschaft leisteten. Die Möbel des Salons bestanden aus einem großen Canapé, dessen Lehne aus zweifärbigem Stroh geflochten war, und aus zwölf eben solchen Stühlen, aus einem Schranke von Nußbaumholze mit einem Marmoraufsatze, und aus einem langen, gut gebohnten und sehr glänzenden Tische, um den herum man die ganze Woche hindurch arbeitete, und über welchen man am Sonntage Abends einen Teppich breitete, um Karten zu spielen.

„Ah! Großmutter, wie gemüthlich ist's hier!" sagte Felicie, tief aufathmend, und ihre Kinderfüße auf die dicken eisernen Feuerböcke stellend, die aus dem Feuerherde hervorragten; „wie lieb ist mir dieser gute kleine Feuerwinkel, an dem Sie mir ein Plätzchen neben Ihnen gönnen! ..."

„Dann, die beiden alten Mägde gewahrend, die sie mit einer freudigen Miene anblickten, und sich noch nicht zu nähern wagten, rief sie aus, ihnen die Hand reichend: „Guten Tag, Veronika! Guten Tag, Magdalena! Guten Tag, Mädchen! wie freut es mich, Euch wieder zu sehen!"

„Wie artig sie immer ist!" sagte Veronika zur andern Magd, die herzlich Feliciens Hand drückte; „man sollte meinen, sie sei gewachsen!"

„Gott beschütze sie, diese schöne Seele des guten Gottes!“ rief Magdalena aus.

„Das Kind wird wohl etwas zu sich nehmen,“ sagte Madame Dalange; „Veronika lauf in die Küche!“

„Es ist Alles fertig, Alles ganz warm, ich will auftragen,“ antwortete das Mädchen; „seit heute früh besorg' ich dieses Nachtessen.“

„Wer ist denn die Kleine da draussen, die auf dem Reisekoffer sitzt?“ fragte Magdalena, das Gedeck auf den Tisch legend; „sie traut sich nicht herein; ich habe sie angesprochen, sie antwortet nicht. Sie versteht vielleicht nicht provencialisch?“

„Ach! sie versteht gar keine Sprache,“ erwiederte Felicie; „das arme Kind ist von Geburt aus taub und stumm.“

„Ah! guter Jesus! Ist's möglich! Aber wir wollen uns recht um sie annehmen, und zuletzt wird es uns verstehen, dieses unschuldige Geschöpf!“ Dann ging die alte Magd hinaus, und holte Rosetten, und wies ihr ohne Umstände einen Platz in einem Winkel des Salons an, hinter ihrer Gebieterin.

„Ich rechnete nicht bestimmt auf Deine Ankunft heute Abend, und habe schon zu Nacht gegessen,“ sagte Madame Dalange, indem sie selbst das Gedeck ordnen half; „aber ich will mich an den Tisch setzen, um Dir Gesellschaft zu leisten.“

„Wie glücklich bin ich, Dich so rührig und gesund zu finden!“ sagte Felicie, ihr sachte die Teller mit Früch-

ten aus den Händen nehmend, die sie vom Schranke geholt hatte; „laß mich doch machen, Großmutter! Nun ist's an mir, Magdalenen zu helfen."

„Wie Du willst, meine Tochter," erwiederte die alte Frau; „Du wirst es jedenfalls besser machen, als ich; meine Hand ist noch ziemlich fest, der Fuß ziemlich hurtig, aber das Augenlicht nimmt ab; Abends kann ich diesem guten Mädchen nicht mehr das Leben der Heiligen vorlesen, und sogar kaum mehr die Karten unterscheiden, wenn wir Sonntags unsere Partie machen."

Wirklich hatte die gute Dame schon jenen unbestimmten Blick, welcher beginnende Blindheit anzeigt; aber dieses Gebrechen verlieh ihrer Physiognomie einen Ausdruck von unaussprechlicher Heiterkeit.

„Meine gute Großmutter," sagte Felicie, sie an ihren Platz an der Ecke des Feuers zurückführend, „ruhen Sie aus, kümmern Sie sich um nichts; jetzt bin ich da, um Sie zu ersetzen. Abends werde ich ganz laut vorlesen, und am Sonntage im Spiele Ihre Partnerin seyn; zu Zweien werden wir die Karten wohl sehen!"

„Ein süßer Trost in meinen alten Tagen! Ich wagte es nicht, Dich zu mir zu rufen!" murmelte die gute Dame, die schönen braunen Haare der vor ihr knienden jungen Frau küssend; „es schien mir, daß ich selbstsüchtig wäre, wenn ich Dich in meine Einsamkeit wünschen würde."

„Ah! Großmutter, ich war da unten schon noch einsamer!" erwiederte Felicie treuherzig.

Madame Dalange war eine von jenen alten Frauen, deren Anblick nichts Betrübendes hat. Eine ausgesuchte Reinlichkeit hob die veraltete Einfachheit ihrer Toilette, die seit fünfzig und einigen Jahren unverändert geblieben war. Sie trug, wie in ihrer Jugendzeit, ein geblümtes Hauskleid und eine Schürze von schöner gestreifter Kattunleinwand. Ein breites Halstuch von Linon bedeckte ihre Brust, und reichte hinten bis zu den Schößen des Rockes hinab, der ihre noch gerade und feste Taille schloß. Ihr goldenes Kreuz, an schwarzem Sammet am Halse hangend, strahlte auf dieses weiße Gewebe, dessen starre und glanzlose Falten am Gürtel durch lange Nadeln mit Glasköpfen befestiget waren. Ihr Kopfputz bestand aus einem Faltenhäubchen und einer Musselinbaigneuse, deren lange, unter dem Kinne gekreuzte Barben sich auf dem Scheitel wieder zusammenfügten, und eine Art von Schleife bildeten. Bei dem Anblicke dieses Gesichtes, dessen ruhige Schönheit das Alter nicht völlig zerstört hatte, fühlte man sich von einer Empfindung der Ehrerbietung und Zuneigung durchdrungen; ein ganzes Leben voll guter Werke und bescheidener Vorzüge sprach aus den Falten dieser edlen Stirne, aus dem sanften Ernste dieser friedsamen Züge. — Felicie erinnerte sich bei dem Anblicke von Madame Dalange unwillkürlich der blonden Perücke, der närrischen Westen, und des jugendlichen Aussehens des Grafen von Albys. Die Bild machte sie lächeln.

„Ah! Großmama,“ sagte sie, die Enden des Linontuches der guten Dame zerknitternd, „wie Ihnen dieß so gut läßt! Man sollte immer so die Moden seiner Jugend beibehalten; aber stellen Sie sich vor, daß in der Gegend, aus der ich komme, die Greise sich auf dieselbe Art kleiden, wie die jungen Leute. Ich kenne Einen davon, der an jedem Abende eine Toilette machte, als wollte er auf den Ball gehen.“

„Jener alte Herr, der täglich Deine Schwägerin besucht?“ fragte Madame Dalange.

„Der Nämliche, liebe Mama.“

„Dieß geschah vielleicht in irgend einer Absicht . . . Wenn Deine Schwägerin ihn so empfängt, so macht sie ohne Zweifel Projekte, und gedenkt Dich wieder zu verheirathen.“

„Mit Herrn von Albys!“ rief Felicie lachend aus. „Ja, Großmutter, man sieht wohl, daß Sie ihn nicht kennen. Sie selbst, dessen bin ich gewiß, würden ihn zu alt finden, wenn er Ihnen seine Hand anböte.“

„Dann, mein Kind, begreif' ich Deine Schwägerin nicht,“ antwortete die alte Dame ernsthaft; „ohne Rücksicht auf das Alter eines Mannes, muß man ihn nicht ausschließend und immer empfangen, wenn man nicht irgend einen beschlossenen Plan hat.“

„Ja, dieß war eine Inconsequenz von Seite Seraphinens,“ erwiederte die junge Frau; „zum Glücke kann sie die Ruhe von Niemanden bloßstellen.“

Veronika trug das Nachtessen auf, ein wahres Mei-

sterstück ländlicher Kochkunst, in Tellern von gelbem Halbporcellan. Magdalena hatte ein schönes Stück Hausbrod unter die Serviette gelegt, und nach den nüchternen Gewohnheiten der Gegend eine Tischflasche mit klarem Wasser vor Felicien hingestellt. Dieses Mahl war sehr verschieden von den verschwenderischen Soupés im Hôtel Clavières; aber die junge Wittwe fühlte sich vergnügt inmitten dieser bescheidenen Mittelmäßigkeit; sie erinnerte sich an die düstere Langweile, welche sie befiel, wenn sie an jener glänzenden Tafel Platz nahm, wo sie zwischen Seraphinen und dem Grafen von Albys saß, und dachte im Stillen, mit entzücktem Auge um sich schauend: „Mein Gott! Geld, Vermögen! Das ist sehr unnütz; macht es glücklich?"

Als die Pendeluhr die zehnte Stunde schlug, blickten sich die beiden Dienerinnen an, erstaunt, so lange aufgeblieben zu seyn, und Madame Dalange sagte, ein Licht nehmend: „Komm, meine Tochter, ich will Dich in Dein Zimmer begleiten, und selbst Dich zu Bette bringen."

Das Haus hatte nur ein Stockwerk, wohin man über eine Treppe mit Steinabsätzen gelangte, die zu einem großen Corridor führte, in welchem die Thüren zu allen Zimmern waren. Feliciens Zimmer lag in einer Ecke des Gebäudes, so, daß sie die Aussicht auf die Vorderseite und in einen kleinen Garten hatte, worin Veronika untereinander einige Blumen und einige Küchenpflanzen cultivirte. Dieses Zimmer sah völlig

wie eine Zelle aus; die kalkgeweißten Mauern waren mit Bildern geschmückt, eingerahmt in Stäbchen von schwarzem Holze. Ein Tisch, ein Schrank, einige Strohstühle, ein kleines Gestell, auf dem ein halbes Dutzend Bücher lagen, bildeten so ziemlich das ganze Mobiliar; das Bett, schneeweiß, und mit ehemals von der guten Großmutter festonirten Vorhängen geziert, war weich, wie jenes einer Nonne. Felicie durchschritt lächelnd dieses kleine Gemach, wie um davon Besitz zu nehmen; dann trat sie in das anstossende Cabinet. Dieses war eine Art von Oratorium mit einem Betstuhle und einem großen schwarzen Gemälde, vorstellend die heilige Theresia in der Entzückung, und in ihren bleichen Händen ein von den Pfeilen der göttlichen Liebe ganz durchbohrtes Herz haltend. Bei dem Anblicke dieses Gemäldes blieb Felicie einen Augenblick nachdenkend stehen; es erinnerte sie an die Dame mit der schwarzen Sammetmaske, und an die lebhaftesten, aus dem Hôtel Clavières mitgebrachten Eindrücke.

„Wohlan! mein Kind," sagte Madame Dalange sanft zu ihr; „willst Du im Oratorium bleiben? Komm doch; Du kannst Deine Gebete auf Deinem Ruhelager verrichten, das ist einer Reisenden erlaubt."

Am andern Tage weckte ein durch die Vorhänge gleitender Sonnenstrahl Felicien; sie richtete sich von dem weißen Pfühle auf, der von jenem hellen Lichte übersonnt war, und schaute mit noch schlaftrunkenem Blicke um sich her; dann, rasch sich erhebend, warf sie

einen Ankleidemantel um, und eilte an das Fenster, es zu öffnen. Es war ungefähr neun Uhr Morgens; die leichten Nebel, welche noch in den untern Regionen der Atmosphäre wogten, zertheilten sich schnell; ein glanzvoller Tag folgte einer heiteren Nacht. Aber in dieser großen Landschaft waren nur der Himmel schön mit seinem reinen Blau, und die fernen, halb in Wolken getauchten Gesichtskreise. Der Anblick der Ebene war eintönig und nackt; keine Flüsse, keine hochstämmigen Wälder. Die kahlen Zweige des Weinstockes krochen zwischen den Furchen, worin neues Getreide grünte, umsäumt von Oelbaumalleen mit blassem Laubwerke. — Das Landgut Flambiers war eine kleine Besitzung mitten auf einem weiten Plateau, und ihre Lage wies nichts Malerisches. Alles war übrigens der Cultur des Ertrages geweiht, und das von Veronika besorgte Gärtchen zugleich Obstgarten, Küchengarten und Blumengarten. Es war eine ländliche Wohnung in ihrer ganzen Einfachheit. Einige in der Umgebung des Hauses gepflanzte Maulbeerbäume gewährten im Sommer ein wenig Schatten; aber während eines Theiles der schönen Jahreszeit glichen sie abgestorbenen Bäumen; denn man entblätterte sie, um die Seidenwürmer zu füttern. Dennoch gab es am Ende des gepflasterten Raumes, welcher das Haus von jenem fast ungangbaren Wege trennte, den man die Einfahrt nannte, einen in allen Jahreszeiten den Sonnenstrahlen undurchdringlichen Schatten; dieß war eine Allee von Lorbeer- und Cy-

pressenbäumen, deren dichtbelaubte Kronen ein prächtiges Gewölbe bildeten. Diese schönen Bäume hatten viele Generationen gesehen, und durch eine in der Familie Dalange fortgepflanzte Ueberlieferung wußte man, daß sie zur nämlichen Zeit waren gepflanzt worden, wie die hundertjährigen Maulbeerbäume, welche sich von den alten Seidenzuchtordonnanzen herschrieben, die man noch jetzt Sully's in der Provence nennt.

„Wie angenehm lebt man hier!“ murmelte Felicie, deren Blicke diese ruhige Landschaft durchschweiften.

In diesem Augenblicke trat die Stumme mit Magdalena ein; sie war bereits auf die Felder gelaufen, und brachte ihrer Gebieterin einen schönen Kranz von wilden Rosen, und einen Strauß von jenem Moose, das grünen Rosen gleicht.

„Dieses Kind ist schon ganz an uns gewöhnt,“ sagte Magdalena; „ich habe sie diesen Morgen zum Backofen geführt, als ich zum Brodbacken ging; man mußte sie hüpfen sehen; sie sprang umher, wie ein Rebhuhn auf einem frischgepflügten Acker.“

Die Stumme versuchte sodann, ihrer Herrin durch eine komische Pantomime begreiflich zu machen, daß sie sehr schwarze und sehr häßliche Bauern gesehen, welche den Pflug führten, und nicht minder häßliche Weiber, die auf dem Felde arbeiteten. Dann richtete sie sich auf, machte die Geberde, als nehme sie ein Gewehr in den Arm, und schritt stolz im Zimmer auf und ab.

„Sie sagt, daß sie dem grünen Jäger begegnet sey!“

rief Magdalena von ganzem Herzen lachend aus; „er hat wirklich einen solchen Gang, wenn er seinen Hunden pfeift, seine Flinte wacker haltend."

„Wer ist denn der grüne Jäger?" fragte Felicie, indem sie sich an das Fenster setzte, um an der Sonne ihren Kopfputz ordnen zu lassen, immer auf das Feld schauend.

„Er ist ein Pariser," antwortete Magdalena.

„Ein Pariser!" rief die junge Frau erstaunt aus.

„Gewiß," erwiederte Magdalena; „er spricht nur französisch."

„Ah! ich begreife," murmelte Felicie, welche wußte, daß für die guten provencalischen Weiber, alle nur französisch sprechenden Leute Pariser seyen. „Und ist der grüne Jäger, wie Sie ihn nennen, unser Nachbar?"

„Nachbar auf eine kleine halbe Meile; er wohnt da unten in jenem großen Hause, das mitten in einem Weiler liegt; dorthin gehen wir in die Sonntagsmesse."

„Und wie heißt jener Ort?" fragte Felicie wieder.

„Schloß Maussane," antwortete die alte Magd.

In diesem Augenblicke berührte die Stumme leise den Arm ihrer Gebieterin, und wies ihr mit dem Finger Jemand, der die Einfahrt herauf kam.

„Dieß ist der grüne Jäger!" sagte Magdalena; „er ist hübsch, dieser liebe Herr!"

In der That war's ein junger Mann von sehr schöner Haltung. Seine hohe und schlanke Taille umschloß knapp ein drachengrünes Jagdkleid mit metalle-

nen Knöpfen; eine leichte Kappe, gleichfalls grün, ließ die üppigen Locken seiner braunen Haare sehen; sein Teint war etwas bleich, und ein feiner schwarzer Knebelbart zierte sein Gesicht, ein reines, längliches Oval. Felicie konnte ihn betrachten, während er langsam in der Einfahrt dahin schritt. Auf dem gepflasterten Raume angekommen, schlug er einen Fußpfad ein, der in einen andern Weg mündete, und grüßte das Haus, ohne die Augen zu den Fenstern zu erheben, wie um den Eigenthümer durch dieses stumme Zeichen von Artigkeit für die Gestattung des Durchganges auf seinem Grunde und Boden zu danken.

„Dieß ist das erstemal, daß er Flambiers so nahe kommt," sagte Magdalena; „aber er bürscht immerhin heimlich auf unserm Boden."

„Nehmen sich seine Nachbaren nicht die nämlichen Freiheiten auf dem seinigen?" fragte Felicie.

„Auf dem seinigen! Ei, er hat keinen Grund und Boden, wenigstens nicht in dieser Gegend," erwiederte Magdalena; „das Schloß Maussane gehört nicht ihm; er ist nur auf einige Zeit dort, und zur Luftveränderung, wie man sagt." Sie unterbrach sich, blickte um sich, und fügte mit einem geheimnißvollen Tone hinzu: „Man behauptet, daß er sich versteckt, und vor den Gendarmen fürchtet. . ."

„Wer sagt dieß?" fragte Felicie.

„Die Leute von Maussane. Man weiß, daß er keine Papiere hat, und daß er, unbeschadet der Ehrerbietung,

die ich Ihnen schulde, wie ein Vagabund hier angekommen ist.“

„Dennoch haben ihn die Besitzer des Schlosses aufgenommen,“ bemerkte die junge Frau.

„Es giebt keinen Besitzer im Schloße Maussane,“ antwortete Magdalena; „ein Verwalter kommt jährlich hierher, um die Ernte zu halten. Als der grüne Jäger ankam, geschah's geheimnißvoll; aber zuletzt wußte man Alles, mit Ausnahme seines Namens. Er versteckt sich, weil er ein Royalist ist; die Gendarmen suchen ihn, weil er gegen die Regierung die Waffen getragen hat.“

„Ah! ich begreife!“ murmelte Felicie, „ein in den jüngsten Vendéeangelegenheiten bloßgestellter Edelmann. Ein Verschwörer! Ein Rebell! Armer junger Mann!“

Die friedlichen Tage.

16.

Das Leben, welches man zu Flambiers führte, war ruhig, einfach und gleichförmig; die Anwendung der Zeit war natürlich durch die Haushaltungsarbeiten geregelt, wozu Jedermann im Hause beitrug; die Frühmägde hatten nicht nöthig, daß der Hahnenschrei ihnen verkündete, es sey Zeit, ihr Tagewerk zu beginnen; sie standen mit der Morgendämmerung auf, um den Salon zu ordnen und mit jener auserlesenen Reinlichkeit zu scheuern, die den alten Möbeln einen so frischen Glanz verlieh, den man auch an den eisernen Feuerböcken be-

merkte. Madame Dalange kam etwas später aus ihrem Zimmer herab, und ertheilte ihre Weisungen zu den Tagsarbeiten; dann griff sie, als eine thätige Frau, nach dem Spinnrocken, und spann die Leinwand und die Kleider für die Familie. Felicie erschien zuletzt, um an diesen gemeinen Arbeiten Theil zu nehmen. Vor dem Frühstücke besuchte sie fröhlich mit ihrer Großmutter das Taubenhaus und den Hühnerhof, und fütterte das ihr nacheilende pipelnde Geflügel. Der Rest des Tages verfloß mit den rührigen und gleichförmigen Beschäftigungen des ländlichen Lebens. Die junge Frau, mit einer Stickerei in der Hand, begleitete Madame Dalange, die an jedem Nachmittage ihre Felder umging, um die Verrichtung ihrer Feldarbeiter zu besehen. Abends versammelte man sich im Salon um den Tisch herum; die beiden Mägde brachten ihre Arbeit mit; Rosette, etwas rückwärts sitzend, beschäftigte sich mit Ausbesserungen für ihre Gebieterin, und Felicie, über einen Folioband gelehnt, las die alten, von den Rolandisten gesammelten Legenden vor, oder die Geschichte des Volkes Gottes. Diese vollständige Veränderung der Lebensweise übte einen großen Einfluß auf den moralischen Zustand der Frau von Clavières; die Besorgnisse ihres Geistes verschwanden, die unbestimmten Leiden ihres Herzens wurden schwächer; aber es blieb ihr eine träumerische Stimmung, welche sie unaufhörlich zu gefährlichen Erinnerungen verleitete. Traurig, weichgestimmt, doch glücklich, ging sie gerne gegen Abend einen Augenblick

aus, zur Stunde, da bei dem violetten und purpurrothen Untergehen der Sonne, der Himmel mit düsterem Blau sich färbte. Allein dann, und den Blick im Raume verloren, beschwor sie die Fantome herauf, die sie nicht einmal gesehen, und es dünkte ihr, daß eine geheimnißvolle Stimme sich in das Flüstern des Windes mischte, ein Liebeslied wiederholend. Einige Tage später führte Madame Dalange Felicien in ihr Zimmer, und ließ sie an einem Fachtische Platz nehmen, den sie als Schreibepult benützte; dann steckte sie ihre Brillen auf, und sagte, indem sie ein in Pergament gebundenes Einschreibbuch zur Hand nahm:

„Meine liebe Tochter, heute wollen wir von Geschäften sprechen. Erschrick nicht; es wird nicht lange dauern, obgleich ich Dir Dinge zu sagen habe, welche zwanzig Jahre lang die Qual meines Lebens gewesen sind. Dieß sind diese Rechnungen, die Du hier siehst."

„Wollen Sie, daß ich sie controlire, Großmutter?" sagte Felicie munter; „gut, ich will's versuchen."

Sie blickte auf die erste Seite des vor ihr offen liegenden Buches, und fügte mit Erstaunen bei: „Sie hatten Ihr Gut verpfändet, Großmutter?"

„Ja, meine Tochter," antwortete die alte Dame, „vor zwanzig Jahren, und hier siehst Du in diesem Fache hinten den letzten Sack voll Thaler, den ich zur Tilgung jener sehr großen Schuld hingeben muß; dadurch wird Dein Vermögen geordnet."

„Meine Mutter, ich verstehe nicht," sagte Felicie,

deren Augen sich mit Thränen füllten, je weiter sie im Einschreibbuche las.

„Das ist sehr einfach,“ erwiederte Madame Dalange, mit einem Lächeln, das einen Anflug von Traurigkeit und Befriedigung wies; „vor etwa zwanzig Jahren suchte Dein Vater, mein einziger Sohn, nach Vergeudung des Vermögens seiner Frau, seine Verhältnisse durch den Handel wieder günstiger zu gestalten; seine Speculationen fielen unglücklich aus. Eines Tages sah er sich ruinirt, hülflos verloren, entehrt, wenn er nicht in vier und zwanzig Stunden fünfzigtausend Francs bekam. „Dieß ist ungefähr die Hälfte dessen, was Flambiers werth ist, und eine Hypothek darauf bestellend, konnte man jene Summe bekommen. Ich schwankte nicht. Dein Vater bezahlte seine Gläubiger; einige Zeit danach starb er, ach! aber die Ehre war gerettet. Durch den Verkauf von Flambiers hätte ich auf der Stelle mich frei machen, und eine kleine Wohlhabenheit bewahren können; aber diese Besitzung war mir lieb, als erworben von einem unserer Ahnen, einem reich gewordenen wackern Bürgerlichen, und muthig versuchte ich, das Capital mit den Einkünften zu tilgen; dieß war Dein Heirathsgut, das ich auf diese Art sammelte, meine Felicie.“

„Meinetwegen haben Sie sich so viele Entbehrungen aufgebürdet, zu einem so mühsamen Leben verurtheilt!“ rief die junge Frau aus, in die Arme ihrer Großmutter stürzend; „ah! Großmutter, wenn ich gewußt hätte.“

„Ich versichere Dir, meine Tochter, daß man mit dreihundert Livres reinen Einkünften auf dem Lande recht gut lebt," antwortete die gute Dame; „ich würde an dieser Summe sogar Ersparnisse gemacht haben, wenn ich mich hätte entschließen können, eines von diesen beiden braven Mädchen zu entlassen, deren Lohn jährlich zwanzig Thaler beträgt. Kurz, wie ich Dir sagte, ich bezahlte meine Schuld; Capital und Zinsen, Alles ist berichtiget. Nun kann ich Dir die Einkünfte von Flambiers geben; aber dieß ist noch nicht Alles; eine Erbschaft, auf die ich nie gerechnet hatte, ist mir kürzlich zugefallen; ich erhalte den vierten Theil von dem Nachlasse eines im Auslande gestorbenen Vetters, zu einem Betrage von etwa einmalhunderttausend Francs; sie gehören Dein, meine Tochter."

„Oh! meine gute Großmutter!" rief Felicie aus; „das ist mehr, als ich bedarf!"

„Dieses kleine Vermögen ist von nun an Dein Eigenthum," fuhr Madame Dalange fort, „und wenn Du Dich wieder verheirathest, wirst Du nicht ohne Heirathsgut seyn."

„Ich! mich wieder verheirathen, ach!" murmelte die junge Frau.

„Bei einer Wittwe von achtzehn Jahren ist dieß freilich nicht wahrscheinlich," sagte die gute Dame mit einer Miene sanfter Ironie; „aber gleichviel, laß uns immerhin den Artikel vom Heirathsgute festsetzen; diese Summe von hunderttausend Francs, in den öffentlichen

Fonds angelegt, wird Dir eine unabhängige Existenz sichern, ob Du Dich nun verheirathest oder frei bleibest. Du siehst diese furchtbare Rechnung abgeschlossen, mein Kind; machen wir nun unser Haushaltungsbuch zu, und sehen wir, was die Arbeiter in unsern Weinbergen thun."

Am andern Tag trat Madame Dalange frühzeitig in Feliciens Zimmer; es war Sonntag, und man mußte nach Maussane gehen, um dort die Messe zu hören. Die junge Frau warf einen großen schwarzen Shawl über ihr Trauerkleid, und setzte eine gleichfalls schwarze Krepp-kapuze auf; aber diese düstere Tracht gefährdete ihre Schönheit nicht; sie war so strahlend und heiter, wie ein Stern inmitten der finstern Nacht. Man schlug die Fußpfade über die Felder ein, um in gerader Linie nach Maussane zu kommen. Die Stumme lief voraus, und hüpfte wie ein Bachstelze an den Säumen des Weges; dann kam Madame Dalange, auf den Arm ihrer Enkelin gestützt, und die beiden alten Mägde, im Sonntagsstaate schloſſen den Zug. Dieser Morgenspaziergang entzückte Felicien; sie ging mit leichtem Schritte dahin die ländlichen Felder überblickend, erleuchtet von der aufgehenden Sonne, deren süße Wärme bereits die Luft milderte. Der Fußpfad, auf dem sie wandelten, war mit zartem Grase gesäumt, inmitten dessen kleine Rosageranien erblühten, und ungeachtet der Strenge der Jahreszeit, bemerkte man auf den Wipfeln der Mandelbäume einige blühende Zweige. Die Felder lagen schweigsam und öde; man hörte nur aus der Ferne den schwachen

Klang der Glocke, die in dem kleinen Glockenthurme der Kapelle von Maussane bimmelte.

„Horch, man läutet schon zum zweitenmale zur Messe," sagte Madame Dalange, ihren Gang beschleunigend; „wir haben uns ein wenig verspätet; vorwärts, meine Tochter! Um Alles auf der Welt möchte ich die Messe nicht am ersten Sonntage nach Deiner Ankunft versäumen; ich meinte daß dieß Dir Unglück brächte."

Plötzlich blieb die Stumme, die immer voranging, mit bestürzter Miene stehen, um den Boden zu untersuchen, und winkte ihrer Gebieterin, daß man umkehren müsse.

Der „Regen der vorigen Nacht wird den Fußpfad zerstört haben," rief Madame Dalange aus.

In der That war zwanzig Schritte von da der Weg durch eine tiefe Schlucht getrennt, worin noch ein Bächlein morastigen Wassers floß, dessen kürzlich gegrabenes Bett eine gewisse Breite hatte. Die Verbindung des einen Ufers mit dem andern, war jedoch durch einen brückenförmig angebrachten Baumstamm hergestellt; aber erst diesen Morgen vielleicht hatte irgend ein böswilliger Vorübergehender diese ländliche Brücke mit dem Fuße weggestoßen, und auf das andere Ufer geworfen.

„Seht!" rief Veronika aus; „irgend ein Galgenstrick hat sich, um ordentliche Leute zu verhindern, in die Messe zu gehen, den Spaß gemacht, den Uebergang wegzureißen. Ah! wenn ich nur Zeit hätte, nach Hause zu gehen, und ein Bret zu holen!"

„Eben läutet man zum letztenmale zur Messe!“ sagte Madame Dalange bestürzt; „es ist vorbei, wir werden nicht ankommen, wenn uns nicht irgend ein liebreicher Vorübergehender zu Hülfe kommt.“

Als sie diese Worte sprach, trat der grüne Jäger zwanzig Schritte von da, auf der Seite von Maussane, hinter einer Hecke hervor; mit einem Blicke schien er die Verlegenheit der an das entgegengesetzte Ufer gebannten Frauen zu bemerken. Er näherte sich, seine Kappe ziehend, und fügte den Baumstamm wieder an das andere Ufer; dann sich an die Spitze dieser Stegreifbrücke stellend, reichte er den beiden Damen die Hand, um ihnen bei dem Darübergehen zu helfen. — Schon war Rosette leichtfüßig auf das andere Ufer gehüpft. Die furchtsame Felicie ging ihrerseits zögernd voran; als ihr Fuß diese sich schwingende Brücke berührt hatte, beeilte sie sich, die ihr von dem jungen Manne gebotene Stütze anzunehmen, und hinübergehend, eine Hand auf seinen Arm gelegt, sagte sie halblaut zu ihm: „Mein Herr, ich bitte Sie, wohl Acht zu geben, wenn meine Mutter herübergeht; die Brücke ist nicht fest.“

Ohne ein Wort zu sprechen, legte der grüne Jäger seine Flinte auf das Gras, und kühn über den steilen und schlüpfrigen Rand geneigt, stützte er die alte Dame mit beiden Händen, und trug sie, so zu sagen, auf das andere Gestade. Hierauf, ohne auf den Dank der beiden Frauen zu achten, grüßte er sie ernst, und schlug einen beschwerlicheren Fußpfad ein, der gleichfalls nach

Maussane führte. Diese kleine Scene war in weniger als zwei Minuten beendiget, und Felicie hatte nicht einmal Zeit gehabt, denjenigen anzuschauen, der ihr diesen leichten Dienst geleistet; es war ihr aber nicht entgangen, daß er eine kleine, fein behandschuhte Hand besaß, und daß seine Person jenen leichten Wohlgeruch aushauchte, welcher die elegante Sorgfalt der Toilette verkündet.

„Er ist sehr artig, dieser junge Herr, obgleich er kein Wort mit uns gesprochen hat,“ bemerkte Madame Dalange; „auf, meine liebe Felicie, durch seinen Beistand werden wir noch vor dem Ende des ersten Evangeliums ankommen, und die Messe wird noch gültig seyn . . .“

Sieben oder acht über eine weitläufige Strecke zerstreute Häuser bildeten den Weiler Maussane; auf einer zweiten Fläche erhob sich ein viereckiges Gebäude von mittelmäßigem Aussehen, welches die Landleute das Schloß nannten. Dieser Edelmannssitz war von seinem ehemaligen Glanze sehr herabgekommen; die Ringmauer, welche ihn einst umgürtete, nur mehr ein Schutthaufe, wo die Landleute seit vierzig Jahren ihre Materialien zum Bauen oder Ausbessern ihrer Behausungen wählten; der einzige stehen gebliebene Thurm seit langer Zeit in ein Taubenhaus umgestaltet, und die Vögelchen nisteten im Edelhofe, wo auch der Pächter seine Heerde pferchte. Eine einzige herrschaftliche Auszeichnung hatte sich in dieser verlassenen Wohnung erhalten, eine ein-

zige Spur war von den ehemaligen Feudalvorrechten geblieben, nämlich die Capelle, deren kleiner Glockenthurm an einer Ecke des Edelhofes emporragte. Da gab es keinen gebietenden Herrn mehr; aber die Landleute gingen noch an Sonn- und Feiertagen in's Schloß, um die Messe zu hören.

„Welcher Verfall! Welches Aufgeben!" sagte Felicie, mit einem betrübten Blicke auf diese Ruinen und Trümmer.

„Die Maussane waren von Vater auf Sohn Verschwender," erwiederte Madame Dalange; „nicht die Ungunst der Zeit hat ihr Vermögen vernichtet; es ist von selbst gefallen, wie diese alten Mauern, die man nicht mehr herstellt."

„Die Maussane!" wiederholte im Stillen Felicie, von einer plötzlichen Erinnerung ergriffen; „hieß denn nicht so der Geliebte von Diana Nevil? Und hat sich dieses Abenteuer nicht in der Provence zugetragen? — Wenn es gerade hier wäre, wo der alte Lord seine von einem Maussane entführte Tochter wieder gefunden hat! Welch' seltsamer Zufall!"

Ganz nachdenkend trat sie in die Capelle, und kniete mit ihrer Großmutter in den ehemaligen Herrschafts-Stuhl. Dieser Ehrenplatz, durch die Abwesenheit der Schloßbesitzer seit langer Zeit leer, war der Madame Dalange stillschweigend überlassen worden. Die Bewohner des Weilers knieten in einiger Entfernung auf die Steinplatten der Capelle nieder, um die Messe zu

hören, welche ein armer, geflüchteter, spanischer Priester las, der für ein Fünfzehnsousstück an jedem Sonntage zwei Meilen zu Fuß machte, um ihnen eine stille Messe zu halten. Die alte Dame bestritt fast alle Kosten des Cultus; bei den großen Festen zu Ostern und Weihnachten ging der Ministrant mit einer zinnernen Platte in der Hand durch die Versammlung, und sammelte mit lauter Stimme für den Unterhalt der Kirche; die gläubige Gemeinde begnügte sich, einige dicke Sous zu geben; aber Madame Dalange zog einen Louisd'or aus ihrer Tasche, den sie unter das Kupfergeld gleiten ließ, welches kaum einen Thaler zu drei Franks betrug. — Diese Freigebigkeit verschaffte ihr ein großes Ansehen; die Landleute, von Natur aus sparsam und knauserig sogar, wenn sie in einer gewissen Wohlhabenheit leben, sagten unter sich: „Die gute Dame muß große Haufen Thaler haben, um so von Zeit zu Zeit einen Louisd'or zu geben, ohne dazu verpflichtet zu seyn! Das ist eine tüchtige Frau, die ihr Gut zu regieren verstanden hat, und eine wackere Dame! Obgleich sehr großmüthig, wird sie ihren Erben Säcke hinterlassen, die nicht mit Spinatsamen werden gefüllt seyn!"

Diese oft wiederholten Aeußerungen waren zu einer unbestreitbaren Wahrheit geworden; daher richteten sich, als Felicie in der Capelle erschien, alle Augen auf sie, und man flüsterte einander in's Ohr: „Das ist die Enkelin von Madame Dalange und ihre Erbin. Die wird reich werden! Sie wird Flambiers bekommen, und

Alles, was in den Schränken der alten Dame sich vorfinden wird."

Anfangs war Frau von Clavières niedergekniet, die Augen auf ihr Gebetbuch gesenkt, und der Messe ohne Zerstreuung gefolgt; aber bei dem letzten Evangelium aufstehend, wendete sie mechanisch den Kopf, und gewahrte seitwärts den jungen Mann, der so gerade recht am Rande der Schlucht erschien, um ihr die Hand zu bieten, und so bescheiden sich entfernte, als er ihr diesen leichten Dienst geleistet. Er stand am Ende des Herrenstuhles, in den er nicht treten gewollt zu haben schien, obgleich darin Platz für ihn war; bei der religiösen Handlung benahm er sich mit ernster Haltung, aber ohne Andachtsbezeugung. Die junge Wittwe betrachtete ihn dann rasch. Er trug das nämliche drachengrüne Kleid, dem er den Beinamen verdankte, welchen ihm die Mägde von Madame Dalange und alle Bewohner des Weilers gaben; seine großen Kamaschen von fahlem Leder, seitwärts zugeknöpft, und unter dem Knie mit seidenen Strumpfbändern von einer schreienden Farbe befestiget, glichen völlig jenen der Leute jener Gegend, deren dicke Fußbekleidung und Felbelschnüre er zudem angenommen hatte. Dennoch erkannte man in diesem einfachen Anzuge den eleganten Mann, fast den Dandy! Augenscheinlich war der grüne Jäger weder ein geringer Bürger aus der Provinz, noch ein Landedelmann. Mit jener allen Frauen angebornen Kunst, zu sehen ohne anzusehen, betrachtete Felicie neu-

gierig diesen Fremden; sie fand ihn schön von Gesicht, und von völlig entsprechendem Aeußern; aber was sie vorzüglich beschäftigte, war der Gedanke, daß er der Gast von jenem Herrn von Maussane sey, dessen Namen sie einmal unter so sonderbaren Umständen hatte aussprechen hören, und daß er vielleicht etwas von dem Abenteuer wußte, welches der Miß Diana Nevil zuerst die Ehre, dann das Leben kostete. Dann, an Magdalenens Muthmassungen sich erinnernd, dachte sie, mit einer Art von Theilnahme, an die Lage dieses jungen Mannes, den die politischen Ereignisse und die Niederlage seiner Partei gezwungen, sich im Winkel eines elenden Weilers zu verstecken, in den Kleidern eines Bauers, und wie zum Zeitvertreibe auf fremdem Gebiete heimlich zu bürschen.

„Wie muß er sich hier langweilen!" dachte sie; „auf dem Lande besucht man sich nachbarlich, und er könnte wohl bisweilen zu uns kommen, wenn er nicht in der Vendée gekämpft hätte. Aber Großmutter hat auch ihre Vorurtheile; sie liebt die Adeligen nicht, und verabscheut die Royalisten! Wie Schade!"

Ein stürmischer Abend.

17.

Nach der eingeführten Gewohnheit lud Madame Dalange den Priester, der die Messe gelesen, zum Frühstücke in Flambiers ein, bevor er in die Stadt zurück-

kehren würde. Dieser **padre** war ein ehemaliger spanischer Trinitarier, wegen seiner überspannten Freisinnigkeit geächtet. Aus diesem Grunde erfreute er sich der Sympathien der alten Dame, welche, ohne sich im Mindesten von der Welt mit Politik zu beschäftigen, den revolutionären Grundsätzen sehr zugethan war, welche sie in ihrer Jugend hatte verkünden hören. Die Mägde gingen voraus, um das Frühstück zu bereiten, während Madame Dalange, ihre Enkelin und der Padre Antonio ganz langsam nach Flambiers schlenderten. Bei der Schlucht angekommen, erblickte Felicie den grünen Jäger in einer Entfernung von zwanzig Schritten; sie dachte, er sey in der Absicht gekommen, bei der Hand zu seyn, wenn man wieder seines Beistandes bedürfte, und wußte ihm Dank für diesen discreten Beweis von Sorgfalt; aber es bot sich keine Gelegenheit dar, seine Dienste anzunehmen; der Padre Antonio stellte sich muthig an die Spitze des Ueberganges, und reichte der Madame Dalange seinen kräftigen Arm als Stütze; Felicie, dießmal kühner, war mit leichtem Fuße von dem einen Rande zum andern gesprungen. In ihrer treuherzigen Dankbarkeit für einen, übrigens sehr einfachen Beweis von Theilnahme hätte sie gerne einen artigen Gruß an den jungen Mann gerichtet; allein er hielt sich immer entfernt, und bald entschwand er, in einer andern Richtung, über die Felder hin. Am nämlichen Abend, in der Abendgesellschaft, sagte Magdalena, die Karten mischend:

„Wir hatten diesen braven jungen Herrn noch nicht in der Messe gesehen, der heute früh so zur rechten Zeit bei der Nothbrücke sich eingefunden hat; es hat mich gefreut, ihn darin zu treffen; der alte Bayon, eine Lästerzunge, behauptete, daß er weder Glauben noch Gebot achte, und daß er sagte, wenn er der Besitzer des Schlosses Maussane wäre, würde er aus der Capelle einen Billardsaal machen."

„Wie schlecht ist's von diesem Menschen, von einem armen Fremden so zu sprechen," erwiederte Felicie rasch; „wissen Sie, Großmutter, was man von seiner traurigen Lage erfahren hat? Es scheint, daß er sich versteckt, daß er geächtet ist."

„Ja, ja, Magdalena hat mir schon sehr oft ihre Vermuthungen mitgetheilt," antwortete die alte Dame, den Kopf schüttelnd; „es scheint, daß dieser junge Mann wirklich in irgend eine Verschwörung verflochten ist, die einen üblen Ausgang genommen, und Maussane zu seinem Verstecke erkohren hat, um den Verfolgungen der Justiz zu entgehen. Gott bewahre mich, ihm das mindeste Uebel zu wünschen! aber ich lege keinen Werth auf seine Nachbarschaft. Siehst Du, mein Kind, sie sind Alle stolz und insolent, diese jungen Adeligen, mit uns Bürgerlichen. Mit uns! ich irre mich; denn Du bist eine vornehme Dame, meine Tochter!"

„Was sagen Sie da, Großmutter?" rief Felicie fröhlich aus; „ich bin, wie Sie, eine Dalange, Tochter, Enkelin und Urenkelin von Bürgerlichen."

„Mein Kind, wie glücklich wär' ich, wenn Du Dich einst mit Einem, den man einen Mann ohne Namen nennt, wieder vermählen würdest!“ versetzte die alte Bürgerliche, deren Plebejerstolz durch die Verbindung ihres Sohnes mit einer Tochter aus dem adeligen Hause Clavières viel zu dulden hatte.

„Ah! Großmutter, in diesem Falle würden Sie Ihre Einwilligung zu meiner Verheirathung mit dem Herrn Grafen von Albys nicht ertheilen?“ sagte Felicie lachend, „ein Mann, der vielleicht eben so viele adelige Ahnen zählt, als er Jahre gelebt hat, was seinen Stammbaum bis zur Sündfluth zurückreichen ließe.“

„Selbst wenn er nur ein wackerer Bürgerlicher wäre, würdest Du ihn nicht mit meiner Billigung heirathen,“ entgegnete Madame Dalange, gleichfalls lachend; „sollte ich in den nämlichen Strauß die schönste Rose meines Gartens und eine häßliche Distel, von Stacheln starrend, winden!“

Einige Tage verflossen wieder mit jener eintönigen Schnelligkeit, die wider unser Wissen uns fortführt, wenn wir dem ruhigen Laufe des Lebens uns überlassen. Feliciens Existenz war so lieblich einförmig, daß sie, so zu sagen, die Flucht der Zeit nicht mehr beachtete. Sie hatte jenen inneren Frieden wieder gefunden, der einen Augenblick von ihr sich getrennt, als sie, ohne die Unschuld ihres Herzens zu verlieren, die Unkenntniß ihres Geistes entschwinden gefühlt hatte, und sie dankte dem Himmel, daß er sie in diese heiteren Regionen ge-

führt, in denen sie bisweilen ohne Unruhe und Schrecken der Stürme gedachte, von denen sie noch vor Kurzem umgrollt worden war. Vorzüglich als sie Briefe vom Fräulein von Clavières erhielt, geschah es, daß sie auf die Vergangenheit zurückschaute, und auch bisweilen mit der Zukunft sich beschäftigte. Seraphine schrieb ihr kürzlich, aber in kurzen Zwischenräumen. Ihre Briefe lauteten sehr freundschaftlich; dennoch brachen eine tiefe Bitterkeit, eine geheime Unruhe, etwas Heftiges und Gereiztes durch ihre erkünstelte Theilnahme und ihre scheinbare Zuneigung. Sie versuchte alle Mittel, ihr Opfer wieder zu fassen, und bemühte sich um so mehr, es zu umschlingen, je ungenügender und schwächer die Bande waren, durch die sie es zurückhalten konnte. Als Felicie ihr die edelmüthigen Absichten ihrer Großmutter mitgetheilt, und ihr zu wissen gemacht hatte, daß sie in den Besitz eines kleinen, ihre Unabhängigkeit sichernden Vermögens treten werde, erlebte das schreckliche Mädchen einen Moment der Verzweiflung; sie besorgte, daß ihre unschuldige Nebenbuhlerin nicht mehr zurückkehren, und ihr sohin entschlüpfen möchte. Dann wieder Muth fassend, wollte sie über das unvorhergesehene Hinderniß triumphiren, das ihre Pläne vereitelte. Sie sah ein, daß sie der jungen Frau das einsame und abgeschlossene Leben, das sie im Hôtel Clavières geführt, aus dem Gedächtnisse bringen, und sie wieder in die Falle der Verführungen der großen Welt locken müsse. Mit diesem Gedanken kündigte sie ihr zum voraus die entwor-

fene Veränderung an, und lud sie ein, rückkehrend dieses neue Daseyn mit ihr zu theilen.

„Mein liebes Herz," schrieb sie ihr, „mit meiner Gesundheit geht es besser, und die melancholische Stimmung, worin Sie mich so lange Zeit gesehen, hat sich gänzlich verloren. Ich fange zu bemerken an, daß die Einsamkeit eine widerwärtige Gesellschafterin ist. Ich will mein Haus wieder der eleganten Menge öffnen, die ich ehedem empfing. Wir werden entzückende Feste bekommen, und ich verspreche Ihnen alles, was sich nur immer Prächtiges und Auserlesenes ersinnen läßt. Sie machen sich, meine liebe Felicie, von einer solchen Existenz keine Idee, und ich stelle mir Ihre Ueberraschung, Ihr Entzücken vor, wenn Sie sich in diesen Wirbel von Festen und Vergnügen hineingezogen fühlen werden. Ihre Stellung, Ihr Alter, Ihre Schönheit, Alles ladet Sie zum Eintritte in die große Welt ein, worin Sie einen so schönen, so beneideten Platz einnehmen werden; kommen Sie also zurück, wenn die Pflichten, welche Sie, bei Ihrer Großmutter zurückhalten, erfüllt seyn werden. Ich erwarte Sie, liebe Schwester, damit Sie mir die Honneurs meiner Salons machen helfen."

Ein andersmal schrieb sie ihr: „Sie wissen, daß ich den Einfall hatte, die Soupé's wieder in die Mode zu bringen; jetzt hab' ich eine andere Idee: ich will mitten im Sommer die Faschingfreuden erwecken. Der Garten wird sich in einen prächtigen Ballsaal verwandeln; wir werden ländliche und glänzende Feste bekommen.

Bereiten Sie sich also vor, bis zum Frühjahre zu kommen, und mit mir die Programme zu entwerfen. Der Herr Graf von Albys läßt sich Ihnen empfehlen; auch er ist in einer gänzlich weltlichen Stimmung; er hat die Absicht, Ihre Rückkehr durch ein Fest zu feiern; vor einigen Tagen hat er mir einen von seinen Neffen vorgestellt, den Grafen Lucian von Froidesaigues."

Felicie bebte, diesen Namen lesend; zum erstenmale, seitdem sie das Hôtel Clavières verlassen, empfand sie einen unbestimmten Wunsch, sich wieder in jenem großen Salon zu befinden, worin Seraphine ihre Besuche empfing, und sie so viele lange und traurige Abende verlebt hatte.

„Ah! der Graf Lucian ist bei seinem Onkel wieder in Gunst gekommen!" murmelte sie; „er bewohnt wieder das Hôtel Albys! Wie neugierig bin ich, ihn zu kennen! Wenn er nur nicht wieder abgereiset ist, wenn ich nach Paris zurückkehren werde!"

Vor diesem Augenblicke hatte sie nie an diese Rückkehr gedacht; an den Festen, zu denen das Fräulein von Clavières sie einlud, war ihr wenig gelegen; aber Seraphine hatte, ohne es zu wissen, ein Gefühl von Neugier, von Theilnahme in ihr erregt, das sie, fast ohne daß sie es merkte, anzog, und ihre Stimmung sonderbar änderte. Uebrigens begünstigte Madame Dalange dieses unbestimmte Rückkehrprojekt.

„Meine Tochter," sagte sie bisweilen zur jungen Wittwe, „dieses einfache und ganz gleichförmige Leben,

in welches Du Dich jetzt so gut findest, würde Dich zuletzt langweilen, wenn ich Dich immer bei mir behielte. Die Jugend bedarf Zerstreuungen, Bewegung, und wenn Du einige Monate in Paris verlebt hast, wirst Du im nächsten Winter viel zufriedener nach Flambiers zurückkehren. Ich begreife nicht recht den Geschmack Deiner Schwägerin an Bällen und Festen; das arme Mädchen mag dabei, ungeachtet ihrer Diamanten und aller ihrer Putzsachen, keine schöne Wirkung machen; aber Du, mein Engel, Du mußt gefallen und fesseln, solltest Du auch inmitten aller dieser vornehmen, mit Kleinodien bedeckten Damen, in einem einfachen Linonkleide, eine Blume in Deinen Haaren, erscheinen. —

„Wie gerne möcht' ich Dich dann von meinem kleinen Winkel aus sehen! dieß würde mich an meine Jugend erinnern. Auch ich war allerliebst im weißen Kleide, und eine schöne dreifarbige Cocarde auf dem Chignon, als ich auf dem Balle war, den die Municipalität vor vierzig Jahren dem General Carteaux gab. Doch verzeih, meine Tochter! Ich schwätze albernes Zeug mit meinen republikanischen Festen. Heiß mich doch schweigen! Von so etwas darf man jetzt nicht mehr sprechen!"

„O! Großmutter, Großmutter, wie lieb' ich Sie," erwiederte dann Felicie mit gerührter Freude, und die Hände der guten Dame küssend.

Das große wöchentliche Ereigniß, welches den Kreis täglicher Gewohnheiten unterbrach, war die Messe. An jedem Sonntage ging man frühzeitig nach Maussane, und es ereignete sich einigemale, daß, den letzten Glockenruf zur Messe erwartend, Madame Dalange und deren Enkelin, mit der Familie des Pächters im Schloßhofe verweilten. Magdalena versäumte eine so schöne Gelegenheit nicht, mit der Hausfrau auf Rechnung jener geheimnißvollen Person zu plaudern, die ihr so viel nachzusinnen gab. Und ohne daran zu denken, lauschte Felicie den Aeußerungen der beiden alten Gevatterinnen.

„Gewiß, dieser brave Herr ist nicht zu seinem Vergnügen hier," sagte die Pächterin; „was seine Angelegenheiten betrifft, so kann er deren haben; aber er theilt sie Niemanden mit, das ist sicher; denn ich kenne sie nicht. Dennoch hat er mir zu verstehen gegeben, daß er Mißgeschicke gehabt habe, und gezwungen sei, sich versteckt zu halten."

„Es ist klar, daß er wegen seiner Meinung verfolgt wird," unterbrach sie Magdalena mit einem zuversichtlichen Tone; „man weiß, was politische Angelegenheiten sind; Madame hat uns davon ehedem in der Abendgesellschaft aus der Zeitung vorgelesen; aber dieß schläferte uns ein. Um wieder auf diesen braven jungen Mann zurückzukommen, begreift man wohl, warum er sich versteckt; dieß geschieht, um den Klauen der Justiz zu entgehen; aber deßwegen hat er nicht nöthig, wie ein Eremit zu leben; die rechtschaffenen Leute würden

ihn nicht anzeigen, weil er ihnen einen guten Morgen hätte wünschen sollen."

„Was sollen wir mit ihm machen!" sagte die Pächterin, die Achseln zuckend; „er ist ein wilder Geist; er spricht mit Niemanden, er bekommt nie einen Brief, und ich selbst, die ich ihn doch bediene, weiß nicht einmal seinen Namen. Ich begreife das Leben nicht, das er führt. Den ganzen Tag kratzt er auf einer schlechten Guitarre, die er auf den Speichern des Schlosses gefunden hat; Morgens und Abends geht er mit seiner Flinte aus, und oft streift er die halbe Nacht durch die Felder. Er sagt, daß diese Spaziergänge ihm das Blut erfrischten. Sonntags hört er als ein guter Christ die Messe. Das ist Alles, was ich von ihm sagen kann."

Die gute Felicie seufzte, als sie dieses Geklatsche hörte. Die Lage dieses jungen Mannes flößte ihr ein lebhaftes Mitleiden ein; sie stellte sich ihn vor in einem der verfallenen Säle des Schlosses Maussane, seine alte Guitarre in der Hand, und, und statt jeder Zerstreuung darauf beschränkt, den Echo's jener alten Mauern Romanzen zu singen. An diesem Tage, während der Messe, betrachtete sie aufmerksamer seine Haltung, seine Physiognomie; aber bemerkend, daß er blaß und abgemagert sei, gewahrte sie zu gleicher Zeit, daß er nicht völlig gesammelt war, und oft die Augen heimlich zu ihr erhob. Bald kehrten die schönen Tage zurück. Obwohl man erst am Ende des Februar war, grünte schon das

Feld, und man spürte die Hecken entlang den Wohlgeruch der Veilchen. Schon verbreitete die frühzeitige Blüthe der Mandelbäume in der lauen Luft ihre kräftigen Düfte; es war noch nicht der Frühling, aber es war der Winter nicht mehr.

Felicie begann nun weite ländliche Ausflüge zu machen, um die Besuche zu erwiedern, welche sie während des Winters von Familien kleiner Gutsbesitzer erhalten hatte, die im Umfange von einer Meile um Flambiers wohnten, und Alle mit der Familie Dalange in Graden verwandt und verschwägert waren, welche nur in der Geschlechtskunde sehr bewanderte Personen hätten bezeichnen können. Die junge Frau erschien ob ihrer Anmuth und Güte allen diesen Vettern und Basen anbetungswürdig, die sofort nacheinander gekommen waren, ihr die Aufwartung zu machen, und die sie Alle der Reihe nach besuchte. Madame Dalange konnte sie bei diesen Ausflügen nicht begleiten; gewöhnlich ging Rosette mit ihr. Beide wagten sich auf Fußpfade, deren großes Netz diese öden Felder bedeckt; sie schritten fast auf's Gerathewohl durchaus, auf jedem Kreuzwege verweilend, um irgend einen Vorübergehenden zu erwarten, der ihnen den rechten Weg zeigen sollte. So groß ist die Ehrerbietung der Landleute, ungeachtet ihrer übrigens ziemlich verderbten Sitten, vor allen Frauenzimmern von einem gewissen Stande, daß Frau von Clavières in dieser einsamen Gegend Tag und Nacht ohne Furcht gehen konnte; der keckeste Bursche des Bezirkes hätte es nicht

gewagt, sie zuerst anzusprechen, und wäre sie ihm begegnet, so würde er sie aus der Ferne gegrüßt, und sich wohl gehütet haben, neben ihr zu gehen. Eines Nachmittags hatte sich Felicie bei einer von jenen guten Nachbarinnen verspätet, die eine Meile von Flambiers wohnte. Die Sonne war im Untergehen, als sie mit ihrer Stummen sich auf den Weg machte, und ein Sturmwind begann mächtige schwarze Wolken zu jagen. Die Spaziergängerinnen schritten rasch durchaus, mit unruhigem Blicke die Wolken beobachtend, die ober ihren Köpfen vom Sturme gepeitscht sich schaarten, der noch schneller schritt, als sie. Als sie die Hälfte Weges von Flambiers erreicht hatten, begann der Donner zu grollen, und schwere Regentropfen fielen auf den noch von den letzten Sonnenstrahlen erwärmten Boden.

„Ah! Großer Gott! wir müssen ertrinken!“ rief Felicie aus, um sich schauend, ein Obdach zu suchen; aber in der Umgegend war keine Wohnung, kein verlassenes altes Gemäuer. Dennoch gewahrte sie, zwanzig Schritte vom Wege, mitten auf einem unbebauten Felde, eine von jenen Hütten, welche die Bauern aus Steinen aufbauen, großen Bienenkörben ähnlich. Das kegelförmige Dach hat nur eine Oeffnung, durch die der Rauch hinaussteigt, und eine andere, gewölbte Oeffnung, ohne irgend einen Verschluß, dient zugleich als Fenster und Thüre diesen ländlichen Behausungen, deren ganzes Mobiliar aus einem großen platten Steine zum Sitzen, aus zwei großen, als Feuerböcke auf den Herd gestell-

ten Kieselsteinen, und bisweilen aus einem halbzerbrochenen, mit Wasser gefüllten Kruge besteht.

„Ei, schnell! schnell! Da ist ein Obdach!“ rief Felicie aus, und eilte, der Stummen winkend, ihr zu folgen, der Hütte zu.

Aber in dem Augenblicke, da sie sich hineinflüchten wollte, blieb sie, ganz überrascht und verlegen, auf der Schwelle stehen. Bereits hatte Jemand Schutz in dieser ärmlichen Hütte gesucht: nämlich der grüne Jäger, der bei dem Anblicke von Frau von Clavières die Steinbank verlassen, auf welcher er saß, und sich an die Mauer zurückzog, nachdem er die junge Frau mit einer ehrerbietigen Geberde einzutreten eingeladen hatte.

Die verhängnißvolle Stunde.

18.

Frau von Clavières war auf der Schwelle der Hütte regungslos stehen geblieben; sie schwankte, mit einem Fremden dieses ländliche Obdach zu theilen, und blickte mit besorgter Miene um sich, wie um eine andere Zuflucht gegen das Gewitter zu suchen. Inzwischen begann der Regen in Strömen herabzustürzen, und lange Blitze durchfurchten die Wolken. Der junge Mann schien die Verlegenheit und das Unschlüssige der Frau von Clavières zu bemerken; aber anstatt sie anzureden, um sie zu beruhigen und zu bewegen, in die Hütte zu treten, nahm er seine Flinte, die er an die Mauer ge-

lehnt hatte, pfiff seinen auf dem Herdsteine eingeschlafenen Hunden, und schritt gegen die Thüre. Felicie wich zur Seite, um ihm freien Durchgang zu lassen, und betrachtete den Fremden mit einigem Erstaunen.

„Meine Anwesenheit hier genirt Sie, Madame,“ sagte er dann zu ihr; „ich entferne mich.“

„Nein, nein, mein Herr! Bleiben Sie, ich bitte Sie darum!“ erwiederte sie rasch; „ich würde es mir nie verzeihen, wenn ich die Ursache wäre, daß Sie auf freiem Felde einen solchen Sturm aushalten wollten!“

„Und ich, Madame, würde mich niemals trösten, wenn ich Sie durch meine Gegenwart verhindert hätte, hier ein Obdach gegen diese Sündfluth zu suchen,“ entgegnete der grüne Jäger, vor Felicien sich verbeugend, wie um ihr den Platz abzutreten.

„Aber ich bleibe, mein Herr, und Sie brauchen sich deßwegen nicht stören zu lassen!“ rief die anmuthige junge Frau aus, deren Zurückhaltung und Furchtsamkeit durch dieses ritterliche Benehmen gehoben wurden; „wir wollen hier das Ende des Gewitters erwarten.“

Also sprechend, winkte sie der Stummen, sich zu nähern, und Beide setzten sich auf die schmale Steinbank im Hintergrunde der Hütte. Während jener Art von Streit, der jedoch kaum einige Minuten gedauert, war Felicie dem Regen ausgesetzt geblieben, der auf die Schwelle rieselte, und sie schauderte in ihren durchnäßten Kleidern.

„Der Frost befällt Sie, Madame,“ sagte der grüne

Jäger, mit besorgter Miene sie betrachtend. „Zum Glücke wird es möglich seyn, in dieser elenden Hütte, worin fast Alles fehlt, ein wenig Feuer zu bekommen."

Die Stumme hatte ihn verstanden; sie beeilte sich, auf dem Herde einige Tannen= und Olivenzweige zu ordnen, die in einem Winkel lagen; der junge Mann machte mit der Batterie seine Flinte Feuer, und bald erleuchtete eine helle Flamme die ländlichen Wände der Hütte. Felicie fühlte sich durch diese sanfte Wärme neubelebt; die frische Bläße ihrer Wangen gewann ein leichtes Incarnat, und ihre schwarzen Augen blitzten mit lebhafterem Glanze unter ihren langen Wimpern. Sie hatte ihren Hut abgenommen, und ihr schönes Haar floß in feuchten Ringen um ihren weißen und zartgeformten Hals. Sie sah so göttlich aus, und hegte vielleicht ein unbestimmtes Bewußtseyn der Bewunderung, die sie in diesem Augenblicke jenem jungen Manne einflößte, welcher vor ihr stand, und sie schweigend betrachtete; denn sie erröthete leicht, und neigte den Kopf mit einer holdseligen Geberde von Verlegenheit und geheimer Verwirrung. Dann, zuerst das Schweigen brechend, sagte sie, die Augen gegen die Thüre wendend: „Welch' ein abscheuliches Wetter, guter Gott! Man sollte meinen, daß der Sturm zunehme."

„Der Wind hat nachgelassen, und der Regen fällt in der That stärker," erwiederte der junge Mann; „aber beruhigen Sie sich, Madame; gerade die Heftigkeit dieses ungestümen Wetters verkündet, daß es nicht lange dauern werde."

„Wie besorgt muß meine Mutter seyn!“ murmelte Felicie seufzend.

„Sie muß vermuthen, daß Sie sich in irgend ein Bauernhaus geflüchtet haben, und dort in Sicherheit das Ende dieses Platzregens abwarten,“ versetzte der junge Mann. „Seyen Sie also ruhig, Madame, für Sie Beide. In weniger als einer Viertelstunde vielleicht, werden Sie auf dem Heimwege nach Flambiers seyn, und indessen hier ein schützenderes Obdach finden, als in jenen armseligen verfallenen Häusern, in die es oft durch das Dach regnet, und deren rissige Wände alle Augenblicke einzustürzen scheinen.“

Diese Worte erinnerten Felicien natürlich an die halbzerstörten Mauern der Behausung, des grünen Jägers gastfreien Aufenthalt, und sie sagte lächelnd zu ihm:

„Würden Sie wohl, mein Herr, in den Sälen des Schlosses Maussane bei einem solchen Wetter ruhig seyn?“

„Ja, Madame; aber hier ist es mir lieber,“ antwortete er mit einem Tone, der den Sinn milderte, welchen Felicie in diese Worte hätte legen können, und fuhr nach kurzem Schweigen fort: „Ich bin nicht sicher, bei meiner Heimkunft heute Abend, das von mir bewohnte Zimmer wiederzufinden, wie ich es verlassen habe: der Wind könnte das Fenster mitgenommen, und der Regen den Plafond eingedrückt haben.“

„Und der gegenwärtige Besitzer des Schlosses denkt nicht daran, diese Ruine auszubessern?“ fragte Felicie.

„Raimund von Maussane ist ein junger Mann, der, wie so viele Andere, sich mehr mit seinen Vergnügungen, als mit seinen Interessen beschäftiget," erwiederte der grüne Jäger ernst.

Seit einem Augenblicke schwankte Felicie, und suchte ein Mittel, sich auf eine passende Art eine mittelbare Frage zu erlauben; sie wagte dann zu sagen:

„Herr von Maussane stand auf dem Punkte, sein Vermögen durch eine große Verbindung wieder zu ordnen; er hat eine reiche Erbin, eine Engländerin heirathen sollen."

„Sie haben dieß erfahren, Madame?" rief der junge Mann mit einem sonderbaren Erstaunen aus; „Sie kennen also Raimund von Maussane?"

„Nein, mein Herr," antwortete sie erröthend; denn in ihrer naiven Treuherzigkeit wähnte sie lügend auf frischer That ertappt worden zu seyn; „nein; die Leute aus der Gegend haben es mir gesagt!"

„Wohlan, ich, Madame, hab' nie etwas davon gewußt," antwortete der grüne Jäger kalt; „ich habe in Wahrheit kein Recht auf solche Anvertrauungen; ich bin der Kamerad und nicht der Freund von Raimund von Maussane."

Diese Antwort gefiel der Frau von Clavières; sie hätte einen Mann nicht vollkommen achten können, welcher der Freund desjenigen gewesen wäre, der auf die Entehrung Diana Nevil's speculirt, und dessen unseliger Einfluß sein beweinenswerthes Opfer bis in den Tod verfolgt hatte.

Der Sturm tobte indessen mit einer unaussprechlichen Wuth; dichte Wolken bedeckten auf allen Punkten des Gesichtskreises den schwarzen und drohenden Himmel. Felicie, einen Augenblick durch die Unterhaltung mit dem Fremden zerstreut, fühlte ihre Besorgnisse wieder auftauchen; sie näherte sich der Schwelle der Hütte, und betrachtete einen Moment diesen Kampf der Elemente, der die ganze Schöpfung vernichten zu wollen schien.

„Die Sonne muß schon lange untergegangen seyn," sagte sie; „es ist Nacht, wer weiß, mein Gott; zu welcher Stunde wir nach Flambiers werden zurückkehren können! jetzt bereu' ich es, dem schlechten Wetter nicht getrotzt, und meinen Weg nicht fortgesetzt zu haben, so lang es noch Tag war."

Sie sann eine Weile nach, und fuhr dann mit plötzlicher Entschlossenheit fort: „Vielleicht wird dieser Sturm die ganze Nacht dauern; für diesen Fall muß man sich entschließen. Obwohl die Wege vom Regen überschwemmt sind, ist es doch nicht unmöglich, nach Flambiers zu kommen."

„Denken Sie nicht daran, Madame!" rief der junge Mann aus: „Sie würden sich einer wirklichen Gefahr aussetzen. Alle Fußpfade sind Regenbäche geworden; es wäre unmöglich, in der Dunkelheit, durch Wind und Regen, den Weg zu finden. Ich bin überzeugt, daß an manchen Stellen die Wässer einen Mann fortreissen würden, und dieß ist nicht die einzige Gefahr: es schlägt

oft ein auf diesem hohen Plateau, und auf freiem Felde ist man bedrohter, als unter diesem Steingewölbe."

Als er diese Worte sprach, durchzuckte ein fahler Blitz den Horizont, und der Donner schmetterte in den Lüften mit einem Getöse, gleich dem Krachen einer Reihe von Geschützen. Erschrocken fuhr Felicie bis in den Hintergrund der Hütte zurück; die Stumme, durch diese Bewegung von dem schrecklichen Donner in Kenntniß gesetzt, und durch den Gluthschein des Blitzes geblendet, kniete nieder, und begann zu beten.

„Arme unschuldige Seele!" sagte Felicie, sie anblickend; „sie hat keine Worte, um Gott zu bitten, uns von dieser Gefahr zu retten. Dennoch betet sie!"

Ein zweiter Donnerschlag, der über der Hütte sich zu entladen schien, unterbrach die Worte der Frau von Clavières; sie setzte sich zitternd auf die Bank, und schloß die Augen, um die blendenden Blitze nicht mehr zu schauen, die ein unheimliches Licht um sie her verbreiteten. Der junge Mann legte nun einige Olivenäste auf den Heerd, deren prasselnde Flamme mit der traurigen Helle des Blitzes kämpfte; dann setzte er sich neben Felicien, und sagte mit einem sonderbaren Ausdrucke zu ihr: „Welche schreckliche Nacht, Madame!"

„Ja," murmelte sie beklommen, „ich fürchte mich!"

Dann fuhr sie fort, indem sie sich zu fassen und jene Art von Schrecken, der sie ergriffen, zu besiegen versucht hatte, ihren schönen, hellen und sanften Blick auf den jungen Mann richtend: „Zum Glück, mein Herr

sind Sie geblieben; ich wäre hier mit diesem Kinde vor bloßem Schrecken gestorben. Wirklich sendet Sie mir die Vorsehung im bedenklichen Augenblicke; dieß ist schon zum zweitenmale, daß Sie mir zu Hülfe kommen. Ich habe nicht vergessen, daß wir eines Morgens, meine Mutter und ich, die Hälfte Weges zur Kapelle von Maussane geblieben wären, wenn Sie uns nicht sehr verbindlich über die Schlucht zu kommen geholfen hätten."

„Ah! Madame, ich bin allzureich belohnt, da Sie sich daran zu denken würdigen, daß ich Ihnen diesen einfachen Dienst geleistet habe!" erwiederte der junge Mann lebhaft; dann fügte er mit einem schüchtern bewegten Tone hinzu: „Seit jenem Tage, Madame, hab' ich eingesehen, daß die Einsamkeit, worin ich lebe, weniger traurig seyn könnte, und ich habe wohl Träume gehegt, Träume eines armen Eremiten, der eine himmlische Erscheinung durch seine Wüste schweben sah," und als Felicie schwieg, durch dieses dichterische Bild scheu und bestürzt, fuhr er mit ruhigerer Stimme fort: „Ich hätte mich sehr glücklich gefühlt, Madame, Ihnen bisweilen meine Aufwartung zu machen! meine Eigenschaft als Nachbar, scheint mir, dürfte Beziehungen billigen, die für mich so kostbar gewesen wären; aber ich habe gefürchtet, daß meine Gegenwart Ihrer Frau Mutter nicht angenehm seyn möchte, nicht weil sie eine persönliche Abneigung gegen mich hege, sondern weil ich adelig bin, weil ich Ansichten bekenne, welche sie verabscheut.

Ich mußte ihre Vorurtheile achten, und habe mich enthalten, mich zu Flambiers vorzustellen."

„Es ist wahr, mein Herr," erwiederte Felicie, ein wenig erstaunt, daß dieser Fremde die politischen Gesinnungen von Madame Dalange so gut kannte, „meine gute Großmutter hat etwas ungerechte vorgefaßte Meinungen; ich würde es nicht zu verbürgen wagen, daß sie einen Mann eifrig empfinge, der sich kürzlich unter der Fahne der vorigen Monarchie geschlagen hat. Sie ist eine alte Republikanerin, meine gute Mama; sie würde vielleicht Ihre Besuche nicht gerne annehmen. Aber wenn Sie in Gefahr wären, mein Herr, Ihre Freiheit, Ihr Leben bedroht, würde sie Ihnen ihr Haus öffnen, Sie verbergen, Sie retten."

„Ich werde mich wohl hüten, ihr meinen Besuch zu machen," versetzte der junge Mann lächelnd; „doch wenn ich verfolgt würde, bäte ich sie um ein Asyl."

„Aber für den Augenblick wenigstens sind Sie von keiner Gefahr bedroht?" sagte Felicie, in der Besorgniß schwankend, eine Indiscretion zu begehen; „es ist wahr, Ihre Gegenwart hat den Verdacht und die Neugier der Leute von Maussane erregt; sie vermuthen, daß Sie ein Royalist, ein Geächteter sind; aber im Grunde wissen sie nichts."

„Nicht einmal meinen Namen," rief der junge Mann aus. Und nach kurzem Schweigen fügte er einfach hinzu: „Ich heiße Gaston von Altefaye."

Felicie würde von dieser freiwilligen Erklärung als

von dem größten Zeichen des Vertrauens gerührt, und sagte mit bewegter Stimme; „Ich werde dieses Geheimniß bewahren, mein Herr; aber sehen Sie das Ende dieser peinlichen Lage nicht voraus? Wir leben, dem Himmel sey's gedankt, in einer Zeit, wo die politischen Verbrechen keine strengen Verurtheilungen nach sich ziehen; das Gesetz ist gegen die Geächteten nicht unerbittlich."

Der junge Mann schüttelte den Kopf.

„Meine Verbannung ist ihrem Ende nicht nahe!" antwortete er mit einem kurzen Tone, „und ich bin schon lange hier!"

Dann fuhr er mit einer gramgemischten Aufregung fort: „Welches Leben! Großer Gott; ah! Madame, Sie könnten nicht glauben, was ich in dieser unbedingten Absonderung gelitten habe, vorzüglich im Winter, während jener langen Abende, die ich an der Ecke des Feuers in jenem baufälligen Zimmer verlebt habe, wohin ich mich geflüchtet. Wenn der Wind gegen mein Fenster ächzte, daß die Eulen auf den alten Mauern ihr Geschrei erhuben, und das flackernde Licht meiner Lampe erlosch, dachte ich an die Welt, an ihre Freuden, an ihre Feste, an meine glücklichen Freunde, an alle Jene, welche frei und fröhlich leben. Wie lang dünkten mir dann die Stunden! Sie begreifen jenes Fieber nicht, Madame, welches die thätigen, zum Müssiggange verurtheilten Naturen verzehrt; dieß ist eine Qual, vergleichbar jener des angeschmiedeten und lebendig von einem Geier zerfleischten Prometheus. Ich verging in

dieser schrecklichen Langweile. Ich hätte ihr unterlegen, oder wohl eine Thorheit begangen; ich würde mich selbst meinen Feinden ausgeliefert haben; ja, ich wollte fortreisen, als ich endlich einen Strahl von Freude und Trost erblickte, als ich in mein Geschick mich ergeben konnte."

Während er so sprach, hörte ihn Felicie an, von einem sonderbaren Eindrucke ergriffen; es dünkte ihr, daß sie diese Stimme schon vernommen, gewisse Klänge derselben wieder erkannte; aber ihr untreues Gedächtniß erinnerte sie nicht an mehr; die Züge dieses Mannes waren ihr, wie sein Name, völlig unbekannt. Eine Art von Furcht mischte sich in die Sympathie, die sie für sein Unglück empfand, und sie wagte nicht, die Augen aufzuschlagen, aus Besorgniß, seinem traurigen und glühenden Blicke zu begegnen. Er hatte sich erhoben, stand Felicien gegenüber, betrachtete sie mit starrem Auge, und schien in einen dumpfen und heftigen Gedanken versunken. Eine erfahrenere und hellsehendere Frau, wäre in diesem Augenblicke vielleicht verwirrt worden; allein Frau von Clavières ahnete nicht, was im Innern dieses Mannes vorging; sie begriff nicht Alles, was er ihr hatte sagen wollen; sie sah die Leidenschaft nicht, die aus seinem Blicke sprühte, und seine gewöhnlich kalte und träumerische Physiognomie beseelte. Die Zeit verfloß indessen; der Sturm tobte mit minderer Heftigkeit; aber man hörte von allen Seiten das Brausen der Wässer, welche sich in den von ihnen ausgehöhlten Schluchten fortwälzten.

„Der Regen hört auf, wir müssen gehen," rief Felicie aus, deren Besorgnisse wieder lebhafter wurden; „meine arme Großmutter! Wie groß muß ihr Kummer seyn! Ich bin überzeugt, daß sie jetzt betet!"

„Warten Sie noch einen Augenblick!" sagte Herr von Altefaye; „die Wege sind noch ungangbar, glauben Sie es, Madame; wir kämen nicht durch; aber in einer Viertelstunde, wenn der Regen nicht wieder beginnt, werden die Wässer abgelaufen seyn."

Felicie setzte sich wieder mit einem Seufzer der Resignation; die Stumme, auf der Schwelle stehend, beobachtete das Wetter. Im Innern der Hütte wurde es finster; das Feuer erlosch, und auf dem Herde sah man nur noch einige röthliche Punkte, welche im Dunkel funkelten. Frau von Clavières, regungslos sitzend, lauschte dem fernen Grollen des Sturmes, und schwieg. Plötzlich fuhr sie zusammen, und erhob sich zitternd: es dünkte ihr, daß ein glühender Hauch über ihre Haare und ihre geneigte Stirne geweht habe, wie eine unsichtbare Flamme.

„Gehen wir!" rief sie mit bewegter Stimme aus, schnell die Hütte verlassend.

Herr von Altefaye reichte ihr schweigend seinen Arm; nach kurzem Zögern nahm sie ihn, und sie begannen zu gehen. Muthig ging die Stumme voran, und trieb die bestürzten Hunde vor sich her. Felicie war traurig und verwirrt; sie schwieg, und suchte zu erforschen, was in ihrem Gemüthe vorging, so oft Herr von Altefaye, sie

stützend, ihren Arm drückte. Auch er schwieg, und führte sie sorgfältig durch den vom Regen überschwemmten und von schrecklichen Schluchten durchbrochenen Fußpfad. Als sie so hundert Schritte gemacht hatten, sagte er leise zu ihr: „Wollen Sie, daß ich Sie trage?"

Sie schüttelte den Kopf zum Zeichen der Ablehnung, und ging rascher. Der Weg wurde minder schwierig; ein kühler Wind zerriß die Wolken, und trieb sie am Horizonte hin; schon rannen die Wässer mit einem schwächeren Murmeln auf dem wieder festgewordenen Boden. Dennoch hörte man, Flambiers sich nähernd, etwas wie das Plätschern eines Wasserfalles, der in einen Schlund stürzt, und bald stand die Stumme vor einer Wasserfläche still, welche die fremde Wiese überzog, wo Madame Dalange ihre Ziege weiden ließ.

„Der Bach ist ausgetreten!" rief Felicie bestürzt aus; „wie werden wir hinüberkommen? Großer Gott!"

Statt zu antworten, hob Herr von Altefaye sie mit seinen kräftigen Armen empor, und trat kühn in das Wasser.

„Ah!" murmelte die junge Frau mit erloschener Stimme; „ich fürchte mich!"

Er drückte sie an seine Brust, und trug sie wie ein Kind fort. Die Stumme folgte ihnen; sie watete bis an den Gürtel im Wasser. Im Augenblicke, da Gaston von Altefaye Felicien am andern Ufer absetzte, krähte der Hahn im Hühnerhofe von Flambiers.

„Mitternacht!" rief die junge Frau aus.

„Sie sind zu Hause; leben Sie wohl!“ sagte der grüne Jäger; „leben Sie wohl, Madame!“ Er faßte ihre Hand, küßte dieselbe, und entfernte sich rasch.

Felicie eilte dem Hause zu. Die Thüre war offen, und die Knechte, mit Stocklaternen versehen, empfingen die Befehle der Madame Dalange, welche sie bereits nach allen Richtungen entsendet hatte.

„Mein Kind, wie hab' ich mich um Dich gekümmert!“ sagte die alte Dame; „man hat Dich auf allen Seiten gesucht.“

„Da bin ich, Großmutter!“ murmelte Felicie mit einer schwachen Stimme, und in die Arme ihrer Großmutter gleitend; „ah! ich bin bei Ihnen, endlich!“

„Gütiger Himmel, wie blaß sie ist!“ sagte Magdalena besorgt; „man sollte meinen, daß sie in Ohnmacht fällt.“

„Die arme gute Seele stirbt vor Anstrengung,“ erwiederte Veronika; „aber schau doch die Stumme an, wie die aussieht mit ihren leuchtenden Augen, ihrer bestürzten Miene, und ihrem bis zur Mitte des Rückens eingeweichten Kleide! Wo hindurch muß dieses Kind gegangen seyn? Sie ist wie eine Sündfluth, während unsere kleine Dame nicht einmal den Saum ihres Kleides benetzt hat.“

„Das ist die Folge ihrer Art zu gehen,“ versetzte Magdalena ernst.

Während dieses Gespräches hatte Madame Dalange Felicien in ihr Zimmer geführt; die junge Frau schien

von Anstrengung erschöpft; sie ließ sich entkleiden und in's Bett bringen, ohne ein Wort zu sprechen. Bevor Madame Dalange sich entfernte, nahm sie einen Brief vom Tische, und reichte ihn ihr, indem sie sagte: „Hier, meine Tochter; ich glaube, daß er aus der Schweiz kommt . . .“

„Ein Brief von Herrn von Ramsay!“ rief Felicie aus, ihn flüchtig durchlaufend; „in vierzehn Tagen vielleicht wird er hier seyn! Welches Glück, mein Gott!“

Die unruhigen Tage.

19.

Felicie hütete am folgenden Tage das Zimmer; eine Art von Mißbehagen und Niedergeschlagenheit hatte sie befallen, welche die gute Madame Dalange für eine natürliche Folge des Schreckens hielt, den sie während des Sturmes ausstehen mußte, der sie auf freiem Felde überrascht hatte, und der übermäßigen Anstrengung, um auf so beschwerlichen Wegen wieder nach Flambiers zu kommen. Sie umgab sie also mehr mit Ruhe als mit Pflege, und überließ sie sich selbst, in der Meinung, daß sie bei geistiger und körperlicher Ruhe sich bald wieder erholen würde. Die junge Frau war wirklich leidend; aber vorzüglich waren ihr Geist und ihre Einbildungskraft krank. Unabläßig kam sie mit einer Art von Schrecken und Staunen auf das zurück, was während jenes stürmischen Abendes sich ereignet hatte.

Sie empfand eine schamgemischte Unruhe in der Erinnerung an die Worte und Blicke des Herrn von Altesaye, und an das gerührte Schweigen, das er beobachtetd, als er sie inmitten des Sturmes, der sie Beide noch umtobte, über die zerstörten Fußpfade führte. Noch mehr staunte sie über ihre eigenen Eindrücke, und erschrack, ihr Herz schlagen gefühlt zu haben, als die Arme dieses Mannes sie stützten, und in schüchterner Umschließung drückten. Aus einem Gefühle, das sie sich nicht zu erklären suchte, wagte sie es nicht, mit ihrer Großmutter, von der sie zudem wenig gefragt wurde, von dem ihr durch die Vorsehung gesendeten Beistande und von der Art zu sprechen, auf welche sie nach Flambiers zurückgekehrt war. Immer schweigend, machte sie sich lebhafte Vorwürfe über ihre Zurückhaltung, und ermuthigte sich, der Madame Dalange dieses Begegnen zu erzählen, das im Grunde nur etwas sehr Einfaches war; einigemal war sie nahe daran, zu sprechen; aber die Worte erstarben auf ihren Lippen, und verwirrt, verlegen, beeilte sie sich, einen andern Stoff zu suchen. Dann, nach einigen Stunden, schien es ihr, daß sie zu lange geschwiegen habe, und fortan von dieser Sache nicht mehr reden könne. Die Stumme ihrerseits schwieg in ihrer Art, und machte des Umstandes ihres Spazierganges während des Sturmes, durch Zeichen keine Erwähnung. Die arme Felicie liebte ihre Großmutter zärtlich; aber sie fühlte sich nicht hingezogen, ihr Herz ihr zu öffnen, und beobachtete den

ganzen Tag hindurch ein träumerisches Schweigen. In ihrer Unruhe und Aufgeregtheit, las sie wieder den Brief des Herrn von Ramsay mit einem Gefühle von Freude. Der Arzt schrieb ihr, daß er, durch wichtige Interessen in die Provence gerufen, sich bald auf den Weg begeben, und einen Abstecher machen würde, um einen Tag in Flambiers zuzubringen. Die junge Frau dachte, daß sie diesem nachsichtigen Freunde anvertrauen könnte, was sie ihrer Großmutter verhehlte, und fühlte sich nach diesem Entschlusse ruhiger. Am andern Morgen rief die alte Magdalena, welche zuerst gekommen war, nach ihrem Befinden sich zu erkundigen, das Fenster öffnend aus: Gütiger Himmel! Hat es heute Nacht Blumensträusse geregnet? Da ist einer, der vom Himmel fiel!"

Also sprechend, wies sie Felicien eine kleine Blumengarbe, mit einem Binsenhalme zusammengebunden; es stacken darin Tulpen, blaue Windröschen, Veilchen, und ein Weißdornzweig; die Jahreszeit war noch so wenig vorgerückt, daß es geduldigen Suchens bedurfte, um an vor Wind und Wetter geschützten Stellen, in den Schluchten der Thäler, diesen ländlichen Strauß zu finden.

„Ich begreife nicht," stotterte Felicie erröthend; „dieß sind vielleicht Blumen, die ich am vorigen Abende hier vergessen habe."

„Ja, so muß es seyn," sagte Magdalena; „sie stacken zwischen dem Beschlage des Fensterladens, und man müßte ein Eichhörnchen seyn, um an der Mauer heraufzuklettern."

„In der That, das ist unmöglich!“ murmelte die junge Frau, mit dem Blicke die Höhe dieses Fensters messend, das dreißig Fuß über dem Boden war; dann verweilten ihre Augen bei einem vor dem Hause gepflanzten Maulbeerbaume, dessen hohe Aeste fast den Fensterladen berührten.

„Bah!“ äußerte Magdalena, die ihren Gedanken errieth; „wer würde sich getrauen, auf ihm bis zum Fenster zu steigen! Tiston, der berühmteste Elsternnesterausnehmer in der Gegend, ein Galgenstrick, der auf den Gipfel einer Pappel, gerade wie ein i, mit derselben Leichtigkeit steigt, wie er in sein Bett steigen würde, wenn er eines hätte, würde es nicht wagen, auf diese Art Ihnen einen Strauß zu überbringen.“

„Wäre also einige Gefahr dabei?“ fragte Felicie ein wenig bewegt.

„Die Gefahr, sich zwanzigmal den Hals zu brechen,“ antwortete Magdalena ruhig.

Frau von Clavières nahm die Blumen, und legte sie mit zitternder Hand auf den Tisch; dann begann sie, sich thätig ihren gewöhnlichen Beschäftigungen zu unterziehen. Sie ging in den Salon hinab, und machte sich mit unglaublichem Fleiße an die Arbeit; aber sie ward ihrer Stickerei bald überdrüßig, und fing eine andere Arbeit an; doch sie konnte nicht dabei bleiben. Die alte Dame spann, und blickte lächelnd auf sie.

„Mein Gott! meine Tochter,“ — sagte sie zu ihr, glücklich, sie von der Unpäßlichkeit des vorigen

Abendes so gut hergestellt zu sehen, „wie Du heute summest!"

„Ich will unsere Vögelchen besuchen!" sagte Felicie, rasch ihren Strohhut nehmend.

Wie an den vorigen Tagen vertheilte sie eigenhändig das in ihre Schürze geschüttete Getreide; aber es ergötzte sie nicht mehr, die gefräßige Schaar um sie her pipen zu hören, und das von ihr vorgestreute Futter sich bestreiten zu sehen. Nachmittags begleitete sie Madame Dalange auf deren gewöhnlichen Rundgange. — Ueber die fremde Wiese gehend, deren wieder grün gewordenes Gras mit Maßlieben übersäet war, fühlte sie eine leichte Röthe über ihre Stirne sich verbreiten, der Art eingedenk, wie sie am Vorvorabende diesen Weg überschritten hatte. Dann triumphirte jene Erinnerung, mit welcher sie vergebens kämpfte, plötzlich über ihre Entschlüsse; sie hörte auf, sich ihrer entschlagen zu wollen, und ging träumerisch und in gefährliche Gedanken versunken ihres Weges. Während dieses langen Spazierganges erfaßte sie ein eben so schmerzlicher als süßer Augenblick von Gemüthsaufregung. Um eine Hecke biegend, glaubte sie im Hintergrunde des Fußpfades, welchen sie verließ, Jemand zu sehen, der ihr von weitem folgte; sie unterschied nichts, aber sie erkannte das drachengrüne Kleid und das Jägerkäppchen des Herrn von Altefaye. Am Abende, als sie in ihr Zimmer ging, gewahrte sie den am Morgen von ihr auf den Tisch gelegten Strauß; er war zur Hälfte verwelkt.

Sie nahm ihn, athmete den schwachen Wohlgeruch ein, und schaute lange die Windröschen mit dem schwarzen Herzen an, deren zarte Blumenblätter traurig herabhingen, und welkten, ohne ihre Azurfarbe zu verlieren; dann schnitt sie sorgfältig die Stängel ab, und steckte die kleine Garbe in eine Vase voll frischen Wassers. Anstatt wie gewöhnlich in's Bett zu gehen, trat die junge Frau sodann in das kleine Gemach, das sie als Oratorium benützte. Die Mühen des Tages hatten ihr nicht, wie sonst, jene angenehme Müdigkeit zurückgelassen, womit sie immer so friedlich entschlummerte. Nachdenkend, bewegt, stellte sie ihr Licht auf den Betstuhl, und setzte sich der Heiligen gegenüber, deren entzückter Blick ihr den Himmel zu weisen schien. Durch eine sonderbare Rückkehr zu andern Eindrücken, erinnerte sie sich dann jener geheimnißvollen und lieblichen Stimme, welche zuerst ihr Herz durchschauderte, und des Schlußreimes, den sie im Schweigen der Nacht leise nachsang. Nun füllten sich ihre Augen mit Thränen, und ihr Herz, wenn auch nicht ihre Lippen, murmelten den Namen: Lucian von Froidesaigues; sie empfand, — eine seltsame Sache! — eine Art von Gewissensbissen, jenem Traume, jenem kaum gesehenen Gebilde, und welches dennoch ihr Herz beschäftigte, untreu zu seyn. — Schon hatte der Hahn gekräht, es war Mitternacht vorüber, als Felicie draussen ein leises Geräusch zu hören glaubte; sie bebte und horchte regungslos, eine Art von Anstreifen ließ sich an der Ecke der Mauer,

zwischen den Zweigen des Maulbeerbaumes, vernehmen. Die junge Frau fühlte einen kalten Schweiß ihre Stirne benetzen; ihr Herz hörte auf zu schlagen; von einer schrecklichen Angst ergriffen, faltete sie die Hände, und schlug die Augen zum Himmel auf, wie um zu beten, murmelnd: „Er wird sich tödten, mein Gott!"

Einige Minuten lang währte dieses leise und dumpfe Geräusch, dann hörte sie nichts mehr. Nun athmete sie leichter, und entschloß sich, nach einer Viertelstunde, wieder in ihr Zimmer zu gehen. Aus unschuldiger Vorsicht ließ sie jedenfalls ihre Leuchte im Oratorium, und öffnete, im Finstern tappend, den inneren Fensterladen; wie am vorigen Abende stack ein Strauß zwischen den beiden Oeffnungen desselben. Felicie nahm ihn heimlich, und warf einen raschen Blick nach Aussen; Alles war ruhig, und sie gewahrte bei dem schwachen Schimmer der Sterne einen Schatten, der den Lorbeerbogengang entlang huschte, und nach der Seite der Einfahrt eilte. Als sie ihn aus dem Gesichte verloren hatte, schloß sie das Fenster wieder, holte die auf dem Betstuhle gebliebene Leuchte, und legte die Blumen auf den Tisch, die sie noch in der Hand hielt. Der andere Strauß hatte schon seine Frische wieder gewonnen, und die rothen Tulpen reckten ihre flammengleichen Blumenblätter ihr entgegen; dann nahm sie mechanisch die andern Blumen, um sie in die Vase zu thun, und, den Binsenhalm lösend, der sie umwand, fühlte sie ein Billet zwischen ihre Finger gleiten.

„Ah!“ murmelte sie mit einer Regung der Ueberraschung, der Verwirrung und Unruhe, welche eine schwache Röthe auf ihre blasse Stirne jagten, „ein Billet! . . .“

Anstatt es zu öffnen, legte sie es zuerst zusammen, und steckte es treuherzig tief in die Tischschublade, unter einen Haufen von Papieren; zwei Minuten danach las sie es. Es war ein Liebesbrief, der erste, den sie jemals erhalten; Herr von Altefaye schrieb ihr:

„Es ist mir nicht erlaubt, mich Ihnen vorzustellen, „Madame, und ich wage es nicht, vom Zufalle das „Glück einer neuen Begegnung zu hoffen. Verzeihen „Sie mir also, daß ich Ihnen das schreibe, was ich „Ihnen zu sagen, ach! vielleicht nie, die Gelegenheit „finden werde. Aber werde ich Ihnen jene Gefühle „ausdrücken dürfen, die mein Herz und mein ganzes „Leben beseelen, seitdem ich Sie zum erstenmale gesehen „habe! Werden Sie die Gewogenheit haben, mich an„zuhören, wenn ich Ihnen sage, daß ich Sie liebe, daß „ich Sie mit Ehrfurcht, mit Zärtlichkeit, mit Anbetung „liebe! Mein Glück, mein Heil vielleicht, hangen von „Ihnen ab, von Ihnen allein, und Ihre Antwort wird „über meine Zukunft entscheiden. Ich weiß, daß es „ein großer Eigendünkel ist, seine Hoffnungen so hoch „zu erheben, die Ehrsucht zu hegen, Ihr Herz zu rüh„ren, und Ihre Hand zu erhalten. Ich weiß, daß Ver„hältnisse bestehen, welche mir die Hoffnung eines so „großen Glückes untersagen: Vorurtheile, mit denen ich

„nichts zu thun habe, trennen den Baron von Altefaye „von der Enkelin der Madame Dalange; aber ist es „der glühendsten Liebe unmöglich, alle diese Hindernisse „zu überwinden? Ah! Madame, zitternd erwarte ich „ein Wort, welches mir zu hoffen erlaubt, oder meine „Zukunft auf immer vernichtet, ein Wort, das mich „rettet oder mich in's Verderben stürzt!!! Denken „Sie, daß ich Sie liebe, und entscheiden Sie über mein „Geschick! . . ."

Felicie las fort bis zum letzten Worte dieses Briefes; dann ließ sie ihn in ihren Schooß fallen, und begann nachzusinnen, ihr Antlitz mit ihren Händen verhüllend. Das Unternehmen des Herrn von Altefaye schien ihr sehr kühn; aber sie fand seinen Brief ehrerbietig und zärtlich. Sie sah nicht recht klar, was in ihrem Herzen bei diesen Worten von Ehe und Liebe vorging, doch sie war gerührt, und zitterte bei dem Gedanken, daß Gaston von Altefaye sein Leben gewagt hatte, um ihr diese Erklärung zuzustellen. Sie las den Brief wieder, bevor sie einschlief, und sah Nachts im Traume den grünen Jäger, wie er durch die Thäler streifte, Liebesworte in ihr Ohr flüsternd. Am andern Morgen, wie gewöhnlich, erschien Magdalena, und rief aus, als sie die beiden Blumensträuße in der nämlichen Vase beisammen erblickte: „Ah! in diesem Zimmer wachsen Blumen! Ein Geißblattzweig, Singrün und Jasmin! Ah, welch' ein hübscher Strauß!" Die mit ihr eingetretene Rosette hatte ihren Ausruf verstanden,

und die Blumen mit entzückter Miene betrachtet; dann versuchte sie, ihr zu erklären, daß sie einst einen schönen, vom Himmel gefallenen Blumenstrauß, in den Händen ihrer Gebieterin gesehen habe. Felicie erröthete und seufzte bei dem Anblicke der Pantomime, mittelst welcher die Stumme die prächtige Blüthe der Magnolie und deren betäubenden Wohlgeruch zu schildern bemüht war. Dann sagte sie zu Magdalena:

„Ich habe diese Blumen auf dem Spaziergange gepflückt.“

„Da unten hinter den Hecken?“ rief die alte Magd aus; „im Frühlinge ist dort gleichsam ein Blumenbeet, ich weiß es; ich bin neulich hingegangen; es dünkte mir aber, daß erst nur die Knospen hervorbrachen. Heilige Jungfrau! das kommt daher, daß ich nicht mehr, wie Sie, meine achtzehnjährigen Augen habe.“

Diese Nothlüge kostete Feliciens Freimüthigkeit viel; sie war sehr verlegen, ein solches Geheimniß bewahren zu müssen, und dennoch hätte sie um keinen Preis von der Welt ihrer Großmutter gesagt, was ihr Herr von Altefaye geschrieben, und was in ihrem Herzen vorging. Der Gedanke, daß der grüne Jäger vielleicht in der nächsten Nacht wieder kommen würde, um einen neuen Strauß an ihr Fenster zu heften, beschäftigte sie den ganzen Tag. — Sie zitterte bei dem bloßen Gedanken, daß dieser Beweis von Liebe und Verwegenheit das Leben des Herrn von Altefaye kosten könnte. Zwanzigmal des Tages schaute sie zu dem Baume empor, an

dessen Zweige er sich klammerte, um ihr Fenster zu erreichen; man hätte meinen sollen, daß eines Vogels Gewicht hinreichend gewesen wäre, sie zu biegen, und offenbar mußte derjenige, der ein solches Hinaufsteigen wagte, mit unerhörter Gewandtheit, Kühnheit und Kaltblütigkeit begabt seyn. Die Frauen sind gerne von demjenigen entzückt, der sie erschreckt, und Felicie dachte an die Verwegenheit des Gaston von Altefaye mit einer Gemüthsaufregung, die nicht bloß von der Furcht vor der Gefahr, welcher er trotzte, veranlaßt war. Zerstreut und nachdenkend, die Augen auf ihre Arbeit heftend, antwortete sie nur einsilbig und mit einem unbestimmten Lächeln, der guten Madame Dalange, die an ihrer Seite spann, Geschichten aus der Zeit der Republik ihr erzählend. So brachten sie den ganzen Nachmittag zu; denn ein Platzregen hatte sie verhindert, wie gewöhnlich auf die Felder zu gehen. Als der Abend gekommen war, verließen sie ihre Arbeit, und Madame Dalange nahm ihren Rosenkranz, indem sie sagte:

„Mein Kind, wie lang muß dir dieser Tag geschienen haben!"

„Keineswegs, ich versichere Ihnen, Großmutter!" antwortete sie rasch.

„An was dachtest Du denn?" fragte die gute Dame.

„Weiß ich's, Großmutter?" stotterte Felicie; „ich hab' an so viele Dinge gedacht!"

„Wohlan, mach einen Gang draussen, und schöpfe einen Augenblick frische Luft, während ich meinen Ro-

senkranz bete," fuhr die alte Dame fort; „geh, meine Tochter, und da der Abend kühl ist, vergiß Deine Mantille nicht!"

„Ich gehe bis zur Einfahrt," erwiederte Felicie, ihre Großmutter küssend.

Sie ging hinaus. Es war schon düster; die letzten Strahlen der Sonne erloschen gegen Westen, und blasse Sterne schimmerten schwach durch die von einem leichten Winde gejagten Wolken. Felicie wagte sich nicht bis zur Einfahrt; anstatt dahin zu gehen, setzte sie sich auf eine Steinbank einige Schritte vom Hause. Hinter ihr erhoben sich dichte Lorbergebüsche, und von allen Seiten erblickte sie die weite Landschaft in dunkle Dämmerung gehüllt. Sie schaute in der Richtung von Maussane hin, deren kleinen Glockenthurm sie noch deutlich gewahrte; sie erinnerte sich an die Schilderung, welche ihr Herr von Altefaye von jenem verfallenen Zimmer gemacht hatte, wo er Abends wohnte, den Klagen, der Traurigkeit, den peinlichen Leiden der Verbannung zur Beute. Ihr Herz ward bei dieser Erinnerung von Zärtlichkeit und Mitleiden gerührt. Es dünkte ihr, daß, weil sie mit einem einzigen Worte das Geschick dieses Mannes ändern konnte, er glücklich werden sollte, und wurde bei diesem Gedanken weich; in diesem reinen und edelmüthigem Herzen entsprang die Hingebung früher als die Liebe. Sie fuhr mit dem Taschentuche über ihre thränenfeuchten Augen, und murmelte, von einem melancholischen Glücke durchdrungen:

„Man ist glücklich, wenn man liebt!“

„Felicie!“ rief eine Stimme hinter ihr.

Die junge Frau wendete sich mit einem schwachen Ausrufe um. Herr von Altefaye hatte sich genähert, ohne daß sie das Geräusch seiner Tritte unter der Lorberbogenlaube vernahm. Felicie fuhr zurück, wie um zu fliehen; aber er hielt sie zurück, indem er mit flehender Stimme sagte: „Eine Minute, ein Wort.“

„Mein Herr!“ sagte sie, „um's Himmels willen! Enfernen Sie sich! Wenn man uns sähe! hier, um diese Zeit.“

„Wir sind allein, und die Nacht ist dunkel, bleiben Sie, ich bitte Sie darum, für diesen Augenblick würde ich gerne mein Leben opfern.“

Diese Worte erinnerten Felicien plötzlich an die Blumensträusse, an den Brief und den von Herrn von Altefaye zweimal gewagten, gefährlichen Versuch.

„Mein Herr,“ sagte sie mit kurzer Stimme zu ihm, und ihre Hand ihm lassend, die er an sein Herz und an seine Lippen zu drücken wagte, „wenn Sie mich liebten, würden Sie sich keiner so großen Gefahr aussetzen. Versprechen Sie mir, daß ich weder Brief noch Strauß mehr an meinem Fenster finden werde. Sie antworten nicht! Wissen Sie denn nichts von dem Schrecken, von der tödtlichen Angst, die Sie mir verursachten?“

„Es ist wahr,“ erwiederte er kaltblütig; „wenn ein Ast unter meinen Füssen brach, wär' ich herabgestürzt, und zerschmettert worden; aber beruhigen Sie sich, Ma-

dame; ich hätte noch die Kraft, mich fortzuschleppen, um ferne von hier zu sterben. Sie würden nicht bloßgestellt seyn."

„Glauben Sie, mein Herr," daß dieß mich trösten könnte!" rief Felicie aus. „O! ich bitte Sie dringend, versprechen Sie mir, bevor Sie mich verlassen, daß Sie diese verwegenen Versuche nicht mehr wiederholen werden. Wenn Sie mich lieben, werden Sie meine Bitte erfüllen. Sie werden mich nicht alle Augenblicke für Ihr Leben zittern machen!"

Mit Entzücken drückte er ihre Hände, die sie ihm überließ, und erwiederte mit einem unaussprechlichen Ausdrucke von Triumph und Freude: „Ich werde Ihnen gehorchen, Madame; aber lassen Sie mich hoffen, daß Sie bisweilen Abends hierher kommen werden, auf einen Augenblick."

„Ja, bisweilen" entgegnete sie, bestürzt, und den Kopf gegen das Haus wendend, dessen Thüre eben geöffnet wurde.

„Leben Sie wohl," fuhr er fort, „ich habe Ihr Versprechen, ich hoffe, ich bin glücklich."

Bei diesen Worten verschwand er zwischen den buschigen Lorberästen, und Felicie sank fast ohnmächtig auf die Bank während Magdalena sich ihr mit den Worten näherte: „Nun denn, hat man diese liebe Dame entführt, weil sie nicht zurückkehrt! Kommen Sie, kommen Sie! Das Abendessen ist aufgetragen."

„Da bin ich!" sagte Felicie, mit Anstrengung aufstehend.

„Jesus! Sie zittern!" erwiederte die gute Magdalena, sie bei der Hand fassend, um sie fortzuführen.

„Ich friere!" antwortete sie mit erloschener Stimme.

Als Madame Dalange sie so blaß und angegriffen in den Salon treten sah, rief sie aus: „Was fehlt Dir denn, meine Tochter? Man sollte meinen, Du hättest so eben einen großen Schrecken ausgestanden?"

„Ja," stammelte sie, ihren Kopf auf die Schulter ihrer Großmutter stützend; „ich habe ein Geräusch in den Bäumen gehört; ich glaube, doch es hat mir weh gethan . . ."

Bei diesen Worten brach sie in Thränen aus, und preßte die Hände der guten Dame mit krampfhaftem Zittern.

„Sie hat sich gefürchtet!" sagte Madame Dalange zu Magdalena; „genug; ich will nicht mehr, daß sie Abends so ganz allein ausgehe; künftig wollen wir sie begleiten . . ."

Unterweges.

20.

Am andern Tage war ein Sonntag; dennoch blieb der Herrschaftsstuhl in der Capelle zu Mausanne leer; Frau von Clavières befand sich so leidend, daß Jedermann in Flambiers es unterließ, in die Messe zu gehen. Madame Dalange wich den Tag über von ihrer Enkelin nicht, und Abends wachte man an ihrem Bette.

Diese Unpäßlichkeit hatte jedoch keine Folgen, und in den nächsten Tagen konnte Felicie wieder ihren leichten Arbeiten und den einförmigen Zerstreuungen sich weihen, die ihr Leben erfüllten. Aber ein geheimes Uebel lag in ihrem tief erfaßten Herzen verborgen; schmachtend, unruhig, einem unbestimmten Sehnen zur Beute, suchte sie zwar nicht die Gelegenheiten, Herrn von Altefaye wieder zu sehen; allein sie erwartete sie. Es giebt für eine junge Frau keine gefährlichere Lage, als jene, worin Felicie sich befand, sie war in jener Art von Absonderung, worin sie lebte, weder bewacht, noch beschützt. Wohl hegte sie für ihre Großmutter eine grenzenlose Liebe, Ehrerbietung und Verehrung; diese Gefühle umschlossen aber nicht das Vertrauen, das nur bei einer gewissen Gleichheit des Alters bestehen kann. Sie schwieg, wohl wissend, daß man sie nicht verstände und daß ihre Aufregungen, ihre Leiden, vielleicht mit traurigem Erstaunen das Herz der guten alten Frau erfüllen würden, die seit so vielen Jahren sogar das Wort Liebe vergessen hatte.

Madame Dalange schrieb die Niedergeschlagenheit der jungen Frau den Folgen jenes panischen Schreckens zu, der sie jenes Abends ergriffen, und wich in ihrer Sorgfalt nicht mehr von ihrer Seite, wenn sie es wagte, noch nach Sonnenuntergang über die Schwelle der Thüre zu treten. Vergebens wartete Herr von Altefaye unter der Lorberbogenlaube, und erkühnte sich, um das Haus

herum zu streichen; er konnte sich der Frau von Clavières nicht nähern. Abends jedoch, nach der Abendgesellschaft, wenn die junge Frau in ihr Zimmer ging, legte sie sich immer einen Augenblick an das Fenster. Durch eine Art stillschweigender Uebereinkunft, fand sich dann Herr von Altefaye unter der Hecke des von Veronika gepflegten Gartens ein; die beiden Liebenden sprachen nicht miteinander, wechselten kein Zeichen; sie schauten sich nur einander an, durch die kalte Dämmerung der Nacht. Diese Zusammenkünfte nach spanischer Mode, dauerten etwa vierzehn Tage. Felicie mußte sich endlich gestehen, daß ihre Stunde gekommen sey, und daß sie diesem Manne ihr Herz gegeben, wo nicht ausgeliefert habe, mit dem sie nur zweimal gesprochen hatte, und den sie eigentlich nur dem Gesichte und dem Namen nach kannte. Aber in ihrem edelmüthigen Vertrauen auf sein Gemüth, beurtheilte sie ihn nach seinem Mißgeschicke, und bezweifelte weder die Erhabenheit seines Geistes, noch den Adel seines Characters. Die junge Frau gab somit mehr einem von den Gesetzen ihrer Organisation, als der verlockenden Anziehungskraft nach, welche Herr von Altefaye auf sie übte; sie war eines von jenen schwachen und holdseligen Wesen, die mehr von ihren Liebesneigungen als von ihren Leidenschaften hingerissen werden, eine von jenen keuschen und reinen Naturen, die selbst in ihren Schwächen rein bleiben. Sie überließ sich ihren Gefühlen, ohne Antrieb sie zu offenbaren; Herr von Altefaye konnte ver-

muthen, daß er geliebt werde, aber noch keine Gewißheit davon haben. Und dennoch dachte Felicie, daß er glücklich sey, glücklich durch die Hoffnungen, die sie ihm schweigend gestattete. Es dünkte ihr, er müßte sich, gleich ihr, jenem unbestimmten Harren hingeben, jenen Träumen von Glückseligkeit, welche, ach! das sicherste Glück ist, das die Liebe gewährt. Allein welches Glück ist dauernd hienieden, vorzüglich wenn es auf so gebrechlichem Grunde ruht, daß ein Zufall, ein Wort es umstürzen kann! Eines Nachmittages hatten Felicie und Madame Dalange die gewöhnliche Spaziergangsstunde vorübergehen lassen; Frau von Clavières, bei dem Fenster sitzend, dessen Läden halb geschlossen waren, ihre Arbeit im Schoße, zurückgelehnt in ihrem Stuhle, den Kopf auf eine ihrer Hände neigend, war in jenen leichten Trübsinn versunken, der das Denken schwächt, und die Sinne erstarren macht. Ein wenig weiter weg, in ihrem großen Armstuhle sitzend, spann Madame Dalange fleißig.

„Um Gotteswillen ein Stück Brod, meine guten mildthätigen Damen!“ sagte draussen eine dehnende, nieselnde Stimme.

Die junge Frau, barsch aus ihrer Träumerei erweckt, erblickte aufschauend einen alten Armen, der sein verwittertes Gesicht, seinen weißen Bart und seinen Kahlkopf durch die halbgeöffneten Fensterläden wies. Sie stand auf, nahm aus dem Schranke eines von jenen dicken runden Broden, genügend, um drei ausge-

hungerte Bettler zu sättigen, und sagte, zum Fenster zurückkehrend:

„Hier, armer Mann, Gott steh' Euch bei!"

Aber der alte Bettler, anstatt seinen Quersack zu öffnen, nahm mit der einen Hand das Brod, und legte mit der andern ein Papier auf das Fenstergesims, ganz leise zu Felicien sagend:

„Ich habe mich erboten, die Antwort zu bringen." Dann fügte er mit lauter Stimme bei, seinen fahlen Blick in das Innere des Salons tauchend, worin er Jemand im Halbschatten gewahrte, „Gott vergelt's Ihnen, meine gute mildthätige Dame! Stehen Sie einem armen Kranken bei, der Sie um Hülfe bittet. Seit einer Woche leid' ich an Fieberfrost, und habe nur Bachwasser zu trinken."

„Meine Tochter, hol ihm etwas Geld," sagte die gute Madame Dalange halblaut.

Die junge Frau eilte hinaus, ging in ihr Zimmer hinauf, und das Papier mit zitternder Hand entfaltend, las sie diese mit Bleistift auf ein zerrissenes Blatt hingeworfenen Worte:

„Mein Versteck ist entdeckt, in jedem Augenblicke „kann ich verhaftet werden, wenn ich bleibe. Ich hätte „heute schon abreisen sollen, denn eine Stunde Verzö„gerung kann mich verderben. Aber ich will Sie wie„dersehen. Bedenken Sie, daß dieß geschieht, um Ihnen „vielleicht auf ewig Lebewohl zu sagen. Ich reise erst „um Mitternacht. Den ganzen Abend werde ich in der

„Allee seyn, wohin ich so oft vergebens gekommen bin, „und Sie erwarten. Ich werfe mich zu Ihren Füssen, „ich bitte Sie inständig. Ach! werden Sie kommen?"

Die junge Frau las rasch dieses Billet; dann, ohne nachzudenken, ohne zu zögern, nahm sie die Feder und schrieb: „Heute Abend um eilf Uhr in der Allée, ich werde dort seyn."

Sie kam mit einem Anscheine von Kaltblütigkeit herab, reichte ihr Billet dem Bettler, indem sie sich stellte, als gebe sie ihm Geld, und setzte sich wieder an das Fenster. Alles dieß war in weniger als zehn Minuten geschehen. Die junge Frau war von einer freiwilligen Regung von Edelmuth, Besorgniß und Schmerz hingerissen worden; aber als sie nachzudenken begann, fühlte sie eine Art von Bestürzung, und Gewissensbisse in ihrem Gemüthe auftauchen. Bis jetzt hatte sie nur zufällige Umstände verhehlt, welche sie mit Herrn von Altefaye zusammenbrachten; aber in diesem Augenblicke war es eine Handlung ihres Willens, ein strafbarer Schritt, um dessen Verschweigung und Verheimlichung es sich handelte; sie mußte lügen, ihre Großmutter hintergehen, und sich verstohlen, wider Jedermanns Wissen, zu diesem Rendez-vous schleichen. — Die arme junge Frau hatte den Maßstab ihres Vergehens an dem Schrecken und der Scham, von dem bloßen Gedanken verursacht, daß sie entdeckt werden könnte. Zwanzigmal war sie im Begriffe, sich in die Arme von Madame Dalange zu stürzen, und ihr Alles

zu gestehen; aber der Gedanke, daß Herr von Altefaye sie vielleicht beschuldigen würde, ihr Versprechen vereiteln gewollt zu haben, hielt sie zurück. Je näher die Nacht heranrückte, desto mehr fühlte sie ihre Angst, ihre Schrecken zunehmen; jedes Wort ihrer Großmutter machte sie schaudern und erröthen. Sie wagte es nicht, sie anzuschauen, um ihre unruhigen, alle Augenblicke von Thränen verschleierten Augen, auf den ruhigen und halb erloschenen Augen der alten Frau haften zu lassen; dennoch war sie immer entschlossen, ihr Versprechen zu erfüllen. Alles um sie her geschah wie gewöhnlich: die Mägde gingen und kamen singend; die Stumme arbeitete an einer Ecke des Tisches, und Madame Dalange sprach, zankte sanft, ertheilte ihre Befehle, und machte ihre Gänge aus dem Saale in die Küche, wie eine gute Hauswirthin.

„Ei!" sagte Magdalena, den Schrank öffnend, um das Gedeck zu holen, „es fehlt ein Brodlaib!"

„Wir haben ihn einem Armen gegeben," antwortete Madame Dalange.

„Gewiß dem alten Lumpe Bayon!" rief die Magd mit einer Art von Vorwurf aus; „der verdient kein Mitleiden, wie die andern Armen des lieben Gottes! Er stellt sich lahm, und erst heute hab' ich ihn, mit seinem wohlgefüllten Quersacke auf dem Rücken, die Einfahrt entlang wie einen Hasen laufen sehen. Vor dem Oratorium ankommend, ist er dem grünen Jäger begegnet, und hat sich ihm unverschämt genähert, um

ein Almosen zu erbitten. Er hat ihm eines gegeben, der würdige Herr; er hat ihm Geld gegeben, und vielleicht gar Silbergeld. Je größer der Lump, desto größer das Glück! sagt das Sprichwort."

Man speisete ein wenig eilig, wie gewöhnlich; dann kamen die Mägde, und setzten sich um den Tisch. Während die fleißigen Spinnerinnen ihre Spindel drehten, schaute Felicie mit Schrecken auf die Pendeluhr, deren Zeiger auf neun Uhr ging. Madame Dalange hatte schon ihren Spinnrocken verlassen, und sagte: „Du bist müde, meine Tochter; heute Nacht werden wir nicht wachen."

„Horchen Sie!" sagte Magdalena plötzlich, die Augen gegen das Fenster wendend; „man meint ein Geräusch in der Einfahrt zu hören."

„Ich höre nichts!" murmelte Felicie, erblassend und aufstehend, wie um die Stumme zurückzuhalten, welche, Magdalenens Geberde begreifend, zur Thüre geeilt war.

Ein kurzes Schweigen folgte diesen Worten, und man konnte deutlich das dumpfe Geräusch eines Wagens vernehmen, der in die Einfahrt rollte. Dann erhoben sich alle Frauenzimmer, und eilten an's Fenster. Die Nacht war finster, und man gewahrte im Dunkel zwei leuchtende Punkte, die rasch größer wurden; dann hörte man den Postillion mit der Peitsche klatschen.

„Herr von Ramsay kommt!" rief Felicie aus, mit einem unaussprechlichen Aufschwunge von Dankbarkeit und schmerzlicher Freude ihre Hände zum Himmel erhebend.

Er war's wirklich; zwei Minuten danach hielt die Postchaise vor der Thüre von Flambiers, wie sie vor etwas mehr als einem Jahre vor der Villa Meudon gehalten hatte, und der Arzt stieg aus, Felicien die Hand reichend, welche ganz außer sich ausrief:

„Mein guter Doctor! Ah, wie bin ich so glücklich, Sie hier zu sehen! Welch' guten Gedanken haben Sie gehabt, uns zu besuchen!"

„Ich fürchtete, so spät kommend, Sie zu stören, erwiederte Herr von Ramsay, Madame Dalange grüßend, die ihm herzlich die Hand reichte; „ich weiß, daß man auf dem Lande früh zu Bette geht, und ich war nahe daran, in einem Wirthshause zu übernachten; aber nur mehr drei kleine Meilen von Flambiers entfernt, hab' ich meinen Weg fortgesetzt, in der Hoffnung, daß man mich wohl entschuldigen möchte, wenn ich zu einer ungehörigen Stunde ankäme."

„Ah! das ist eine Eingebung des Himmels!" murmelte Felicie.

Die Ankunft eines Fremden war ein so seltenes Ereigniß, daß sie das ganze Haus in Aufruhr bringen mußte. Während Madame Dalange und Felicie Herrn von Ramsay in den Salon führten, rannten die Mägde verwirrt nach allen Seiten hin; in allen Zimmern sah man Licht und eine ungewohnte Rührigkeit, und hörte laute Stimmenausbrüche in der Küche, wo der Postillion eingetreten war, während Magdalena, mit einer Stocklaterne versehen, dem Bedienten des Herrn von

Ramsay die Postchaise abladen half, die vor der Thüre stand. Felicie dachte, all dieser Tummult würde Herrn von Altefaye in Kenntniß setzen, daß etwas Außerordentliches in Flambiers vorgehe, und er, einsehend, daß sie ihr Versprechen nicht erfüllen könnte, sich entfernen, betrübt über diesen Querstrich, aber doch glücklich, weil er die Gewißheit hatte, geliebt zu werden, und das Unterpfand und den Beweis ihrer Gefühle mit sich fortnahm. Man trug Herrn von Ramsay ein leichtes Abendessen auf, und Madame Dalange machte ihm die Honneurs ihrer Tafel mit einem liebreich artigen Benehmen. Nach den ersten Momenten der Freude und Herzensergießung waren Felicie und der Arzt wieder traurig geworden; sie blickten sich schweigend an, und fanden wechselseitig ein anderes Aussehen. Herr von Ramsay war blaß, abgemagert, und neuerliche Sorgen hatten seine edle Stirne mit Runzeln durchfurcht. Er betrachtete die junge Frau einen Augenblick mit bewegtem Blicke, und sagte halblaut zu ihr, während Madame Dalange einen Moment weggegangen war, um Anordnungen zu treffen.

„Sie haben gelitten, Felicie?"

„Das ist jetzt vorbei," erwiederte sie seufzend.

In diesem Augenblicke schlug die Pendeluhr die zehnte Stunde. Die junge Frau fuhr zusammen, und fügte bei: „Die Vorsehung hat über mich gewacht."

„Ihre Ruhe, der Friede Ihres Herzens, waren einen Augenblick verloren?" sagte der Arzt mit veränderter

Stimme; „Sie hätten beinahe die Qualen gekannt, denen so viele starke Seelen unterliegen?"

„Glauben Sie, mein Freund, daß die Liebe niemals glücklich macht?" sagte Felicie treuherzig.

Bei dieser Aeußerung schaute sie Herr von Ramsay mit einer so schmerzlichen, so herznagenden Miene an, daß sie ihre Augen senkte, und es bereute, ihren Gedanken so freiwillig eröffnet zu haben.

„Unbesonnene! Sie glauben das Glück in der Liebe zu finden!" sagte er mit Aufregung und Bitterkeit. — „Ja, vielleicht, wenn Sie einen Ihrer würdigen Mann fänden," er schwieg plötzlich: Madame Dalange kam zurück.

Diese Worte vernehmend, fühlte die junge Frau die Regung des Vertrauens sich schwächen, welche sie hinriß, ihr Herz einem so theuern Freunde zu öffnen. Sie fürchtete, er möchte ihre Gefühle streng beurtheilen, ihre Hoffnungen verwerfen, und es dünkte ihr, daß sie es nie wagen würde, den Namen des Herrn von Altesaye in seiner Gegenwart auszusprechen. Unruhig, und von einer peinlichen Traurigkeit erfaßt, lauschte sie dem Geräusche draussen; sie glaubte, von Zeit zu Zeit die Tritte des Herrn von Altesaye tief in der Allee zu hören. Einmal wagte sie es, sich dem Fenster zu nähern; aber sie sah Niemand, und hörte nur das Rauschen des Windes im sonoren Blätterwerke der Lorberen. Die Abendgesellschaft verlängerte sich indessen, und es war eilf Uhr vorbei, als Madame Dalange, ein Licht nehmend, den Arzt selbst in das für ihn bestimmte Gemach

führen wollte. Felicie begab sich dann in ihr Zimmer, und als ihr das im Hause herrschende Schweigen verkündete, daß Jedermann zur Ruhe gegangen, öffnete sie sachte ihr Fenster. Herr von Altefaye stand am Fuße der Mauer, und Felicie fand auf dem Fenster folgendes mit Bleistift geschriebene Billet:

„Wenn nicht ein Wort von Ihnen mich Ihrer Liebe, „Ihrer Treue versichert, bleib' ich, ich liefere mich meinen Feinden aus!"

Mit zitternder Hand nahm die junge Frau die Feder, und schrieb auf das nämliche Billet:

„Um's Himmels willen, denken Sie an ihre Sicherheit. Reisen Sie! Reisen Sie; und bauen Sie auf das Versprechen, das ich Ihnen gebe, Niemanden anzugehören, als Ihnen.

„Felicie von Clavières."

Dann dieses Billet in die gestickte Ecke ihres Taschentuches knüpfend, warf sie es Herrn von Altefaye zu, und winkte ihm mit der Hand Lebewohl. Er hob das Taschentuch auf, machte eine Geberde, wie es an seine Lippen zu drücken, und entfernte sich rasch. Die junge Frau verweilte an ihrem Fenster bis zu dem Augenblicke, da der Hahnenschrei ihr verkündete, daß es Mitternacht geschlagen hatte. Am andern Tage begab sie sich schwach, niedergeschlagen, aber ruhig, frühzeitig zu Herrn von Ramsay; es war einer von jenen lieblichen Morgen, an denen man auf den Feldern tausend verworrene und sanfte Töne hört; der Himmel war von

einem leichten Nebel verschleiert, welcher den Glanz der Sonne milderte, und über die ganze Natur sich hinbreitete, wie ein über einem Korbe von Blumen und Laubwerk wehender Flor. Herr von Ramsay und die junge Frau setzten sich auf die Steinbank unter das Schirmdach der hundertjährigen Lorber- und Cypressenbäume, welche Flambiers in ihren ewigen Schatten hüllten. Der Arzt war tief betrübt.

„Mein Kind," sagte er mit einer liebreichen Stimme, aber ohne die Augen zu Felicien aufzuschlagen, „Sie haben gestern eine Anvertrauung begonnen."

Sie lächelte schwach, und schüttelte den Kopf; es war vorbei; nichts konnte mehr ihre Zurückhaltung und ihre Schüchternheit überwinden. Herr von Ramsay merkte vielleicht, daß sie etwas tief in ihrem Herzen bewahre; aber er besaß nicht die Kraft, in sie zu dringen, und fuhr fort, fast glücklich, sich selbst zu täuschen.

„Ich hatte Sie also gestern falsch verstanden, und mich geirrt, dem Himmel sey's gedankt! meine liebe Felicie."

Nun trat Schweigen ein; dann fuhr die junge Frau fort: „Sie werden einige Tage mit uns verleben, mein guter Doctor?"

„Ach! nein," antwortete er; „ich reise morgen wieder ab, —" und als Felicie ob dieser Antwort betrübt schien, fügte er bei: „aber ich werde den ganzen Sommer zu Ramsay zubringen; wir werden nur durch eine Strecke von zwanzig Meilen getrennt seyn, und sollten

Sie meine Anwesenheit wünschen, so würde ich sogleich kommen."

„Mein bester Freund!" murmelte sie gerührt, ihn, wie ehedem, bei der Hand fassend.

Er bebte, als er diese sanfte und frische Hand die seinige drücken fühlte, und blieb wie vernichtet von dieser harten Glücksempfindung; dennoch drückte seine Miene nur kalte Ruhe aus, und mit gelassenem Tone erwiederte er: „Haben Sie einige Nachrichten von Ihrer Schwester, mein Kind?"

Felicie hatte eben einen von jenen Briefen bei sich, worin das Fräulein von Clavières ihre Pläne zu prächtiger Verschwendung auseinander setzte, und die junge Wittwe zu kommen einlud, um ihre Freuden und Feste zu theilen. Der Arzt las ihn mit einem Seufzer, und sagte, ihn Felicien zurückgebend:

„Sie hat recht, mein Kind; suchen Sie lustig zu seyn, kehren Sie in die Welt zurück; hier sind keine Leidenschaften zu fürchten."

Der Eintritt der Madame Dalange unterbrach diese Unterredung, die, bei längerer Dauer, vielleicht mehr Vertrauen, mehr Offenherzigkeit hätte herbeiführen können, und die Gelegenheit, sie wieder anzuknüpfen, zeigte sich den ganzen Tag nicht. Am andern Morgen reisete Herr von Ramsay trauriger und mit blutenderem Herzen wieder fort: er nahm einen Zweifel mit, eine geheime und nagende Unruhe. Am nämlichen Tage schrieb Felicie ihrer Schwägerin, und erzählte ihr harmlos den

von ihrem Freunde in Flambiers ihr gemachten Besuch. Die Abreise des Herrn von Altefaye hatte sie einigermaßen beruhiget; ohne eben zu wissen, in welche politische Händel er verwickelt war, sah sie ein, daß er sich mehr in einer falschen Stellung, als in einer großen Gefahr befinde, und sie hoffte, daß er bald wieder, frei und ruhig, seinen Platz und seinen Rang in der Gesellschaft würde einnehmen können. Es dünkte ihr, daß sie sich dann wiederfinden, und alle zwischen ihnen bestehenden Hindernisse von selbst sich ausgleichen würden. Einige Tage später empfing die junge Wittwe zwei Briefe zugleich: der eine von Herrn von Altefaye meldete ihr, daß er in Paris eingetroffen sey, und aus den Verlegenheiten und Gefahren seiner Lage bald zu kommen hoffe. Nach den zärtlichsten Liebesbetheuerungen bat er sie inständig, ihm zu schreiben, und fügte bei, daß er ihre Antwort mehr erwarte, als hoffe. Der andere Brief war von dem Fräulein von Clavières. Als sie gehört, daß Herr von Ramsay einen Tag bei Felicien zugebracht, daß er nur einige Meilen von Flambiers lebte, wäre das unglückliche Mädchen beinahe selbst nach der Provence abgereiset. Allein sie hatte dann bedacht und berechnet, daß der Versuch besser sey, die junge Wittwe alsogleich nach Paris zurückzubringen. Mit diesem Vorsatze schrieb sie ihr den liebevollsten Brief. Sie vergoß Thränen über ihre Trennung; sie schilderte ihr die Freuden, die Siege, die ihrer in der Gesellschaft harrten; zuletzt drang sie lebhafter als jemals in sie,

zurückzukehren, wär's auch nur, um einem jener prächtigen Feste anzuwohnen, denen nur ihre Gegenwart fehle. Diese beiden Briefe versetzten Felicien in lebhafte Gemüthaufregungen und große Bestürzung; es schien ihr nun, daß sie den Weg nach Paris zurück mit Freuden einschlagen würde; aber sie wagte nicht, ihrer Großmutter den Wunsch zu äußern, den sie hegte, auf einige Zeit ihre ruhige Einsamkeit zu verlassen. Träumerisch, bewegt, schwieg sie, oder antwortete der Madame Dalange mit beklommener Stimme. Auch die gute Dame war traurig, und ihr Ton gerührter, liebevoller als gewöhnlich. So verfloß der Tag. Abends, nach der Abendgesellschaft, als Felicie wie immer ihre Großmutter küßte, hielt diese sie sanft zurück, ließ sie auf ein Tabouret zu ihren Füssen sitzen, und sagte zu ihr:

„Meine Tochter, ich glaube, daß Du nichts Anderes thun kannst, als den dringenden Bitten Deiner Schwägerin nachgeben. Ich war selbstsüchtig; ich habe Dich lange für mich allein behalten, mein Engel; nun müssen wir scheiden. Du wirst in einigen Tagen abreisen.“

Und als Felicie, anstatt ihr zu antworten, sie küßte und weinte, das Gesicht auf ihre Schulter stützend, fügte sie hinzu:

„Du wirst wiederkommen, meine Tochter, Du wirst vielleicht bald wiederkommen, und wie werden wir dann so glücklich seyn, uns wiederzusehen!“

Eine Vorstellung von Robert der Teufel.

21.

Zehn Tage später, gegen Abend, waren das Fräulein von Clavières und Carbonnet in der Gallerie, deren Fenster sich auf einen breiten steinernen Balkon öffneten, der auf den Hof des Hôtels ging. Seraphine, an einem dieser Fenster sitzend, die Stirne auf die Hand gestützt, mit unruhiger und bewegter Miene, öffnete von Zeit zu Zeit den Vorhang halb, und schaute in den Hof. Carbonnet, ein wenig hinter ihrer Gebieterin stehend, betrachtete sie mit einem zugleich zornigen und arglistigen Blicke. Feliciens Rückkehr erzürnte und verwirrte die böse Frau; sie war in einer sonderbaren Unruhe; denn obwohl sie das Vertrauen des Fräuleins von Clavières zu besitzen schien, erfuhr sie doch nichts mehr von ihren Absichten. Diese hatte es nicht für passend erachtet, sie von jener Art von Unabhängigkeit in Kenntniß zu setzen, welche Felicie dem Edelmuthe ihrer Großmutter verdankte, und diese Verschwiegenheit machte ihr Benehmen in Carbonnet's Augen fast unerklärbar, die sich innerlich über das, was sie des Fräuleins mondsüchtige Ideen nannte, lustig machte und entrüstete. Nach einem flüchtigen Blicke auf einen Haufen Tapezierergesellen, die in diesem Augenblicke, wie Comparsen der Oper, die Hände voll Blumengehänge und Blumen, durch den Hof gingen, rief sie aus:

„Wie gut das Fräulein auf die Anordnung eines

Festes sich verstehen! Der Gedanke zu diesem maskirten Ball und Soupé im Garten, konnte nur von Ihnen kommen. Dieß wird wie ein Mährchen aus Tausend und Eine Nacht seyn, und ich bin überzeugt, daß alle Journale davon sprechen werden."

„Sie sollte seit heute früh hier seyn!" murmelte das Fräulein von Clavières, ohne auf Carbonnet's Aeußerung zu achten, indem sie ihren fahlen Blick mit einem Ausdrucke von Unruhe, von bitterer Ungeduld, in den Hof schweifen ließ; „wenn sie ihr Vorhaben geändert, wenn sie auf diese Reise verzichtet hätte!"

„Das Fräulein denken an die schöne Reisende, welche Sie erwarten," sagte Carbonnet mit einem boshaften Lächeln. „Welche Güte!"

„Haben Sie meine Befehle vollzogen?" unterbrach sie das Fräulein von Clavières; „meine Schwester muß sich hier wohl fühlen, sie muß gerne da seyn, sich ergötzen, da bleiben! Als ich sie nach dem Tode meines Bruders hieher brachte, mußte sie sich langweilen; Alles widerte sie an, allein, schlecht bedient in ihrer Wohnung. Ich will, daß sie künftig Alles thue, was ihr beliebt, daß man ihr gehorche, daß sie ihre Leute habe."

„Ich habe die Weisungen des Fräuleins vollzogen," antwortete Carbonnet demüthig; „Frau von Clavières wird zwei Zofen und einen Kammerdiener zu ihrer Verfügung haben; dieß genügt, glaub' ich, mit der Stummen, welche sie zurückbringt."

Und nach kurzem Schweigen fuhr sie fort: „Wel-

ches Glück für sie, von einer so guten und so edelmüthigen Person abzuhangen, wie das Fräulein sind! Ich hätte ihr ein so schönes Loos nicht geweissagt; in ihrer Lage schien das Glücklichste, was ihr begegnen konnte, eine Vermählung mit dem Herrn Grafen von Albys: das Fräulein hatten vor einigen Monaten diese Idee."

„Ich habe darauf verzichtet," antwortete Seraphine trocken.

„Und der Herr Graf von Albys auch; denn er hat seinen Augenschirm, seine schwarze Nachtmütze, und seinen braünen Schlafrock wieder genommen," versetzte Carbonnet mit sardonischem Tone. „Wer weiß, ob er nicht auf den Einfall gerathen wird, morgen in diesem Costüm auf dem Balle zu erscheinen. Dieß wäre jenes des Kranken in der Einbildung."

Und als das Fräulein von Clavières, geärgert durch diesen etwas vertraulichen Scherz, ihr einen verachtend zornigen Blick zuwarf, beeilte sie sich, unterwürfig beizufügen: „Man spricht allgemein von dem Costüm, welches sich der Herr Graf Lucian von Froidesaigues für den morgigen Ball bestellt hat; es ist jenes eines venetianischen Nobile, und er hat es nach einem in der Gallerie seines Herrn Onkels befindlichen Porträte machen lassen; man versichert, daß er um den Hals eine Kette von Edelsteinen tragen werde, die wohl zehntausend Francs werth seyn mag."

„Was sagt man sonst vom Grafen Lucian?" fragte Seraphine; „haben Sie seine Leute sprechen hören?"

Carbonnet zuckte die Achseln, und seufzte, die Augen verdrehend.

„Spricht man Böses von ihm?“ fügte das Fräulein von Clavières hinzu.

„Dieß eben nicht,“ antwortete Carbonnet; „Gott bewahre mich übrigens, die schlechten Aeußerungen zu wiederholen, die man auf seine Rechnung zum Besten geben könnte! Seine Leute erzählen, daß er äusserst originell ist, und daß man keine Vorstellung von dem Leben habe, das er führt, wenn er nicht im Hause seines Herrn Onkels ist. Er hat seine Tour durch Europa zu Fuß gemacht, durcheinander mit geringen Leuten, Künstlern, gelebt, und wie sie, mit seinen Händen gearbeitet. Sein Character ist sehr wild; es gefällt ihm nicht in der schönen Welt; er ist stolz, eigensinnig, und niemals in ein Frauenzimmer verliebt gewesen.“

„Sie sind übel berichtet,“ erwiederte Seraphine verächtlich, den Kopf abwendend, in ihren Armstuhl sich zurücklehnend. Eine Minute danach stand sie rasch auf, und rief, dem Balkone sich nähernd: „Da ist sie!“

Sie hatte sich nicht geirrt; die beiden Flügel des großen Thorweges thaten sich auf, und der Wagen fuhr in den Hof.

Das Fräulein von Clavières ging nun Felicien entgegen, die rasch die Treppe heraufkam. Beide blieben, sich wiedersehend, mit einer Bewegung peinlicher Ueberraschung stehen. Seraphine fand, daß der Aufenthalt auf dem Lande der jungen Frau wie einer Blume neue

Schönheit, eine lieblichere Frische verliehen habe, und Felicie glaubte ein gräßliches Skelett zu erblicken, das ihr mit offenen Armen entgegenlief. Das Fräulein von Clavières war in der That sehr verändert. Die traurigen Leidenschaften, deren Beute sie war, die heftigen und beständigen Unruhen, in denen sie lebte, hatten ihre Gesundheit tief erschüttert, und die äusserste Magerkeit vermehrte, wo möglich, ihre Häßlichkeit.

„Meine liebe Seraphine!" rief die junge Frau aus, ihr holdseliges Gesicht diesem schrecklichen Kopfe nähernd; „Sie erwarteten mich!"

„Seit diesem Morgen," antwortete das Fräulein von Clavières, sie in ihre Wohnung führend; „wissen Sie, daß Sie gerade recht kommen? Morgen haben wir einen Ball: ich feiere Ihre Rückkunft."

„Meine Schwester," sagte Felicie schwankend, „dieses Leben voll Zerstreuung und Vergnügen ermüdet Sie ein wenig, scheint mir."

„Im Gegentheile, es dient zu meiner Erholung," erwiederte Seraphine mit dumpfer Stimme.

Die junge Frau ging ganz geblendet durch die Salons, worin man bereits die Vorbereitungen zum Balle machte. Ihre Wohnung betretend, fand sie die Einrichtung durchaus erneuert; die Verschwendung ersetzte die Eleganz; Alles war unerhört reich und prächtig. Sie blieb auf der Schwelle ihres ganz mit Purpurdamast ausgeschlagenen Zimmers stehen, und ließ ihren Blick über alle diese Wunder hinschweifen, mit schwa-

chem Lächeln murmelnd: „Meine liebe Seraphine, Sie umgeben mich mit zu viel Pracht; ich bin nicht mehr daran gewöhnt. Wenn Sie wüßten, was für ein bescheidenes Zimmerchen ich zu Flambiers bewohnte!"

„Es ist mir daran gelegen, daß Ihnen dieses besser gefalle, und deßwegen hab' ich alle Sorgfalt angewendet, es zu verschönern," versetzte das Fräulein von Clavières; „meine Befehle wurden aufgefaßt: dieß Alles ist wirklich besser, als die frühere Einrichtung. Meine Absicht war, daß Sie bei Ihrem Wiedereintritte hier nichts mehr erkennen sollten. Nur in diesem Cabinete wurde nichts geändert, weil Sie den Schlüssel mitgenommen hatten."

„Mein Maleratelier!" sagte Felicie, ein wenig verwirrt; „o! es liegt nichts daran; es wird lange verschlossen bleiben."

Das Fräulein von Clavières entfernte sich sodann. Einen Augenblick danach trat Carbonnet ein, und stellte Felicien mit vielen Ceremonien die Leute vor, welche sie bedienen sollten. Dieß waren zwei Kammerzofen und ein großer Bursche mit ehrerbietig unverschämter Miene, verwegenem und unterwürfigen Blicke, kurz ein wahres Musterbild von einem Lakeien.

„Gut!" sagte Felicie gütig; „gehen Sie! Man wird eintreten, wenn ich klingle."

Als sie fort waren, wendete sie sich lächelnd zur Stummen, die in einer Ecke stand, Thränen in den Augen, und sagte ganz laut zu ihr, wie wenn das

arme Geschöpf sie hätte hören können: „Nun, Du wirst mich nicht verlassen; ich will nur von Dir bedient werden!“

Der Tag neigte sich zu Ende; Felicie blickte seufzend um sich her, und machte der Stummen ein Zeichen, die Kerzen anzuzünden; dann nahm sie, bevor sie sich ankleidete, um in den Salon zu gehen, ein Blatt Papier, und schrieb nur diese Worte: „Frau von Clavières ist heute Abend in Paris angekommen.“ Nach Versiegelung dieses Blattes, setzte sie die ihr von Herrn von Altefaye bezeichnete Adresse darauf, und dem Kammerdiener schellend, befahl sie ihm, diesen Brief auf der Stelle zu überbringen. Als dieß geschehen war, ließ sie sich ankleiden, und begab sich in den Salon.

„Wir werden heute allein seyn,“ sagte Seraphine zu ihr; „ich habe den Herrn Grafen von Albys von Ihrer Ankunft nicht in Kenntniß setzen lassen, und weil wir morgen ganz Paris haben werden, wird diesen Abend Niemand zu uns kommen. Wenn Sie nicht zu ermüdet wären, könnten wir eine Stunde in der Oper zubringen; man spielt Robert der Teufel.“

„Gerne, meine Schwester,“ antwortete Felicie.

Sie warf einen flüchtigen Blick auf ihr einfaches Musselinkleid, knüpfte noch einmal die Schleife des Bandes, welches ihre schlanke Taille umschloß, näherte sich dann einem Blumengestelle, pflückte zwei Alexandriarosen, steckte sie in ihre Haare, betrachtete sich einen Augenblick im Spiegel, die dichten Haare glättend, welche

das reine und reizende Oval ihres Antlitzes umgaben, und sagte, über ihre Schönheit treuherzig lächelnd: „Ich bin fertig.“

Das Fräulein von Clavières hatte ihren Zofen geklingelt, um so ihre Toilette zu vervollständigen; die Eine bedeckte ihr die Schultern mit einem Mäntelchen von englischen Spitzen; die Andere reichte ihr einen entzückenden Kopfputz, eben von Baudran gesendet. Seraphine ließ sich die Falten der kostbaren Spitzen ordnen, dann nahm sie ihren Kopfputz, ohne ihn auch nur anzusehen, setzte ihn mit der nämlichen Geberde auf, wie ein Lumpensammler seine Kappe von Fischotterfell, und sagte zur jungen Frau: „Gehen wir.“

In der Oper waren viele Leute, und die Ankunft des Fräuleins von Clavières erregte, wie gewöhnlich, einiges Aufsehen. Diese Häßlichkeit, seltener als die seltenste Schönheit, genoß das traurige Vorrecht, überall bemerkt zu werden. Aber Seraphine war daran gewöhnt, die Blicke so auf sich zu ziehen; unerschrocken nahm sie den Vorderplatz der Loge ein, während Felicie, bestürzt und verwirrt, sich ein wenig rückwärts setzte, und einen schüchternen Blick in das Parterre warf.

„Heute ist's sehr voll; es ist schon lange, daß ich die schöne Welt nicht mehr so zahlreich in der Oper gesehen habe,“ sagte das Fräulein von Clavières, mit ihrem Blicke alle Logen musternd. „Ich bemerke auch viele von meinen Bekannten, unsere Gäste von morgen.

Da unten seh' ich den Neffen des Herrn von Albys, den Grafen Lucian von Froidesaigues."

Felicie wendete den Kopf mit einiger Gemüthsaufregung, und in gleicher Richtung schauend, wie Seraphine, gewahrte sie in einer der offenen Logen der ersten Reihe einen sehr schönen jungen Mann, dessen ernstes und edles Gesicht völlig dem Vorbilde entsprach, das sie sich entworfen hatte; wohl war dieß der stolze und melancholische Geliebte von Miß Diana. Die junge Wittwe wagte es kaum, ihn anzublicken, und doch begegneten sich ihre Blicke in dieser gedankenschnellen Bewegung; alsogleich wendete sie ihre Augen ab; doch im nämlichen Momente wäre ihr beinahe ein Ausruf der Ueberraschung entschlüpft; ihr Blick, zu den Orchestersitzen hinabgleitend, hatte Herrn von Altefaye erkannt; auch dieser bemerkte sie, und heftete sein schwarzes und glänzendes Auge auf sie.

Feliciens erster Eindruck war ein unruhiges Erstaunen gewesen; aber bald empfand sie nur mehr eine süße Freude; die Anwesenheit des Herrn von Altefaye in der Oper, bewies ihr, daß er von seinen politischen Feinden nichts mehr zu fürchten habe, und fortan nicht mehr gezwungen seyn würde, sich zu verstecken, um sich der ihn so lange bedrohten Aechtung zu entziehen. Gaston von Altefaye glich übrigens nicht mehr dem grünen Jäger; sein Aeußeres zeigte eine vollendete Eleganz, und konnte man etwas daran tadeln, so war's eine zu weit getriebene Gesuchtheit, ein allzu raffinirter Dan-

dysmus. Die junge Wittwe dachte dann, daß er ihr Billet schon mußte erhalten haben, und ohne Zweifel am andern Tage im Hôtel Clavières erscheinen werde. In dieser Voraussicht glaubte sie Seraphinen von diesem Besuche vorläufig in Kenntniß setzen zu müssen, und sagte zu ihr, nicht ohne einige Verlegenheit: „Ich sehe auch Jemand von meiner Bekanntschaft, einen jungen Mann, den ich in der Provence einigemale zu sehen Gelegenheit hatte, den Herrn Baron von Altefaye."

„Gewiß wird er Sie besuchen, und Sie werden ihn mir vorstellen," erwiederte das Fräulein von Clavières, die junge Frau beobachtend; „wenn Sie mir sein Adresse sagen könnten, würde ich ihm für morgen eine Einladung senden."

Felicie erwiederte nichts auf diesen arglistigen Antrag, und fuhr fort, mit ihrem Fächer spielend: „Kennen Sie Herrn von Altefaye nicht dem Namen nach?"

„Ich erinnere mich seiner nicht," versetzte Seraphine nachlässig; „ich kann mir keinen Namen merken; aber vielleicht werde ich, wenn ich ihn sehe, sein Gesicht wieder erkennen; wenn er in vornehme Gesellschaft kommt, muß ich ihn getroffen haben."

„In die vornehmste, glaub' ich," sagte Felicie lächelnd.

Die beiden Schwägerinnen entfernten sich vor dem Ende der Oper. Das Fräulein von Clavières kämpfte offenbar mit einer Art körperlichen Leidens; ungeachtet ihres kräftigen Willens, sich zu zerstreuen und zu un-

terhalten, befiel sie auf Augenblicke eine leichte Schläfrigkeit, welche die Wirkung der Ermüdung zu seyn schien.

„Mein Gott, meine Schwester, Sie sind nicht wohl!" sagte Felicie, in's Zimmer tretend, zu ihr; „Sie scheinen sehr erschöpft."

„Ja," antwortete sie bitter, „es scheint in dem Augenblicke, da die Müdigkeit mich befällt, daß ich einiger Stunden Ruhe bedürfe. Wohlan! sobald mein Kopf auf dem Kissen ruht, werden meine Augen offen bleiben, und meine Nacht in schrecklicher Schlaflosigkeit verfließen. Schon seit vielen Monaten hab' ich nicht geschlafen!"

„Ach! und Sie denken daran, uns Feste zu geben!" rief Felicie betrübt und bis zu Thränen gerührt aus.

„Dieß zerstreut mich," versetzte das Fräulein von Clavières mit treuherziger Selbstsucht.

Die junge Wittwe begab sich traurig in ihre Gemächer. Durch das Vorzimmer gehend, sah sie den Kammerdiener und Carbonnet in eifriger Unterredung.

„Ich hab' Ihnen einen Auftrag gegeben," sagte sie zu ihm.

„Ich habe den Brief von Madame selbst übergeben," erwiederte er mit untergeschlagenen Augen und einem unmerkbaren Lächeln.

Felicie ging fort.

Die Physiognomie dieses Menschen hatte ihr mißfallen, und sie sagte zur Beschließerin, die ihr folgte: „Wer ist denn dieser große Bursche, den Sie zu mir gethan haben? Kennen Sie ihn, Madame Carbonnet?"

„Madame können versichert seyn, daß ich nicht den Nächsten Besten zu Ihnen gethan hätte," antwortete diese mit einem zuversichtlichen Tone; „Herr Etienne hat die besten Bürgen; er diente mehrere Jahre bei dem Herrn Grafen Lucian von Froidesaigues."

„Er war noch vor einem Jahre in seinen Diensten?" unterbrach sie Felicie, sich plötzlich erinnernd, daß der Kammerdiener, welcher Miß Diana heimlich zu seinem Herrn gebracht, Etienne hieß.

„So ist's," antwortete Carbonnet, ein wenig erstaunt, daß Frau von Clavières das Personal des Hauses Albys so gut kannte.

Felicie sann einen Augenblick nach; sie erinnerte sich der ganzen Unterredung dieses Menschen mit dem Vertrauten von Miß Diana, und der abscheulichen Kaltblütigkeit, womit Beide eine Art Hinterhalt beriethen, dem das unglückliche junge Mädchen wider ihr Wissen durch Selbstmord entgangen war; dann, ihr Nachsinnen beendend und ihre Stimme erhebend, sagte sie mit einer, bei ihr ungewöhnlichen, Entschiedenheit und Festigkeit:

„Madame Carbonnet, ich wünsche nur von den Zofen bedient zu werden, die Sie in meine Dienste nahmen; morgen werden Sie diesen Kammerdiener entlassen."

„Haben es Madame wohl überlegt?" stotterte Carbonnet.

„Ja," unterbrach sie Felicie; „daß dieser Mensch mir

morgen nicht mehr vor die Augen trete! Sie können sich entfernen, Madame Carbonnet."

„Sie spricht wie das Fräulein," murmelte die Beschließerin, wüthend und bestürzt fortgehend; „und ich muß ihr gehorchen! Ah! sie will, daß Etienne das Haus verlasse! daß ich ihn davonjage! ich, ich selbst! Wohlan! Wir wollen sehen! Ich besitze schon zwölfhundert Francs Renten. Er hat keinen Sou; aber das thut nichts."

Sie suchte den Kammerdiener auf, und setzte ihn von seiner Ungnade in Kenntniß. Der große Spitzbube hörte sie mit der vollkommensten Kaltblütigkeit an.

„Was verschlägt's mir, daß man mich fortschickt?" versetzte er, die Achseln zuckend; „ich habe schon die Aussicht auf einen andern Dienst."

„Und dieß tröstet Sie!" unterbrach ihn Carbonnet mit einer Miene zärtlichen Vorwurfes; „ah! Herr Etienne, ich wähnte, daß Sie Ihren alten Bekanntschaften anhänglicher wären!"

„Personen, die eine schlechte Meinung von mir haben!" entgegnete der Kammerdiener mit heuchlerischem Tone, „Personen, die meiner Aufführung mißtrauen, die vielleicht glauben, daß ich ein Trunkenbold, ein Liederlicher, ein Taugenichts sey!"

„Und die Ihnen wohl wollen, ungeachtet Ihrer Fehler," unterbrach sie Carbonnet; „schlechtes Subjekt, Sie werden es dahin bringen, mich eine Thorheit begehen zu machen!"

Während dieß im Vorzimmer geschah, entkleidete sich die junge Wittwe, allein in ihrem Schlafzimmer mit der Stummen, langsam, und gedachte der sonderbaren Ereignisse des Abends; sie dachte an Herrn von Altefaye, und durch eine unerklärbare Rückkehr zu andern Eindrücken, war sie auch mit einem andern Bilde beschäftiget. Das edle und ernste Antlitz des Grafen Lucian hatte sie sehr überrascht, und sie gestand sich mit treuherziger Ueberzeugung: „Ich begreife, daß Miß Diana den Verlust ihrer Liebe nicht überleben konnte!“

Ein unvorhergesehenes Zusammentreffen.

22.

Es war ungefähr drei Uhr Nachmittags; die beiden Schwägerinnen hatten sich in den Salon begeben, um Herrn von Albys zu empfangen, der Felicien vor der Ballstunde seine Aufwartung machen wollte. In einem Armstuhle sitzend, das Kinn auf seinen Stock gestützt, seinen Schirm von grünen Taffet über die Augen herabgezogen, sprach er wie gewöhnlich, und hielt seinen Monolog, ohne jemals die Antwort zu verlangen. Während der langen Abwesenheit der Frau von Clavières, war der gute Mann von der ganzen Höhe seiner Ansprüche wieder herabgestürzt; er hatte seiner jüngsten Flamme entsagt, und noch tauber, noch gepeinigter von der Gicht, behielt er von seiner früheren Rückkehr zu den jugendlichen Neigungen nur einen gewissen Geschmack

an Gesellschaft und sehr prächtigen Vorkehrungen. Das Beispiel des Fräuleins von Clavières steckte ihn an; auch er wollte seinen Salons wieder öffnen, und beschäftigte sich in diesem Augenblicke mit dem Programme eines Festes, bei welchem sein Neffe, der Graf Lucian, ihm die Honneurs sollte machen helfen. Felicie wähnte, daß Herr von Froidesaigues bei seinem Onkel wieder völlig zu Gnaden aufgenommen sey, und empfand darüber eine lebhafte Zufriedenheit: bei dem Billigkeitsgefühle ihres Gemüthes würde sie untröstlich gewesen seyn, wäre er wegen eines Vergehens, das er nicht begangen, enterbt worden. Das Fräulein von Clavières befand sich in der Doppellage von Abgeschlagenheit und fieberischer Aufregung, ihrem gewöhnlichen Zustande. Von Zeit zu Zeit stand sie auf, und schaute durch die Sommerläden auf die Menge von Arbeitern, die seit dem Morgen das Hôtel erfüllten, und die Empfangsgemächer ausschmückten. Schon waren die Salons verziert, und etwa zwanzig Gärtner noch beschäftiget, die Terrasse, das Blumenbeet und die Gebüsche des Gartens in eine feenhafte Landschaft umzugestalten, worin Orangen- und Palmbäume prangten, und neben Rosenhecken und Liliengruppen, die riesigen Blumen der tropischen Länder erblühten. Felicie, zugleich sinnend und heiter, betrachtete in Gedanken die in ihr Leben verwebten Contraste, und erinnerte sich an Flambiers, Vorbereitungen zum Balle treffend.

„Ein Besuch!“ sagte Seraphine plötzlich, welche von

dem Platze aus, den sie eben einnahm, bis in den Hintergrund des ersten Salon sah; „es ist ein Fremder, wie mir dünkt."

„Der Herr Baron von Altefaye!" meldete der Kammerdiener vortretend, um den halbherabgelassenen Thürvorhang zu öffnen, dessen Falten Felicien verhindert hatten, die eintretende Person zu gewahren.

Bei diesem mit lauter Stimme ausgesprochenen Namen, wurde die junge Frau vor Gemüthsbewegung ganz blaß; das Fräulein von Clavières schüttelte mit einer Art von Lächeln den Kopf, und der Graf von Albys lüftete seinen Augenschirm, mit erstaunter Miene nach der Thüre blickend. Der junge Mann trat ein, verneigte sich vor Felicien, die seinen Gruß erröthend erwiederte; dann wendete er sich gegen das Fräulein von Clavières, und verbeugte sich von Neuem.

„Meine Schwester," sagte dann die junge Wittwe, „der Herr Baron von Altefaye, von dem ich schon mit Ihnen gesprochen habe."

„Mein Neffe!" rief der Graf von Albys aus.

Bei dieser Stimme that der junge Mann einen Schritt zurück; eine Art von Verlegenheit, von Unruhe, von Unschlüssigkeit, erschien auf seinem Gesichte; aber alsogleich sich fassend, näherte er sich dem Herrn von Albys, und sagte mit Ungezwungenheit zu ihm: „Um Vergebung, mein Onkel; in der Eile, diese Damen zu grüßen, hatte ich Sie nicht bemerkt."

„Es hat nichts zu sagen, und folglich bedarf es

keiner Entschuldigungen gegen mich, mein Herr," erwiederte der Alte mit einem trockenen Tone. — Und zum Fräulein von Clavières gewendet, setzte er bei: „Ich habe Ihnen nie gesagt, mein Fräulein, daß ich einen andern Neffen hatte, als den Grafen Lucian von Froidesaigues."

„Ich weiß nicht, ich glaube nicht," antwortete Seraphine, die sich sehr wohl erinnerte, daß der Graf von Albys von diesem Neffen mit ihr nur gesprochen hatte, um ihr zu sagen, daß er ihn enterbte.

„Ich glaubte, mein Herr, daß Sie Paris dauernd verlassen hätten," fuhr der Graf fort, zu Gaston gewendet, ohne ihn anzusehen.

„Ah! mein Onkel, konnt' ich mich selbst zu einer ewigen Verbannung verurtheilen?" versetzte Herr von Altefaye mit einiger Verlegenheit. „Uebrigens bin ich noch nicht lange hier. Gestern besuchte ich zum erstenmale die Oper, wo ich die Ehre hatte, Madame und das Fräulein in ihrer Loge zu erblicken. Ich war sehr begierig, Robert der Teufel zu hören, dessen erste Aufführung während meiner Abwesenheit Statt gefunden hat." „Welch' ein herrliches Werk! Welche Sänger! Nicht wahr, Fräulein, daß es ein köstlicher Genuß ist, diese Musik zu hören?" fügte er bei, an Seraphinen sich wendend, „ein um so größerer Genuß, da es deren nicht viele andere in dieser Jahreszeit giebt? Paris hat mir übrigens erschrecklich traurig geschienen."

„Ich suche es heute Abend durch ein Fest aufzuhei-

tern," antwortete das Fräulein von Clavières, „und es würde mich sehr freuen, wenn Sie meine Einladung zu diesem Balle annähmen, der Sie an die Vergnügungen des Faschings erinnern würde, da er ein Maskenball ist."

Der junge Baron verbeugte sich mit einer Geberde der Annahme und lebhafter Dankbarkeit.

„Werden Sie kommen, mein Herr?" sagte der Graf von Albys, ihn starr anblickend.

„Ich werde mich hüten, eine so schöne Gelegenheit zu verlieren, wieder in der Gesellschaft zu erscheinen," antwortete Herr von Altefaye mit Entschiedenheit, aber mit der mühsam ungezwungenen Miene eines Mannes, der kühn am Rande eines Abgrundes zu gehen sucht. — Dann, im Gefühle, das Gespräch schlechterdings auf ein neutrales Gebiet führen zu müssen, fügte er bei, an Felicien sich wendend: „Begeh' ich, Madame, eine zu große Indiscretion durch die Frage, welches Costüm Sie heute Abend tragen werden?"

„Ich habe noch keinen Entschluß gefaßt, mein Herr," stammelte die junge Frau, welche, seit dem Beginne dieses Gespräches, ihre Ideen sich vermengen, und ihre Vernunft in unwillkürliche Vermuthungen und in Entdeckungen sich verirren fühlte, die sie abzuwehren sich bemühte.

„Diese Geheimnisse offenbart man gewöhnlich nicht vor der Ballstunde," sagte dann Seraphine; „aber Ihnen zu Liebe, mein Herr, will ich wohl unsere Geheimnisse verrathen; Frau von Clavières muß wählen zwischen

dem Costüme einer venetianischen Dame des sechzehnten Jahrhunderts, und dem kurzen Rocke, dem Sammetleibchen, und dem goldgesäumten Filzhute einer provencalen Bäuerin; Herr von Albys wird das Hofkleid anziehen, welches sein Urgroßvater bei der Salbung Ludwigs XV. trug; der Graf Lucian von Froidesaigues wird als venetianischer Nobile erscheinen. Und Sie, mein Herr, werden Sie noch Zeit finden, eine Vermummung für heute Abend zu Stande zu bringen?"

„Ja, mein Fräulein, ich hoffe es," antwortete er; „mein Costüm wird minder prächtig, aber origineller seyn, glaub' ich, als jenes meines Onkels und meines Vetters: ich werde mich als Tirolerjäger maskiren, — und ich bitte um die Gunst, den ersten Contretanz mit der provençalen Bäuerin zu tanzen," fügte er bei, gegen Felicien gewendet, welche diese Einladung mit einem einfachen Kopfnicken annahm.

Der Graf von Albys, für welchen die ganze Unterredung auf der gewöhnlichen Tonleiter nur eine Reihe unterbrochener Aeußerungen war, wendete sich zu Herrn von Altefaye, und sagte zu ihm in einem halb mürrischen, halb arglistigen Tone: „Viele Leute werden überrascht seyn, Baron, Sie heute Abend auf dem Balle zu treffen. Der Graf Lucian erwartet dieses Zusammentreffen gewiß nicht. Wir waren überzeugt, daß Sie Ihren Freund, Raimund von Maussanne, nach Belgien begleitet hätten, und Sie auf jenem gastfreundlichen Boden bessere Tage erwarten würden."

Zum zweitenmale fühlte Herr von Altefaye das Dringende, die Unterhaltung von jeder unmittelbaren und persönlichen Angelegenheit abzuziehen. Anstatt auf die Bemerkung seines Onkels zu antworten, sagte er lebhaft: „Ich werde entzückt seyn, Lucian wiederzusehen! Es ist länger als ein Jahr, daß wir uns nicht mehr getroffen haben; wir haben uns seit dem Bruche seiner Vermählung mit jener armen Lady Diana Nevil, die ein so trauriges Ende genommen hat, nicht mehr getroffen!"

„Jene junge, vom Spleen befallene Engländerin, die sich vor ungefähr einem Jahre ertränkt hat?" fragte Seraphine, über diese Erinnerung betroffen; sie kannten sie, mein Herr?"

„Sie beehrte mich mit ihrer Freundschaft, ich darf es sagen," antwortete Herr von Altefaye mit einer Miene betrübter Empfindsamkeit; „sie schenkte mir großes Vertrauen, und ich erlaubte mir bisweilen, ihr Rathschläge zu geben. Ach! ich war lange bei ihr geblieben, selbst am Tage des unglücklichen Ereignisses."

Er fuhr mit der Hand über seine Stirne, wie um diese traurige Erinnerung zu verwischen, und hastig den Stoff des Gespräches wechselnd, fuhr er mit belebtem Tone fort, aber mit leiserer Stimme, um vom Grafen von Albys weder gehört noch verstanden zu werden: „Die politischen Meinungsverschiedenheiten in den Familien sind ein furchtbares Unglück!"

„Haben Sie sich deßwegen mit Ihrem Herrn Onkel entzweit?" fragte Seraphine nachlässig.

Herr von Altefaye machte eine bejahende Geberde, und murmelte seufzend: „Der Parteigeist verändert die Natur aller Gefühle.“

Während dieses Zweigespräches war Felicie unbeweglich und kalt geblieben; sie schwieg; kein Zeichen des Erstaunens, des Unwillens, des Schreckens, erschien auf ihrer unempfindsamen Stirne; aber ein eisiger Schweiß benetzte ihre Schläfen, ein innerer Schauder machte alle Fibern ihres Leibes beben, und sie fühlte eine Ohnmacht im Anzuge, je mehr die Wahrheit ihren Augen sich entschleierte, und sie in Herrn von Altefaye den Mann erkannte, den sie die niederträchtigste Verrätherei hatte überlegen hören, den unwürdigen Verwandten des Grafen Lucian, den infamen Vertrauten von Miß Diana Nevil. Sie erinnerte sich nun an die Klänge dieser Stimme, und selbst an den kurzen und dumpf belebten Ton, der ihr schon auffallend gewesen war, ohne, wie in diesem Augenblicke, ihre Erinnerungen zu wecken. Seraphine, über die starre Haltung erstaunt, die sie angenommen, fuhr in ihrem Gespräche mit Herrn von Altefaye fort, der seine Fassung behielt, immer mit geheimer Unruhe die unempfindsame Physiognomie der jungen Wittwe beobachtend. Der Graf von Albys zeigte sich wieder in seiner früheren Stellung, und schien nachzudenken, indem er das Kinn mit dem Elfenbeinknopfe seines Stockes streichelte. Herr von Altefaye verlängerte seinen Besuch, und zwar augenscheinlich in der Hoffnung, daß sein Onkel vor ihm fortgehen würde;

aber dieser widerstand fest mit der Hartnäckigkeit eines vertrauten Hausfreundes, und der junge Mann mußte sich zuletzt entschließen, die Partie aufzugeben. Er grüßte den Grafen mit kalter Ehrerbietung, versicherte dem Fräulein von Clavières, daß er einer der Ersten bei dem allerliebsten Rendezvous seyn würde, das Sie Allem gegeben, was von der schönen Welt in Paris geblieben, und ging fort, nachdem er sich mit einem Blicke voll Traurigkeit und Vorwurf vor Felicien verbeugt hatte.

„Meine Schwester, ich begreife Sie nicht!" sagte Seraphine, als er sich entfernt hatte; „Sie haben ihn sehr kalt empfangen, diesen armen jungen Mann, und ich bin überzeugt, daß er zufriedener mit meiner Aufnahme, als mit der Ihrigen fortgeht."

„Dieß geschah, weil seine Unterhaltung mich wahrhaft betrübt hat," antwortete die junge Wittwe mit einer Aufrichtigkeit, welche wider ihr Wissen das geschickteste Verstellungsmittel war; „an einem Balltage kommt er, uns zu erzählen, daß er der Vertraute und Freund dieses armen jungen Mädchens gewesen, das sich ertränkt hat! Dieß hat einen Eindruck auf mich gemacht, von dem ich mich noch nicht erholt habe."

Bei diesen Worten näherte sie sich einem Fenster, um Luft zu schöpfen, und hinaus schauend, gewahrte sie Herrn von Altefaye, der in ein elegantes Tilbury stieg, das an der Haustreppe hielt. Etienne, dieser am nämlichen Morgen im Hôtel Clavières entlassene Die-

ner, setzte sich stolz neben ihn, kreuzte die Arme, sich zurücklehnend, und der leichte Wagen rollte im starken Trabe eines schönen Schweißfuchses dahin.

„Er hat seinen Mitschuldigen wieder gefunden!“ murmelte Felicie fast erschreckt von diesem Zufalle, der es vollendete, sie aufzuklären, und sich umkehrend, hörte sie Herrn von Albys zu Seraphinen sagen:

„Ich bin sein Onkel, es ist wahr; seine Mutter war meine leibliche Schwester; aber ich hab' ihn seit langer Zeit verläugnet. Er ist ein schlechtes Subjekt; würde er sein Vermögen auf eine noble Art verschwendet haben, so hätte ich ihm verzeihen können; aber er hat Schlimmeres gethan, als Dummheiten. Anstatt als ein Edelmann zu borgen, betrog er die Wucherer, die es doch dahin brachten, ihn einsperren zu lassen. Aus Sainte-Pélagie entflohen, worin ich ihn gewiß gelassen hätte, versteckte er sich, ich weiß nicht an welchem Orte, und man hörte nichts mehr von ihm sprechen. Ich weiß nicht, wie er es gewagt hat, der Gesellschaft und seinen Gläubigern gegenüber wieder zu erscheinen. Er wird irgend ein abscheuliches Mährchen jenen armen Leuten vorgemacht haben. Er wird sich irgend einer voraussichtlichen Heirath gerühmt haben, die seine Schulden bezahlen würde, eine Kleinigkeit von hunderttausend Francs.“

„O! Gott! mein Gott!“ murmelte Felicie, „das Heirathsgut, welches meine Großmutter mir gab!“

„Wenn er eine Dame findet, albern genug, ihm

ihr Herz zu reichen, ihre Hand und ihr Vermögen, desto besser für ihn!" fuhr Herr von Albys fort; „was mich betrifft, ich werde ihm nichts geben, nicht einmal meinen Segen!"

„Sie besitzen nicht das Herz eines Onkels, Herr Graf!" rief Seraphine aus, welche der Zorn des Alten in guten Humor versetzte. „Auf! Auf! die Stunde rückt heran; denken wir nur an den Ball!

„Ich will mich an meine Toilette machen," sagte die junge Frau, rasch hinausgehend."

Sie ging in ihre Wohnung, gab ihren Zofen einige Weisungen, dann sie in ihrem Zimmer lassend, inmitten ihrer prächtigen Lappen, trat sie in ihr Cabinet, und schloß sich darin mit doppelter Absperrung ein. Dann sank sie, von Schluchzen erstickt, auf die Knie, den Kopf auf den Divan gestützt, und beweinte im Uebermaße des Schmerzens, der Reue und Scham, den unseligen Irrthum, zu dem ihr Herz sich hatte hinreissen lassen. Ein Augenblick hatte hingereicht, ihre Leidenschaft auf immer zu vernichten, in ihrer Seele, ohne Rückkehr, den letzten Funken von Liebe auszulöschen. Der Vertraute von Miß Diana war für sie nicht der nämliche Mann, wie der grüne Jäger. Sie bedauerte selbst nicht jenes idealische, von ihrer Einbildungskraft erschaffene Wesen, dem sie einen so edlen Geist, einen so ritterlichen Character zugemuthet, und ihre Täuschung verwünschend, empfand sie nur mehr die Entrüstung einer durch die Spekulationen, die niederträchtigen Um-

triebe eines eigennützigen Verführers beschimpften Frau. Das Gefühl ihrer verletzten Würde gab ihr die Ruhe und die Kraft wieder; sie erhob sich traurig, aber von einem stillen Muthe beseelt, und besaß Selbstbeherrschung genug, um unter den in ihrem Zimmer ausgelegten Costümen dasjenige zu wählen, welches sie auf dem Balle tragen sollte.

Um acht Uhr Abends strich das Fräulein von Clavières noch im Ankleidemantel durch die schon geöffneten und erleuchteten Salons; sie ging dann einen Augenblick in ihr Zimmer um sich ankleiden zu lassen; wie gewöhnlich ließ sie sich schmücken, ohne Acht zu geben, was ihre Zofen thaten. Sie zogen ihr ein so eben von Madame Camille gesendetes Kleid an, setzten auf ihren Chignon eine Krone von natürlichen Blumen, und schlangen um ihren knochigen Arm eine Schnur Perlen, aus denen die Favoritsultanin des Gebieters der Gläubigen ihr schönstes Halsband gemacht hätte.

„Welche entzückende Toilette!" rief Carbonnet ungeschickt aus, „wie gut das Fräulein heute Abend aussehen!"

Seraphine warf ihrer Kammerdienerin einen traurig zornigen Blick zu; dann, ohne die Augen zum Spiegel zu erhebeu, vor dem sie angekleidet worden, ging sie in die Salons hinab. Auch Felicie erschien dort; die junge Frau trug das reiche Costüm der Gemahlin eines Dogen: eine mit Goldspitzen gesäumte Haube verbarg zur Hälfte ihr mit Edelsteinen durchflochtenes, auf der Stirne gescheiteltes Haar. Ihre Schultern waren mit einem

prächtigen Kragen von Venetianerspitzen bedeckt, und ihr blaßrothes Brocatkleid, mit leichter Schleppe, verlieh ihrem Gange eine unaussprechliche Majestät und Anmuth. Aber die junge Frau war blaß unter diesem kostbaren Putze, und ihr Auge noch feucht von den vergossenen Thränen.

„Sie haben noch keine Lust zum Balle?“ sagte Seraphine zu ihr, sie fest anblickend; „sie wird kommen.“

„Ich glaube nicht, meine Schwester,“ antwortete die junge Wittwe seufzend, mit dem Blicke die glänzend erleuchteten Salons und den Garten musternd; „das ist schön, das ist blendend; aber ich versichere Ihnen, daß ich einen von jenen ruhigen Abenden vorzöge, welche wir im vorigen Jahre mit unserm Freunde verlebten. Herr von Ramsay fehlt uns.“

Dieser Name erregte dem Fräulein von Clavières einen innerlichen Schauder; sie gedachte plötzlich des bitteren Glückes, das sie genossen, und fühlte, daß sie für einen Tag, für eine Stunde, für einen Augenblick jener Täuschung, all diesen Reichthum, all diese Pracht, alle diese eitlen Vergnügungen, die ihr elendes Leben ihr ertragen helfen, freudig hingeben würde. Die Wagen begannen in den Hof zu rollen. Herr von Albys und der Graf Lucian von Froidesaigues waren unter den ersten Ankömmlingen; der gute alte Mann hatte sich genau an die Ueberlieferungen des ererbten Costüms gehalten; er trug, wie sein Urgroßvater, ein strohgelbliches Kleid, rothe Absätze, und eine Spitzencravatte. Der Graf Lucian

hatte das schwarze geschlitzte Sammetwamms, den gestickten Kragen und den kurzen Mantel eines venetianischen Nobile: die von Carbonnet als eines Familienkleinods erwähnte Kette funkelte an seinem Halse wie ein Ordenszeichen.

Nach einer Begrüßung des Fräuleins von Clavières, näherte sich Lucian von Froidesaigues Felicien, die in einer Fenstervertiefung stand, in den Garten schauend. Schon präludirte das Orchester, und die munteren Weisen vermischten sich mit der Stimme der Tänzer, die von allen Seiten herbeikamen.

„Darf ich auf die Ehre hoffen, mit Ihnen, Madame, den ersten Contretanz zu tanzen?“ fragte der Graf Lucian, der jungen Wittwe die Hand reichend.

Sie zitterte, wie wenn diese Frage nicht die einfachste Sache von der Welt gewesen wäre, und antwortete nur durch ein Nicken des Kopfes, gleichbedeutend mit einem Danke und einer Annahme. Bereits bildeten sich die Quadrillen; sie ließ ihre Hand in jene des Herrn von Froidesaigues gleiten, und folgte ihm durch die Salons; aber in dem Augenblicke, da sie sich einreihten, näherte sich ein Tirolerjäger der Gemahlin des Dogen, und sagte ihr fast in's Ohr: „Es dünkt mir, Madame, daß Sie mir heute Nachmittag die Ehre erwiesen, mir den ersten Contretanz zu versprechen?“

„Ich glaube nicht, mein Herr,“ antwortete sie kalt; „Sie baten die provencale Bäuerin, und hier ist nur die venetianische Dame.“

Bei diesen Worten zog sie den Grafen Lucian zu

einer andern Quadrille, die sich im Garten bildete, und ließ Herrn von Altefaye erzürnt und betäubt im Salon. Es war offenbar, daß Herr von Froidesaigues Gaston nicht kennen wollte, und daß dieses Zusammentreffen einen peinlichen Eindruck auf ihn machte. Einigemale wendete er sich gegen ihn, wie um ihn zu beobachten; dann sagte er zu Felicien: „Hat Baron von Altefaye die Ehre, von Ihnen gekannt zu seyn, Madame?“

„Er kommt heute zum erstenmale hierher,“ antwortete sie, dieser Frage ausweichend, welche ihr wie ein Dolchstoß in das Herz drang.

Der Graf Lucian schien diese Worte mit einer geheimen Zufriedenheit zu vernehmen; er sprach nicht mehr von Herrn von Altefaye, und fuhr fort, mit entzückter Miene um sich blickend: „Ich finde hier Erinnerungen an alle Länder, die ich besucht habe; hier sind die Orangenbäume des Königreiches Valencia, und die Palmen Aegyptens. Hier erblicke ich die Cactus, die in den Schluchten der Balearischen Inseln wachsen, und da unten, durch die Fenster, welche auf die Terrasse gehen, gewahre ich einen Saal, ähnlich jenem der Alhambra; sollte man ferner nicht sagen, daß wir am Eingange des arabischen Palastes sind, und unter den Citronenbäumen des Königreiches Granada tanzen?“

„Sie sind viel gereiset, mein Herr?“ erwiederte dann Felicie; „Sie haben ein edles und glückliches Leben geführt!“ — Der Contretanz endigte; Herr von Froidesaigues führte Felicien in den Salon zurück.

„Ich bitte Sie, mein Herr," sagte sie zu ihm, besorgt, nicht mehr unter seinem Schutze zu seyn, „führen Sie mich zu Herrn von Albys; ich bin schon müde, und will lange ausruhen."

Der gute alte Mann saß in einem Fenstererker; er ergötzte sich durch einen gleichzeitigen Ueberblick der Salons und des Gartens.

„Sie ruhen aus, Madame!" sagte er rückend, um Felicien Platz zu machen, „zu meiner Zeit wären die jungen Frauen, welche die Trenitz tanzten, drei Tage und drei Nächte auf dem Balle geblieben, ohne an das Sitzen zu denken."

„Die Leute werden schwächer," antwortete die junge Frau, nachläßig auf das Fenster sich lehnend.

Herr von Altefaye näherte sich diesem Platze, wo sie mit dem Grafen von Albys allein war, und keck hinter sie sich setzend, sagte er halblaut zu ihr: „Nun ist's an uns Beiden, Madame! Ich muß eine Erklärung haben. Wir werden stille sprechen. Besorgen Sie nichts; er wird uns nicht hören."

Schöne Scheide, schlechte Klinge.

23.

Der Graf von Albys saß so am Fenster, daß er von der Tänzermenge die schöne Dogengemahlin und den Tirolerjäger trennte; er schaute auf diesen mit hochmüthiger Miene, murmelte zwischen den Zähnen so ein

Wort, das wie „kecker Galgenstrick" klang, und wendete seinen Kopf auf eine auffallende Weise ab, wie um Herrn von Altefaye zu verstehen zu geben, daß seine Gegenwart ihm keineswegs angenehm sey. Frau von Clavières zitterte innerlich, als sie den verwegenen Menschen an ihrer Seite Platz nehmen, und auf irgend eine Art eine Erklärung abdringen sah; aber sie bebte vor dieser schrecklichen Lage nicht zurück, und von der Nothwendigkeit unterstützt, die Aenderung zu erklären, die in ihren Gefühlen und Entschlüssen so plötzlich eingetreten war, erwartete sie mit Muth, daß Herr von Altefaye das Gespräch beginnen werde. Er betrachtete sie einen Augenblick, vielleicht erstaunt über ihre Physiognomie; dann sagte er zu ihr in einem unterwürfigen Tone, durch den jedoch eine gewisse Bitterkeit drang: „Sie haben mir bereits das Glück geraubt, an welches zu glauben Sie mir erlaubten. Ah, Madame, wie wenig hat es bedurft, Ihr Herz zu ändern!"

Felicie antwortete auf diese Art von Vorwurf nur durch ein Nicken, durch eine Bewegung des Kopfes, die viel besser, als Worte, einen geheimen Unwillen ausdrückte.

„Ach! Sie opfern mich ungerechten Vorurtheilen auf," fuhr Herr von Altefaye fort; „aber wenn Sie mich anhören wollen, wird es mir leicht seyn, mein Benehmen zu rechtfertigen!"

„Mein Herr," unterbrach ihn Felicie mit kurzer Stimme, „es ist überflüßig, gewisse Verhältnisse zu er-

klären; ich verlange keine Rechenschaft von Ihnen über den Zufall, der mich heute in Herrn von Altefaye den Neffen des Herrn Grafen von Albys kennen lehrte."

„Ei, ei, ich erkenne den Einfluß meines Onkels in diesen Worten!" erwiederte Herr von Altefaye mit einer versteckten Ironie; „dieser liebe Onkel! Ich bin ihm für sein Verfahren sehr dankbar; er hat Ihnen von mir entsetzlich Arges sagen müssen, um mir einen Dienst zu leisten, ohne Zweifel." — Dann fügte er mit minder herbem Tone bei: „Ich bin verloren, wenn Sie mich nach der Meinung eines Greises beurtheilen, der sich an seine eigenen Fehler nicht mehr erinnert, und welchen Leute, die ein Interesse daran haben, mich in seinen Augen zu verderben, unaufhörlich gegen mich aufreizen. Aber, Madame, welches Unrecht hab' ich gegen Sie begangen? Was hab' ich denn gethan, was Ihren Unwillen und Ihren Zorn verschuldete? — Was kann man mir vorwerfen? Thorheiten eines jungen Mannes? Ich hätte sie Ihnen selbst gestanden. Mein Onkel hat mit Ihnen von meinen Verschwendungen, von meinen Schulden, von meinen Stänkereien, von meinen Duellen gesprochen? Dieß sind jedoch Fehler, wegen welcher ich bereit war, Ihnen eine Ehrenerklärung zu machen! Welche Frau verzeiht nicht ähnliche Verirrungen? Ich bereue sie, aber ich erröthe nicht darüber, und lieber will ich, wenn ich es sagen muß, dieses Leben eines verschwenderischen Kindes geführt, welches mir die Liebe meines Onkels gekostet,

als, gleich Andern, seine Gewogenheit durch heuchlerischen Tugendschein bewahrt haben!"

Diese Worte sprechend, wendete er seine Augen gegen den Grafen Lucian, der in diesem Augenblicke durch den Salon ging, und fügte mit einem sardonischen Tone hinzu: „Gewiß, ich besitze nicht die seltene Klugheit meines Vetters, des Grafen Lucian; aber ich brauche mir nicht vorzuwerfen, den Tod eines jungen Mädchens veranlaßt zu haben, das mich liebte."

Bei dieser Aeußerung kehrte sich Frau von Clavières, deren Physiognomie bisher nur eine peinliche Aufmerksamkeit ausgedrückt hatte, mit einer so wahren Geberde des Abscheues ab, daß Herr von Altefaye einen Augenblick verblüfft blieb; dann fuhr er mit Heftigkeit fort: „Aber welche Beschuldigungen erhebt man denn gegen mich? Mögen sich jene zu zeigen wagen, die mich feige hinter dem Rücken angreifen! Sie werden sehen, ob man einen Mann, wie mich, in den Augen der Frau, die er liebt, ungestraft verleumdet!... Nennen Sie sie mir doch, Madame! Verschaffen Sie mir so die Mittel, mich zu vertheidigen und zu rächen!"

Anstatt zu antworten, warf die junge Wittwe Herrn von Altefaye einen so eisigen Blick der Verachtung zu, daß er schauderte, und innerlich entmuthiget die Augen niederschlug. Er hatte eingesehen, daß es ihm nicht gelingen würde, Felicien zu überreden, und daß seine ganze Gewandtheit an irgend einer unbekannten Widerstands-

sache scheiterte. Dann, der Beschränkung auf die Rolle eines Bittenden entsagend, ergriff er die Offensive, und sagte mit einem kalten, unwilligen Tone: „Es giebt Berechnungen, deren ich das Herz der Frauen, vorzüglich das Ihrige, Madame, nicht für fähig hielt! Ich war treuherzig. Ja, ich vermuthete, daß Sie einwilligen würden, das Geschick eines Mannes zu theilen, der Ihnen nur ein ergebenes Herz, einen makellosen Namen bieten kann. Heute hat mein Onkel, der, ich gesteh's, meine finanzielle Lage vollkommen kennt, die Mühe übernommen, Ihnen zu sagen, daß ich beinahe zu Grunde gerichtet sey, und Sie haben vor meinem Mißgeschicke zurückgebebt. Dieß war Ihrerseits klug und vorsichtig, und ich wünsche Ihnen, Madame, zu der Seelenstärke Glück, die, ohne zu schwanken, die Liebe dem Interesse opfert."

Bei dieser unmittelbaren Beleidigung erhob Frau von Clavières stolz den Kopf; die Entrüstung verlieh ihr einen Augenblick unerschrockener Energie, und sie erwiederte mit kurzer und fester Stimme: „Ich wäre bereit gewesen, das Mißgeschick des Mannes zu theilen, der sich nur unvorsichtige Verschwendungen und jugendliche Thorheiten vorzuwerfen gehabt hätte; aber es giebt Verbrechen, welche denjenigen auf immer brandmarken, der sie begangen oder ausgebrütet hat. Sie, mein Herr, der Sie mit mir von eigennützigen Berechnungen sprechen, haben Sie jene vergessen, die Sie hinsichtlich einer reichen Erbin machten? Haben Sie jene traurige Nacht

vergessen, wo Sie, im Hôtel Albys versteckt, ein unglückliches, junges Mädchen erwarteten, das, in Ihre Wohnung geschleppt, Sie am andern Tage öffentlich entehrt oder dahingebracht, Ihnen ihre Hand zu reichen, verlassen sollte? Sie entging, ohne es zu wissen, dieser schrecklichen Wahl. Ein freiwilliger Tod rettete sie... aber Ihre Hand ist's, welche sie an diesen letzten Zufluchtsort getrieben hat. Sie haben sie getödtet. Sie sind's, der, ein trauriges Geheimniß verrathend, die Vermählung des Grafen Lucian mit Lady Diana Nevil vereitelt hat."

Je weiter die junge Frau sprach, desto blässer wurde das Gesicht des Herrn von Altefaye; er gab jedoch kein Zeichen von Erstaunen, Verwirrung oder Zorn, und war's die Wuth, die ihn so erbleichen machte, so konnte er sie wenigstens in der Tiefe seiner Seele verhalten und verbergen. Als Felicie zu sprechen aufhörte, schien er eine Minute nachzudenken, und entgegnete dann gelassen: „Ah, Sie wissen dieß!"

Sie schwieg, das Gesicht abwendend; es dünkte ihr, daß fortan zwischen ihr und diesem Manne Alles abgethan sey. Herr von Altefaye stützte sich auf das Fenster, und blickte lange mit der Miene eines gleichgültigen Zuschauers in den Saal. Frau von Clavières war erschrockener über seine unempfindsame Haltung, als sie es über seinen Zorn gewesen wäre; sie bildete sich ein, daß er wieder über irgend eine niederträchtige

Handlung nachdenke, vielleicht über ein Verbrechen, und zitternd, entsetzt, bereute sie schon den Muth, womit sie der Rache dieser niedrigen und grausamen Seele Trotz geboten. In dieser Angst folgte sie mit dem Blicke mechanisch der Bewegung der Quadrillen, und bezeichnete mit dem Finger den Takt auf dem Arme des Lehnstuhles, worin Herr von Albys saß. Der Ball war entzückend; die funkelnde Menge wogte in den großen Salons, und mischte ihr freudiges Summen in die Melodien des Orchesters. Die vom Parfüm der Frauen und Blumen durchwehte Luft, begann unter ihren glühenden Strömungen den Marmorfleischton der weißen Tänzerinnen zu beseelen, und durch diese balsamische Fluth ging und kam beständig Seraphinens schreckliches Gefühl, jenem Gesichte gleich, das in den Theaterstücken des Mittelalters inmitten aller Feste erschien, und den Tod vorstellte, der fortwährend mit der freudigen Lust der Lebendigen vermengt war.

Nach langem Schweigen wendete sich Herr von Altefaye zu Felicien, und sagte zu ihr mit dem ruhigsten und ungezwungensten Tone: „Noch ein Wort, Madame, bevor Sie diesen Platz verlassen, auf den Sie heute Abend wahrscheinlich nicht mehr zurückkehren werden: Wollen Sie, daß wir einen Vertrag schließen?"

Und als das Schweigen der Frau von Clavières weder Zustimmung noch Ablehnung ausdrückte, setzte er hinzu: „Was ich Ihnen vorschlage, ist der Friede, oder wenigstens die Einstellung der Feindseligkeiten; wir sind

in Waffen gleich, und würden uns nicht ohne tödtliche Wunden angreifen. Geben wir also diesen Krieg auf."

„Ich habe Ihnen keine Bedingungen zu machen, mein Herr," erwiederte die junge Frau mit veränderter Stimme; „aber es dünkt mir, daß wir künftig keine Gelegenheit haben werden, zu erneuern, was Sie den Krieg nennen."

„Ja, auf unsern respektiven Linien," entgegnete er; „aber ich bemerke Ihnen, daß wir uns täglich auf neutralem Boden begegnen werden, im Salon des Fräuleins von Clavières; unterzeichnen wir also einen Waffenstillstand, und halten wir ihn getreulich, weil jedes von uns seine Geißel hat."

„Geißel!" wiederholte Felicie.

„Ei, ohne Zweifel," antwortete Gaston von Altefaye; „Sie wissen eines von meinen Geheimnissen, vielleicht sogar mehrere, zum Beispiele, ich begreife nicht, wie Sie sie erfahren haben! Ich, meinerseits, besitze ein kostbares Andenken Ihrer Gefühle; ist es nicht wünschenswerth, daß wir wechselseitig für uns allein diese Unterpfänder eines freundschaftlichen Verständnisses behalten?"

„Mein Billet!" murmelte Felicie niedergedonnert.

„Ihre zwei Billete," erwiederte Gaston kalt; „an Ihrer Stelle wär' ich unbesorgt; denn es hangt nur von Ihnen ab, daß das Portefeuille, worin ich sie verschlossen, stumm und versiegelt bleibe, wie das Grab; unterzeichnen wir den Waffenstillstand?"

„Mein Herr," versetzte Felicie mit Würde, „ein Wort muß genügen; niemals, weder öffentlich noch privat, man mag Sie loben oder tadeln, werde ich auch nur Ihren Namen aussprechen."

„Dieß ist mir hinreichend," sagte Herr von Altefaye.

Einen Augenblick danach stand er auf, und mischte sich unter eine Gruppe, welche das Fräulein von Clavières umgab. So wie er sich entfernte, schüttelte der Graf von Albys, der während dieses Gespräches seinen Kopf nicht umgewendet hatte, seine wie Reif gepuderte Perücke, und sagte zur jungen Frau: „In der That, Madame, ich habe die Indiscretion nicht begangen, zu horchen; aber es schien mir, daß dieses schlechte Subjekt sich erlaubte, Ihnen den Hof zu machen!"

Hierauf näherte sich der Graf Lucian; er hatte von weitem die Scene beobachtet, die hinter dem Lehnstuhle seines Onkels Statt gefunden, und ungeachtet der ruhigen Haltung der beiden Sprechenden bemerkt, daß ihr Gespräch heimlich belebt war. Als er die junge Frau blaß und angegriffen sah, sagte er mit Besorgniß zu ihr: „Die Hitze und der Lärm ermüden Sie; wollen Sie einen Augenblick hinausgehen, Madame?"

„Ja, mein Herr, ich fühle mich nicht wohl," antwortete sie, ohne eben genau zu wissen, was sie sagte.

Und ihre zitternde Hand auf den Arm des Herrn von Froidesaigues stützend, ließ sie sich in den Garten führen. Dort war es noch nicht voll; eine einzige Quadrille tanzte unter den Orangenbäumen, am Ein-

gange eines Laubensaales, wo man inmitten der Nacht ein königliches Gastmahl halten wollte. Der Graf Lucian zog Frau von Clavières sachte zu einer von exotischen Gesträuchen umgebenen Rasenbank, und sagte, indem er sie Platz nehmen ließ, mit Sorgfalt zu ihr: „Die frische Luft belebt Sie wieder, nicht wahr?"

„Ja, ich fühle mich hier besser," antwortete sie tiefaufathmend, wie um die Kraft und das Leben zurückzurufen, die ihr fast schwanden.

Herr von Froidesaigues betrachtete sie mit einer Art von Angst; einen Augenblick schwankte er, sie zu fragen; dann, von einem lebhafteren Interesse, als jenem der Neugier, hingerissen, sagte er zu ihr: „Der Baron von Altefaye hat Sie mit seiner Unterhaltung unbarmherzig ermüdet."

„Es ist wahr," antwortete sie mit Anstrengung, und indem sie zu lächeln suchte, „ich habe eine traurige Geschichte vernommen, die einen lebhaften Eindruck auf mich machte."

Zum Zweitenmale verhehlte sie geschickt, Alles sagend, die Wahrheit. Der Graf Lucian errieth ohne Mühe, daß Gaston von Altefaye sie von Miß Diana unterhalten, und mehr ihrem Gedanken als ihren Worten antwortend, sagte er zu ihr mit schmerzlicher Traurigkeit: „Ist es möglich, daß Herr von Altefaye es gewagt habe, dieser peinlichen Erinnerung zu erwähnen!"

Ein langes Schweigen folgte dieser Art von Erklärung. Frau von Clavières erholte und beruhigte

sich nach und nach. Alles, was in Flambiers geschehen war, ihr Zusammentreffen mit dem grünen Jäger, die unvorsichtige Leichtgläubigkeit, womit ihr Herz ihn angehört, das ihm unter dem Lorberdache gegebene Rendezvous, dieß Alles machte auf sie die Wirkung eines bösen Traumes, mitten in welchem sie erwacht war. Aber bald — eine sonderbare Sache! — bewältigte ein neuer Eindruck ihre bitteren Erinnerungen; die junge Frau fühlte tief in ihrem Herzen die Vergangenheit wieder aufleben, und ihre ersten Gemüthsbewegungen sich wieder beseelen, wie verwelkte Blumen, deren von der versengenden Gluth des Tages geschwächter Glanz, unter dem frischen und reinen Hauche des Abends neues Leben gewinnt. Sie erhob den Kopf, und athmete die Wohlgerüche der Magnolie, unter der sie saß; der köstliche Strauch neigte gegen sie seine von mattweißen Blumensträussen strotzenden Zweige. Felicie pflückte eine von den breiten Einsetzrosen, welche alle berauschenden Düfte der amerikanischen Flora in sich zu bergen schienen, und sagte, sie an ihr Leibchen heftend: „Wie sehr lieb' ich diese schöne Blume!" Dann nahm sie den Arm des Grafen Lucian, und kehrte mit ihm in den Ballsaal zurück.

Dieser weite Raum, worin sich hundert Tänzerpaare drehten, stand mit dem Sommersalon durch eine Art von Halle in Verbindung, durch deren Säulen man den Springbrunnen von Alabaster, und die elegante Verzierung des arabischen Palastes erblickte. In diesem

Augenblicke war Seraphine auf die Stufen der Estrade getreten, und hatte sich auf den goldgestirnten Divan gesetzt, der wie ein Thron den ganzen Umfang des Salons beherrschte. Düster und aufgeregt um sich schauend, glich sie einer von jenen schrecklichen Feen, welche über den tollen Schwarm der Geister herrschen.

Herr von Altefaye war ihr gefolgt, und an ihrer Seite sitzend spielte er mit dem Fächer, der jener finstern Gebieterin als Scepter diente, und schien sie mit seinen galanten Huldigungen zu umgeben. Der nämliche Gedanke durchzuckte gleichzeitig Felicien, den Grafen Lucian und Herrn von Albys, die alle Drei unter der Halle des Sommersalons stehen blieben.

„Großer Gott!" dachte sich die junge Frau; „möchte er Seraphinen heirathen?"

Der junge Graf blickte seinen Onkel an, der ihn verstand, und in sein Ohr flüsterte: „Einer solchen Niedrigkeit ist er wohl fähig!"

Das Fräulein von Clavières, zunächst über den Eifer dieses Courmachers erstaunt, begann jedoch seine Absicht zu begreifen. Nie war ihr etwas Aehnliches begegnet, und man muß es zu ihrem Lobe sagen, daß sie darob einen geheimen Unwillen empfand. Ihr durchdringender und scharfsichtiger Blick, durchschaute diese niedrige Seele, und ihre erste Bewegung war jene verschmähender Verachtung; dann schien es ihr unterhaltend, sich von Herrn von Altefaye den Hof machen zu lassen, und mit seinen Plänen und Hoffnungen ihren

Scherz zu treiben. Sie fühlte sich gestimmt, die Coquette zu spielen, und sich auf Kosten dieses eigennützigen Liebhabers zu ergötzen. Ungeachtet seiner Schlauheit, sah Gaston die Schlinge nicht, in die er gerathen sollte, und indem seine Albernheit sein Mißtrauen überwog, begann er alsogleich seine Rolle zu spielen.

„Ah! mein Fräulein," sagte er, mit dem Blicke die Salons musternd, „mein Herz wird lange Zeit die Erinnerung an dieses Fest bewahren; ich habe nie ein so durchaus elegantes und prächtiges gesehen. Nur die Einbildungskraft einer Dame, wie Sie, kann dergleichen Wunder wirken und ordnen! Das ist Eingebung, das ist das Genie einer charmanten, und heut zu Tage sehr seltenen Kunst, der Kunst, glänzend zu leben..."

„Dieß ist eine Naturgabe," erwiederte Seraphine nachlässig; „ich liebe den Luxus und bin reich; dieß ist die Eingebung, das Genie. Ohne Zweifel haben viele Leute dieses Genie nicht; aber man muß zugestehen, daß es nicht ihre Schuld ist. Auf!" fügte sie bei, indem sie sich erhob, und einen Blick in den Garten warf, „wir nehmen unser Abendmahl heute Nacht bei Fackellicht ein, unter einem Dome von Orangenbäumen, Myrthen und Lorberrosen; ich erlaube mir, meine Gäste in die Lustwäldchen Griechenlands oder Italiens zu führen."

Auch Herr von Altefaye war aufgestanden; er erwartete, daß das Fräulein von Clavières aus der Menge denjenigen bezeichnen würde, der sie zum Festmahlsaale

führen sollte, und als sie mit einer unentschlossenen Miene um sich schaute, sagte er halblaut zu ihr: „Wer unter so vielen edlen Personen wird der glückliche Cavalier seyn, welcher der Königin des Festes die Hand reichen darf?“

Sie wendete sich zu ihm, und antwortete mit einem sonderbaren Lächeln: „Sie!“

Die Folgen eines Maskenballes.

24.

Man sprach von diesem Balle acht Tage lang in der vornehmen Welt; aber weder das Auserlesene der Details, weder der Glanz des Ganzen, noch die höchste Pracht dieses Festes, hatten alle Geister so sehr aufgeregt. Man gedachte wenig mehr der prunkhaften Anordnung des Nachtmahles, der Originalität der Costüme, der Eleganz der Tänzerinnen, der unvergleichlichen Schönheit der Gemahlin des Dogen, der edlen Haltung des venetianischen Nobile, und der Erbperücke des Grafen von Albys.

Was die vornehme Welt noch beschäftigte, war das Benehmen Gastons von Altefaye bei dem Fräulein von Clavières, und die Gefälligkeit, womit sie seine Aufmerksamkeiten während und nach jenem verschwenderischen Festmahle entgegengenommen, bei dem sie an seiner Seite gesessen. Das Erstaunen, man sollte fast

sagen, das Scandal, war auf's Höchste gestiegen, als man sie Beide am übermorgenden Tage in der nämlichen Loge in der Oper gesehen hatte. Einige Tage später begegnete ein junger Geck dem Baron von Altesaye, und sagte zu ihm, die Hand ihm drückend: „Gaston, Du weißt, ich gehöre zu Deinen Freunden, mein Ehrenwort! Du wirst die Ursache seyn, daß ich dieser Tage Händel bekommen werde; denn man erzählte sich in meiner Gegenwart lächerliche Dinge von Dir."

„Zum Beispiele, daß ich heirathe?" fragte Herr von Altesaye.

„So ist's. Im Grunde würde Dich dieß nicht entehren, wenn man nicht beifügte, daß Du das Fräulein von Clavières heirathest.

„Bah! laß sie sprechen!" erwiederte Gaston; „ich mache ihr den Hof, das ist wahr; aber siehst Du, dieß geschieht nur, um mir in den Augen meiner Gläubiger eine Stellung zu geben."

Das Fräulein von Clavières empfing viele Besuche; fast täglich zog sie die Menge durch Concerte oder kleine Theaterstücke an; Alles, was sich noch von der vornehmen Welt in Paris befand, gab sich in ihren Salons Rendez-vous, und sie hatte sich so einen glänzenden Hof gebildet. Herr von Altesaye kam nicht nur an jedem Abende, sondern oft auch unter Tags; er war eine Art von Cicisbeo, der Seraphinen immer zu Diensten stand. Diese Art von Vertraulichkeit entfernte den Grafen von Albys und Herrn von Froidesaigues schnell

aus dem Hôtel Clavières; sie erschienen nur mehr in seltenen Zwischenräumen, um Gaston von Altefaye freies Feld zu lassen. Eines Tages jedoch ließ der alte Graf Seraphinen um eine kurze Audienz und besondere Unterredung bitten. Carbonnet führte ihn in das Zimmer ihrer Gebieterin, und entfernte sich, alle Thüren verschließend. „Mein Fräulein,“ sagte dann der Graf von Albys mit einem feierlichen Tone; „ich komme in einer peinlichen Angelegenheit zu Ihnen; aber die guten Beziehungen, die zwischen Ihnen und mir stets bestanden, legen mir die Pflichten eines Freundes, fast eines Verwandten auf. Ich muß Ihnen freimüthig eröffnen, was Sie durch den täglichen Empfang meines Neffen Gaston von Altefaye riskiren.“

„Ist's nur dieß?“ erwiederte Seraphine lachend; „Ihr Eingang hatte mich erschreckt, und ich erwartete irgend eine unangenehme Mittheilung.“

„Aber, mein Fräulein,“ fuhr Herr von Albys fort, „Gaston ist ein schlechtes Subjekt, ein Mensch ohne Herz, der auf Ihre Unvorsichtigkeit speculirt.“

„Kann ich compromittirt werden?“ versetzte Seraphine mit einem Achselzucken, und mit einem Tone bitterer Ueberzeugung.

„O! gewiß, man wird Sie nicht beschuldigen, einen Liebhaber zu haben,“ entgegnete der Graf unbesonnen; „aber wenn Sie das Unglück hätten, einen Mann zu nehmen, einen Mann wie Gaston! Er will Sie heirathen, der Niederträchtige; er hofft, Sie zu bewegen, ihm Ihre Hand zu bewilligen.“

„Ich bin nicht wahnsinnig," murmelte Seraphine.

„Gaston ist ein schöner Cavalier, er weiß sich zu benehmen, er wird Sie verführen," fuhr der Graf mit Heftigkeit fort; „fürchtete ich nicht irgend eine Schwäche Ihres Herzens, so würde es mich freuen, wenn er sich selbst mit einer solchen Hoffnung narrte; aber werden Sie dieser schmeichelnden und treulosen Stimme widerstehen, die unaufhörlich Liebesworte in Ihr Ohr flüstert? Alle Frauen unterliegen in einer gleichen Lage, wenn sie nicht schon durch eine tief in ihrem Herzen verborgene Liebe bewacht sind."

„Seien Sie ruhig, Herr Graf, ich werde nicht unterliegen; ich habe von den Verführungen des Barons von Altefaye nichts zu befürchten," antwortete Seraphine mit einem Seufzer, und einem gräßlichen Lächeln des Stolzes und Mißtrauens.

„Desto besser, wenn dieß wahr ist!" murmelte der gute alte Mann halb beruhiget.

Felicie war Anfangs hinsichtlich der Ansprüche, welche Herr von Altefaye offen an den Tag legte, sehr beunruhiget; sie besorgte, Seraphine möchte sich durch irgend eine unselige Sympathie hinreissen lassen, und bei der Erinnerung an ihre eigenen Verirrungen erröthend, fürchtete sie, daß dieser Mann mit seinen niedrigen Berechnungen zum Ziele kommen, und zuletzt die Hand des Fräuleins von Clavières erhalten könnte, aber diese Art von Sorge, welche sie erfaßt, wich bald: ein sehr einfacher Zufall, ein unbedeutender Umstand, klärte sie

über die wahren Absichten Seraphinens auf. Sie hatte schon bemerkt, daß das Fräulein von Clavières, um Gaston von Altefaye zu entflammen, eines Kunstgriffes sich bediente, welcher bewies, daß sie diese feile Seele genau kannte! anstatt des bezaubernden auserlesenen Putzes, jener beständigen Sorgfalt, ihre Vorzüge in das vortheilhafteste Licht zu stellen, wodurch die am Mindesten koquetten Frauen sich verrathen, legte Seraphine vor den Blicken des Herrn von Altefaye Alles zur Schau, was seine Habsucht reizen konnte. Fast täglich, unter dem Vorwande, ihre Rechnungen zu controliren, oder in einer Angelegenheit ihn um Rath zu fragen, theilte sie ihm die Papiere mit, welche ihr unermeßliches Vermögen bezeugten; sie schürte mit einer besondern Geschicklichkeit die Ehrsucht, die gierigen Neigungen dieses Mannes, und fand ein grausames Vergnügen daran, in seiner Seele die heftigste, die einzige Leidenschaft aufzustacheln, deren er fähig war, die Liebe zum Golde. Gewöhnlich vermied Felicie diese Unterhaltungen, und die Qual, sich Herrn von Altefaye gegenüber zu befinden. Sie ertrug seine Anwesenheit lieber an Empfangstagen, wenn die Menge in den Salons des Hôtels Clavières, sie beide auf irgend eine Weise trennte.

Eines Tages jedoch, da sie frühzeitig zu ihrer Schwägerin kam, hörte sie in einem kleinen Salon sprechen, der an denjenigen stieß, worin Seraphine sich aufhielt. Aus einem Gefühle von Zurückhaltung, von Discretion,

ging sie an das andere Ende des Gemaches, um so außer Stimmweite zu seyn; aber die Augen zum Kaminspiegel erhebend, gewahrte sie durch ein sonderbares optisches Spiel, in diesen ungeheuern Spiegeln, welche einander wiederstrahlten, die Gruppe, welche im Hintergrunde des Cabinets die beiden Personen bildeten, die sie gehört hatte.

Seraphine, über das Schreibepult geneigt, das ihr zur Kasse diente, reihte Goldrollen mit zerstreuter Hand, und verglich damit von Zeit zu Zeit ein kleines Einschreibbuch, wie um ihr Rechnungswesen zu beurkunden; Herr von Altefaye, neben ihr stehend, folgte dieser Beschäftigung mit dem Blicke. Als das Fräulein von Claviéres die letzte Rolle eingelegt, und die Schublade verschlossen hatte, auf deren Grunde sie wahrscheinlich ihre Banknoten verbarg, faßte Gaston, der schon seinen Hut genommen, ihre Hand; küßte sie feurig vor dem Fortgehen, und entfernte sich, indem er noch ein Zeichen machte, wie um ihr zu sagen: heute Abend. Sie schien ihm durch ein Lächeln zu antworten, und als er sich umgekehrt hatte, folgte sie ihm mit einem ironischen, listigen Blicke, und mit einer Geberde der Verachtung und des Spottes.

„Ah! mein Gott!“ dachte sich Felicie betäubt, „sie macht sich über ihn lustig!“

Von diesem Augenblicke an war sie beruhiget; aber sie fragte sich vergebens, warum das Fräulein von Clavières diesem gefährlichen Spiele sich hingebe, und

zu welchem Zwecke sie so die schlimmen Leidenschaften des Herrn von Altesaye aufreize. Traurig, besorgt, dachte sie schon daran, nach Flambiers zurückzukehren; es dünkte ihr, daß sie von nun an im Kreise der vornehmen Welt lange genug gelebt habe, und ihre Reue, ihre Erinnerungen und ihre vereitelten Hoffnungen in der Einsamkeit begraben müsse. Oft, der Gesellschaft überdrüssig, einem düsteren Sehnen zur Beute, zog sie sich in ihre Wohnung zurück, allein mit der Stummen, und brachte ganze Tage hinter den Gitterläden ihres Cabinetes sitzend zu. Niemals zeigte sich Jemand im Garten des Hôtels Albys; bisweilen jedoch ertönte hinter der Dame mit der Sammetmaske noch eine junge und zärtliche Stimme, und murmelte sanfte Melodien. Allein diese süssen Töne wurden immer seltener. Der Graf Lucian schien oft abwesend; sein Clavier blieb geschlossen, und viele Tage lang herrschte ein völliges Schweigen im Studir- und Musiksalon. Vierzehn Tage nach dem Balle erfreute ein kleines Ereigniß die Dienerschaft und das Vorzimmer des Hôtels Clavières. Madame Carbonnet schloß eine legitime Ehe mit Herrn Etienne Badonot, dem Exkammerdiener des Grafen Lucian, kürzlich in die Dienste des Barons von Altesaye getreten. Am Vermählungstage selbst kam sie triumphirend, um ihr Glück der jungen Wittwe zu eröffnen, die, traurig erstaunt, mit einer Miene des Mitleidens zu ihr sagte: „Wenn Sie nur glücklich sind, meine arme Dorothea!“

„Was kann zu meinem Glücke fehlen?“ antwortete die Neuvermählte; „ich habe einen jungen, charmanten Mann, der mich anbetet! Ich wünsche Madame ein Schicksal, wie das meinige. Die Hauptsache ist gut zu wählen; aber dazu gehören die Vorzüge des Vermögens. Ich besitze ein kleines Vermögen, und die Partien haben mir nicht gemangelt, ich darf es sagen; allein ich hatte den Einfall, eine Neigungsheirath zu schließen, und hab' es gethan.“

Die gute Felicie gab ihr ihr Hochzeitgeschenk, und sagte, ihr mit den Augen folgend, während sie mit einem hurtigen und verjüngten Fuße sich entfernte: „Arme Frau!“

Zwei Tage später erschien die Beschließerin wieder bei Frau von Clavières, mit mürrischer und kläglicher Miene, mit einem gesprenkelten, entstellten Gesichte.

„Ah! großer Gott! Was fehlt Ihnen, was ist Ihnen denn begegnet?“ rief Felicie aus.

„Der Spitzbube hat mich geschlagen! antwortete die Vermählte.

„Ah! arme, arme Madame Vadonot! Ist es möglich!“

„Ich heiße nicht Madame Vadonot; ich antworte nur auf den Namen Madame Carbonnet,“ rief die Beschließerin aus; „ah! wenn Madame wüßten, wie er mich behandelt hat! Das Ungeheuer! Er wollte mir mein Geld nehmen.“

Inzwischen verstrich die Zeit, und das im Hôtel Clavières geführte Leben war, dem Anscheine nach,

beseelt und munter, würde aber Jedem, der die Geheimnisse dieses prächtigen Innern erforscht hätte, traurig und trostlos geschienen haben! Seraphine schien von einer Art von Taumel hingerissen; man hätte meinen sollen, daß eine innere Thätigkeit, die mit ihren körperlichen Kräften nicht im Gleichgewichte war, sie drängte, mit Ueberbietung derselben zu leben. Sie genoß keine Ruhe: Morgens ritt sie, und Abends sah man sie wieder im Theater, oder in ihren, allen Müssigen der schönen Welt offenen Salons. Herr von Altefaye nahm mit vollkommener Gefälligkeit an diesem maßlosen Bewegungsbedürfnisse Theil; man traf ihn täglich in den Alleen des Boulognerwäldchens mit der unermüdlichen Reiterin; im Theater war er ihr Cavalier, und an Empfangsabenden verließ er immer zuletzt das Hôtel Clavières.

Die junge Wittwe ertrug mit einem schamgemischten Schmerze die beständige Gegenwart dieses Mannes, und sie hätte sich nicht lange in diese Qual ergeben, würden nicht traurige Besorgnisse sie zurückgehalten haben. Für sie, welche Herrn von Clavières hinwelken und sterben gesehen, lag in dem moralischen und physischen Zustande Seraphinens etwas Beunruhigendes. Eines Abends, da die beiden Schwägerinnen in der Oper gewesen waren, legte sich Felicie, nach Hause gekommen, nicht zu Bette; nachdem sie entkleidet geworden, entließ sie die Stumme, und wachte lange, mit einem Buche beschäftiget. Es waren eben die Hunds-

tage, und selbst zu dieser späten Stunde herrschte noch eine dumpfe Schwüle in der Luft, und die Atmosphäre des Schlafzimmers war von den lieblichen und heftigen Wohlgerüchen des Blumenstrausses allzusehr angefüllt, den die junge Frau auf ihre Toilette gelegt hatte.

Es war eben ungefähr zwey Uhr nach Mitternacht. Felicie öffnete halb ihr Fenster, und streckte den Kopf hinaus, um die frischen Aushauchungen einzuathmen, die aus dem Garten sich erhoben. Durch diese Bewegung bemerkte sie Licht bei Seraphinen, und einen Augenblick danach erkannte sie einen Schatten, der sich hinter den herabgelassenen Rollvorhängen heftig hin und her bewegte. Dann erinnerte sie sich dessen, was ihre Schwägerin ihr von jenen schrecklichen Schlaflosigkeiten gesagt hatte, die ihre Augen oft bis zur Morgendämmerung offen hielten, und von den Leiden in jenen langen Nächten, die völlig ohne Ruhe verflossen. Offenbar befand sich Seraphine in diesem Augenblicke in einem jener peinlichen Anfälle. Die junge Frau nahm einen kleinen Handleuchter, öffnete wieder die Thüren, und ohne Geräusch durch die Gallerie schreitend, welche ihre Wohnung von jener des Fräuleins von Clavières trennte, trat sie in den vor dem Schlafzimmer befindlichen Salon. Doch hier blieb sie, von Furcht ergriffen, stehen; Schluchzen, erstickte Ausrufe, ertönten hinter dem sammetnen Thürvorhange, welcher die beiden Gemächer schied. Felicie stellte das Licht in den Hintergrund des Salons, und mit schüchternem Schritte

sich nähernd, schaute sie durch den Zwischenraum, welchen die beiden leicht halbgeöffneten Flügel des Thürvorhanges bildeten. Bei dem Anblicke dessen, was in dem Innern dieses Zimmers vorging, ähnlich jenem einer Königin, verweilte die junge Wittwe regungslos, von Entsetzen erfaßt. Das Fräulein von Clavières war allein; ohne Zweifel hatte sie so eben das Bett verlassen, versteckt unter Spitzen und Seide, das ihr ein eben so hartes Lager schien, wie das schlechte Bett eines Trappisten. Ihr aufgelöseter Nachtmantel umflatterte ihre langen und magern Arme; sie hatte ihr Häubchen von Valenciennes zurückgeworfen, und ihr rauhes Haar fiel wie eine Mähne auf ihre hervorspringenden Halsmuskeln.

Als Felicie, hinter dem Thürvorhange verborgen sie zu beobachten wagte, durchschritt sie lebhaft ihr Zimmer, und stieß, Thränen vergießend, unzusammenhängende, bald verzweifelte, bald wüthende Worte aus. Die stärkste Seele, das unbarmherzigste Gemüth, hätten nicht, ohne zu schaudern und gerührt zu werden, die Seufzer, die trostlosen Klagen hören können, welche diese erdfahlen Lippen stöhnten. Das unglückliche Mädchen trieb sich lange in ihrem Zimmer umher, unter dumpfen Verwünschungen mit ausgestreckten Händen die Möbel rüttelnd; dann, plötzlich sich beruhigend, neigte sie den Kopf, und ließ die erschlafften Arme den Leib entlang herabsinken. Regungslos und starren Blickes aufrecht stehend, schien sie in einen innern Schmerz ver-

sunken, den sie zu offenbaren nicht mehr die Kraft besaß. Inmitten dieses finstern Brütens, erhob sie mechanisch die Augen, und gewahrte in einem vor ihr stehenden Spiegel ihr Gesicht. Ihre Züge verzerrten sich; sie schritt drohend auf ihr Bild zu, und rief mit einem unaussprechlichen Ausdrucke von Zorn und Wuth aus: „Wie haß ich Dich!“

Ihr erhobener Arm wollte den Spiegel zerschmettern, aber plötzlich blieb sie stehen, und gleitete in einen Armstuhl. Ein trockener und krampfhafter Husten schien ihre Brust zu zersprengen; in rascher Bewegung fuhr sie mit dem Taschentuche an ihren Mund, und zog es alsogleich von schäumendem Blute überspühlt zurück.

„O!“ murmelte sie mit heiserer Stimme, und dieses zarte von rothen Flecken besudelte Gewebe betrachtend, „muß ich sterben!“

Felicie, zitternd und bestürzt, wagte es nicht, sich nun zu zeigen; sie entfernte sich ohne Geräusch; aber anstatt in ihr Zimmer zu gehen, begab sie sich zu Carbonnet.

„Ah! mein Gott! was giebt's denn?“ rief die Beschließerin aus, aus dem Schlafe auffahrend; „wie verwirrt Madame aussehen! brennt's im Hause?“

„Stehen Sie auf, Madame Carbonnet,“ sagte die junge Frau; „ich fürchte, daß meine Schwester sich übel befinde. So eben dünkte es mir, Seufzer gehört zu haben, und dieses Geräusch kam aus ihrem Zimmer.“

„Bah! sie hat vielleicht einen bösen Traum!“ erwiederte Carbonnet aufstehend.

„Ich besorge, wir treffen sie kränker, als Sie meinen," fuhr Felicie fort, mit Thränen in den Augen: „ich habe bereits unglückliche Zeichen an ihr bemerkt."

„Auch ich," sagte Carbonnet kalt; „aber dieß kann noch lange dauern, wie die Aerzte versichern."

„Hat sie dieselben befragt?" versetzte die junge Frau erstaunt.

„Keineswegs," entgegnete Carbonnet; „ich bin auf diesen Einfall gerathen, um mich zu beruhigen; das Fräulein ist nur fünf und zwanzig Jahre alt, und wird, aller Wahrscheinlichkeit nach, ebenso lange leben, wie mein armer Gebieter, und sterben, wie er, ohne es zu vermuthen."

„Gott wolle es!" sagte Felicie seufzend.

„Gleichviel, jedenfalls will ich sehen, wie sie sich befindet," fuhr Carbonnet fort; „damit meine Anwesenheit ihr nicht auffalle, werd' ich ihr sagen, daß ich ihre Klingel gehört zu haben glaubte. Madame können wieder ruhig in ihr Zimmer gehen; ich bin bereit."

„Ich wag' es nicht, Sie zu meiner Schwester zu begleiten," antwortete Felicie; „aber ich bitte Sie, meine gute Madame Carbonnet, mir, wenn Sie sie verlassen, Nachricht von ihr zu geben."

„Madame werden nicht lange warten," versetzte die Beschließerin fortgehend.

Frau von Clavières kehrte in ihr Zimmer zurück; sie war kaum seit zwei Minuten dort, als sie in der Wohnung ihrer Schwägerin aus Leibeskräften klingeln

hörte. Sie durchschritt, durch die Gallerie eilend, die Salons, und blieb mit einem Ausrufe des Schreckens auf der Schwelle des Schlafzimmers stehen. Seraphine lag ohnmächtig in Carbonnet's Armen; ihr Kopf sank schlaff zurück; ihre Züge waren erdfahl, und ihre halbgeöffneten Wimpern ließen kaum ihre erloschenen Augen sehen.

„Sie ist todt! Sie ist todt!" rief Carbonnet mit einem so tiefen und wahren Ausdrucke von Verzweiflung daß er bis in Feliciens Herz drang. Die edle junge Frau argwöhnte nicht, daß dieser Schmerz geheime Beweggründe hatte, und sagte, indem sie Carbonnet den entseelten Leib ihrer Gebieterin auf das Bett tragen half: „Verzweifeln Sie nicht, meine gute Dorothea, man stirbt nicht so geschwind, es ist nur eine Ohnmacht."

„Herr, mein Gott! Ist es möglich, daß mir zweimal das nämliche Unglück begegnet!" murmelte Carbonnet, ohne auf diese Tröstungen zu hören; „die Aerzte haben mich getäuscht! Sie haben mir das Geld für die Consultation abgestohlen."

In einem Augenblicke waren alle Leute des Hôtels auf den Beinen. Man lief nach einem Arzte. Felicie, neben dem Bette knieend, stützte den Kopf ihrer Schwägerin, und benetzte mit kaltem Wasser ihr entseeltes Gesicht, während Carbonnet ihr Riechsalz reichte. Diese Bemühungen waren Anfangs vergeblich; diese lange Ohnmacht glich dem Tode; endlich jedoch athmete Seraphine schwach, bewegte die Lippen, und schloß ihre halbgeöffneten Wimpern.

„Sie hat eine Bewegung gemacht! Sie lebt! Sie ist gerettet!“ rief Felicie aus.

„Ja, wenigstens für den Augenblick,“ murmelte Carbonnet; „jetzt wollen wir uns an Wichtigeres machen!“

Sie winkte einer von Seraphinens Zofen, an deren Bettpfühle Platz zu nehmen, zog die junge Wittwe an das andere Ende des Zimmers, und sagte zu ihr mit leiser Stimme und entschlossenen Tone: „Wollen Sie mich einen Augenblick anhören, Madame? Es handelt sich um Ihre Interessen, wie um die meinigen.“

„Um was handelt sich's denn?“ sagte die junge Frau, welche zu begreifen begann.

„Ich will es Ihnen mit wenigen Worten sagen,“ erwiederte die Beschließerin mit kurzer Stimme, „es ist klar, daß das Fräulein sehr übel daran ist. Das ist wie ein Blitzstrahl. So starb auch ihr Herr Vater; freilich war er älter. Die Jugend des Fräuleins könnte mich beruhigen, aber ich sehe wohl, daß sie stirbt, wie er; in wenigen Stunden vielleicht wird sie todt seyn. Wohlan, Sie sind zu Grunde gerichtet, wenn Sie nicht den Augenblick benützen, wo sie wieder zum Bewußtseyn kommen wird, um sie zu bewegen, ihre letzte Verfügungen zu treffen. Sie glauben mir nicht? Sie fühlen sich ruhig, weil Sie von Rechtswegen ihre einzige Erbin sind. Ja, in der That, wenn kein Testament vorläge, ein Testament, worin Sie gar nicht genannt sind, und ich eben so wenig.“

„Wie wissen Sie dieß?“ fragte Felicie.

„Eines Tages, es ist schon lange her, hat sie mir es gesagt,“ antwortete Carbonnet; „sie befand sich damals wohl, und ich erschrack nicht sehr darüber, indem ich mir dachte, daß man Alles erlange, wenn man Zeit dazu vor sich hat. Aber jetzt bleiben uns vielleicht kaum vierundzwanzig Stunden. Was werden Sie thun, Madame?“

„Sie werden es sehen!“ antwortete Frau von Clavières kalt.

Eine Vernunftheirath.

25.

In Ermangelung der Zeichen von Sympathie und wahrer Zuneigung, fehlt es nicht an Beweisen eigennütziger Anhänglichkeit in der Umgebung des Reichen, der mit der Krankheit ringt, und auf seinem seidenen Bette stirbt, wie der Arme auf seinem elenden Lager. Die Zofen des Fräuleins von Clavières verweilten bestürzt am Eingange ihres Zimmers, und gaben von Zeit zu Zeit den im Salon des Hôtels versammelten Leuten Nachrichten, wo sie eine Art von Parodie des berühmten Wortes erwarteten: „Madame stirbt! Madame ist todt!“ In der That wurde diese Scene minder traurig, je weiter man vom Zimmer der Kranken sich entfernte; im Salon hatte Jedermann ein trostloses Aussehen; im Vorzimmer war man nur traurig; an der Treppe un-

ten sprach man ganz natürlich, und im Hofe des Hôtels lachte man. Während des Restes der Nacht blieb das Fräulein von Clavières in eine völlige Vernichtung aller ihrer Fähigkeiten versunken. In jedem Augenblicke badeten Blutergüsse ihre erdfahlen Lippen. Ihre Seele, auf den Grenzen irrend, welche in der menschlichen Organisation das Leben und den Tod scheiden, schien nur auf dem schwachen Athem zu haften, den ihre Brust noch aushauchte.

Felicie, über die Kranke geneigt, beobachtete mit Angst dieses Gesicht, welches der Tod mit seinem eisigen Finger zögernd zu berühren schien. Auf der andern Seite des Bettes erwartete der Arzt, aufmerksam und unempfindsam, die Wirkung seiner Vorschriften. Endlich seufzte das Fräulein von Clavières, öffnete wieder die Augen, und schaute mit einem Ausdrucke düsteren Erstaunens um sich. Den Arzt an der einen Seite des Bettes, und an der andern Felicien blaß und bestürzt gewahrend, sagte sie mit kaum vernehmlicher Stimme: „Bin ich sehr krank?" „Nein, meine Schwester," antwortete Frau von Clavières, „nein, dem Himmel sey's gedankt! Aber es ist eine Krisis bei Ihnen eingetreten, und Sie müssen sich sehr schwach fühlen."

„Ich leide nicht," murmelte Seraphine, indem sie versuchte, sich zu erheben. Aber sie sank fast entseelt auf den Pfühl zurück. Dann ergriff der Arzt die schlaffe und eiskalte Hand, welche sich auf die abgenähte Spitzendecke hinstreckte, und neigte sich über die Kranke, um

jene Art von Röcheln zu hören, das ihre Brust hob. Eine Viertelstunde lang herrschte eine traurige Stille; dann legte der Arzt Seraphinens Hand wieder auf die Decke, und entfernte sich, um seine Recepte zu schreiben. Die junge Wittwe folgte ihm in das an das Schlafzimmer stossende Cabinet.

„Wohlan, mein Herr?" sagte sie, in Thränen schwimmend.

„Es ist keine Hoffnung, sie zu retten," antwortete der Arzt; „sie ist von einer organischen Herzkrankheit befallen, zu der sich plötzlich ein heftiges Brustübel gesellt hat; die Wissenschaft besitzt keine Geheimnisse, um solche Zerstörungsursachen zu bekämpfen; Alles, was sie thun kann, beschränkt sich darauf, ihre Fortschritte zu hemmen. Das Fräulein von Clavières kann noch einige Tage leben."

Bei diesem schrecklichen Ausspruche fühlte die junge Frau von Entsetzen und Mitleiden ergriffen, ihren Muth sinken; der Gedanke, daß sie allein diesem langen Todeskampfe anwohnen sollte, erfüllte ihre Seele mit Furcht. In dieser peinlichen Lage dachte sie an den Freund, der ihr schon so viele Beweise seiner Ergebenheit bethätiget hatte, und die Feder ergreifend schrieb sie an Herrn von Ramsay: „Mein guter Doctor, Seraphine ist sehr krank, „kommen Sie. Ach! Ihre Bemühungen könnten sie „vielleicht retten! Ich hoffe nur noch von Ihrem Wissen; „es hat schon Wunder gewirkt. Mein bester Freund, ich „erwarte Sie mit einem letzten Schimmer von Hoffnung!"

Die junge Frau fühlte sich ruhiger, als sie diesen kleinen Brief auf die Post hatte tragen lassen. Es war im äußersten Falle möglich, daß Herr von Ramsay in acht Tagen ankam. Sie kehrte zur Kranken zurück, die ihre Abwesenheit nicht bemerkt hatte, und deren gebrochener Blick unter dem Einflusse eines inneren Wahnsinnes sich zu beleben begann.

„Sie erholt sich," flüsterte Carbonnet Felicien in's Ohr; „sehen Sie, sie ist nicht mehr so bleich. Wenn sie wieder zum Bewußtseyn käme, könnte man versuchen, von ihren Angelegenheiten mit ihr zu sprechen."

„Kein Wort mehr, Madame Carbonnet," unterbrach sie Frau von Clavières strenge; „was auch geschehen möge, meine Schwester soll in ihren letzten Augenblicken nicht durch eigennützige Verleitungen gequält werden."

„Aber Sie sind enterbt, Madame!" erwiederte Carbonnet, bis zur Erbitterung aufgebracht, und alles Maß verlierend; „es macht Ihnen also ein Vergnügen, zweimal Ihren Ruin selbst zu begründen! Bedenken Sie, daß es sich um zweimalhunderttausend Livres Renten handelt! Und wenn dieses Vermögen Ihnen entgeht, wer weiß, in welche Hände es fällt! wer weiß, wer der Universalerbe des Fräuleins ist! Ich erkläre Ihnen, daß ich ihn nicht kenne. Gewiß ist's, daß weder Sie es sind, noch ich. Eine einzige Person ist in diesem unglücklichen Testamente genannt, von dem Fräulein eigenhändig geschrieben; sie selbst hat es mir gesagt.

Ich täusche Sie nicht. Sie wissen nun, wie die Sachen stehen. Nun, werden Sie mich handeln lassen?"

„Nein!" antwortete Felicie, zum Pfühle der Kranken zurückkehrend.

„Wie werden es schon sehen!" murmelte Carbonnet zähneknirschend, und sich bei Seite ziehend, wie um zu erspähen, ob Seraphine noch einen lichten Augenblick habe.

Gegen die Mitte des Tages erwachte die Kranke aus jener Art von Schlaftrunkenheit, in welche sie versunken war; ihr Blick war funkelnd, und flüchtige Röthen stiegen in ihre Wangen, wie die Aufloderungen einer innerlichen Flamme, welche sie verzehrte. Sie erhob sich, bewegte ihre Hände hin und her, wie um eine Gestalt zu fassen, die vor ihren Augen schwebte, und murmelte mit einer heiseren, abgebrochenen Stimme: „Herr von Ramsay! Man hat ihm also gesagt, daß ich ihn zu sehen wünschte! Ist er mit Felicien zurückgekommen! Ich wußte es nicht, man hatte es mir verhehlt."

„Sie fängt an, irre zu reden!" murmelte Carbonnet: „Gott des Himmels! Wer weiß, was sie jetzt sagen wird!"

„Meine Schwester," sagte Felicie sanft, sich gegen die Kranke neigend, „Sie möchten unsern Freund wiedersehen; wohlan! ich bin Ihrem Wunsche zuvorgekommen; ich habe an Herrn von Ramsay geschrieben; er wird bald hier seyn."

Seraphine verstand sie nicht; der einzige Name des Herrn von Ramsay war ihr aufgefallen.

„Ich hab' ihn schon lange nicht mehr gesehen!“ fuhr sie mit klagender Stimme fort! „Er schreibt mir niemals! Ob er sich auch nur erinnert, daß ich existire! In Flambiers hat er doch von mir sprechen müssen!“

„In diesem Augenblicke ist Herr von Ramsay ihre fixe Idee,“ sagte Felicie traurig; „welche Unordnung in ihrem Geiste! Als sie bei Vernunft war, sprach sie nie von unserm Freunde, sie dachte nie an ihn.“

Plötzlich wechselte das Irrereden der Kranken den Gegenstand; die Faseleien des Fiebers ließen gräßliche Gesichter an ihr vorüberziehen, und sie rief mit einer erschreckenden Heftigkeit aus: „O! o! Ungeheuer in Ballkleidern! Warum hat man alle diese Frauen nicht in der Wiege erstickt! ihr Gesicht ist ein Gegenstand des Schreckens und des Gelächters, man wendet bei ihrem Anblicke das Antlitz ab, man fühlt Furcht, daß sie doch stürben! dann brauchten sie Niemand zu beneiden, ei! ei! alle Todtenköpfe gleichen sich!“

Dann, als ihre Phantasie ihr jenen Ball vorgaukelte, durch dessen fröhliche Quadrillen sie kürzlich schritt, fügte sie bei: „Es giebt schöne Frauen; man bewundert sie, man liebt sie; ihre Gegenwart ergötzt alle Augen. Wie haß' ich sie!“

„Sie ist ganz von Sinnen!“ murmelte Carbonnet; „sie sagt ganz laut, was sie sich denkt!“

Ungefähr eine Stunde nach diesem düsteren Irrere-

den, trat die Gegenwirkung ein, und Seraphine versank in tiefe Niedergeschlagenheit. Die berühmtesten Aerzte von Paris, eiligst zur Consultation berufen, bestätigten die traurige Vorhersagung ihres Collegen.

Inzwischen erschien Herr von Altefaye im Hôtel Clavières. Es war am Tage vorher verabredet worden, daß man gegen vier Uhr einen Spaziergang in den Wald machen wollte, und der gewöhnliche Stallmeister Seraphinens trat bespornt und mit der Reitpeitsche in der Hand in den Salon; obwohl er den erschreckenden Berichten keinen völligen Glauben beimaß, die ihm die Bedienten um die Wette gemacht hatten, empfand er doch eine gewisse Unruhe, und erkundigte sich selbst an der Thüre des Fräuleins von Clavières. Carbonnet, die ihn verabscheute, weil das schlechte Subjekt, das sie geheirathet hatte, in seinem Dienste gewesen war, kam ihm mit einer ganz verweinten Miene entgegen.

„Der Herr wissen die schreckliche Nachricht," sagte sie leise; „das Fräulein ist zum Sterben!"

„Ist's möglich!" rief Gaston von Altefaye mit einer nicht durchaus erkünstelten Bestürzung; „ich will sie sehen!"

„Der Herr sehen ein, daß ich es nicht auf mich nehmen kann, Sie einzuführen," erwiederte Carbonnet, ihm den Weg vertretend.

„Erholen Sie die Befehle Ihrer Gebieterin," sagte der Herr von Altefaye stolz; „ich warte."

„Das Fräulein ist außer Stand, mich zu hören."

„Sie ist nicht todt, und besiehlt noch hier. Ich nehme Alles auf mich," versetzte Herr von Altefaye, und hochmüthig an Carbonnet vorüberschreitend, trat er in das Zimmer.

„Mein Herr, wissen Sie nicht, was hier vorgeht? Ach! was wollen Sie hier machen?" sagte Felicie, ihm mit einer ebenso bittenden als unwilligen Miene entgegengehend.

„Madame;" antwortete Gaston keck, „meine Anhänglichkeit an das Fräulein von Clavières, und die von ihr mir bethätigten Gefühle, geben mir das Recht, in dieser schmerzlichen Lage bei ihr zu seyn; ich verlasse sie nicht mehr."

Bei diesen Worten ging er zum Bette, und sagte, sich zu Seraphinen bückend: „Meine liebe Freundin, können Sie mich hören?"

„O! mein Herr," murmelte Felicie hinter ihm, „welche Comödie spielen Sie im Angesichte des Todes! Was hoffen Sie? Was wollen Sie? Eine Heirath in extremis!"

Er setzte sich an das Bett, ohne zu antworten, den Kopf mit einer Miene tiefer Bestürzung neigend, und wirklich war sein Schmerz aufrichtig; denn er sah an seiner Seite die reichste Beute ihm entschlüpfen, auf die er es jemals angelegt hatte. Vielleicht brütete er in diesem schrecklichen Augenblicke noch irgend einen niederträchtigen Plan; vielleicht war ihm in der That der Gedanke an eine Heirath in extremis aufgestiegen, und

hoffte er, noch Zeit zu finden, dem Fräulein von Clavières diesen letzten Beweis der Liebe zu entreissen, die er ihr eingeflößt zu haben wähnte. Ein trauriges Schweigen herrschte im Zimmer; Seraphine, mit etwas erhobenem Kopfe, geschlossenen Augen, und über die Decke gebreiteten Händen, glich einem schon des Lebens beraubten Körper, so vollständig war ihre Unbeweglichkeit. Aber plötzlich schlug sie wieder die Augen auf, und warf einen noch lebenskräftigen und hellen Blick um sich. Bei dem Anblicke des Herrn von Altefaye, der eine rasche Geberde machte, wie wenn er vor dem Bettpfühle auf die Knie stürzen wollte, wendete sie sich zur jungen Frau an ihrer Seite, und sagte zu ihr mit leiser Stimme: „Er langweilt mich, bringen Sie ihn weg."

Felicie, betäubt, lud Herrn von Altefaye durch eine Geberde ein, ihr zu folgen, und ging einen Augenblick hinaus, um ihn zu verabschieden. Dann näherte sich Carbonnet, die in einem Winkel spähte, unerschrocken dem Fräulein von Clavières, und über sie sich neigend, sagte sie zu ihr leise, aber vernehmlich: „Mein Fräulein, es ist nicht mehr an der Zeit, Ihnen die Wahrheit zu verhehlen. Mein Gewissen befiehlt mir, Sie über Ihren Zustand aufzuklären, Sie haben christlich gelebt, man muß auch so sterben. Denken Sie an Gott und an diejenigen, die Ihnen gut gedient haben, meine liebe Gebieterin!"

Seraphine heftete auf jene, die so zu ihr gesprochen, einen Blick ganz außer sich vor Erstaunen und Schrecken; sie hatte die Annäherung des Todes empfunden,

ohne sie zu verstehen. Ungeachtet ihrer Fühllosigkeit und der Verwegenheit ihres Characters, erbebte Carbonnet vor diesem Blicke; zitternd erhob sie sich, und ging wieder an ihren Platz. Die junge Wittwe kam zurück.

Die Sterbende wendete dann ihre düstern und verwirrten Augen gegen Frau von Clavières; ein einziger Gedanke beschäftigte sie, ein einziges Gefühl lebte noch in ihrer Seele, nämlich die Erinnerung an Herrn von Ramsay, und die Qualen einer wilden Eifersucht. Sie fragte sich, wie sie auf immer diese beiden Wesen trennen könnte, zwischen denen vielleicht kein anderes Hinderniß bestand, als der heimliche Einfluß, den sie auf eines von Beiden ausgeübt hatte. Sie konnte noch die Mittel berechnen, Felicien für immer der Liebe, den Hoffnungen des Herrn von Ramsay zu entziehen, und plötzlich einen äussersten Entschluß fassend, sagte sie zur jungen Wittwe: „Meine Schwester, lassen Sie Alle hinausgehen."

Diese Worte durchzuckten alle Anwesenden wie ein electrischer Schlag; jeder sah ein, daß der Augenblick der letzten Verfügungen gekommen sey, und Carbonnet, der Freigebigkeit ihrer Gebieterin gewiß, dachte sich heimlich, indem sie ihre Thränen zu trocknen sich stellte: „Endlich werden wir den Notar kommen sehen!"

Als die beiden Schwägerinnen allein waren, erhob sich Seraphine von selbst, und alle ihre Kräfte zusammenraffend, sagte sie zu der jungen Frau mit einer

feierlichen Stimme: „Meine Schwester, ich bin sehr krank, ich fühle, daß ich sterben werde. Seit langer Zeit hatte ich einen Plan, geben Sie mir die Zufriedenstellung, ihn in meinen letzten Augenblicken zu genehmigen. Ich habe einen Mann für Sie gewählt, meine liebe Felicie.“

„Was verlangen Sie, meine Schwester?“ rief die junge Frau ganz außer sich.

„Daß Sie Ihre Hand einem Manne reichen, der Ihrer würdig ist,“ antwortete Seraphine, „daß Sie Beide vor mir die feierliche Verpflichtung übernehmen, einander anzugehören.“

„Aber kann dieser Mann meine Hand annehmen?“ stammelte Felicie, von Schrecken ergriffen. „Würde ich seiner Liebe gewiß seyn? Und würde diese Ehe sein Glück und das meinige begründen?“

„Ja,“ entgegnete das Fräulein von Clavières mit Energie; „ja; denn der Graf Lucian von Froidesaigues liebt Sie, ich weiß es.“

„Der Graf Lucian!“ rief Felicie aus, ihr von Thränen des Erstaunens und der Freude benetztes Antlitz im Pfühle verbergend, „er ist's! Wohlan, meine Schwester, verfügen Sie über mich; aber möge es nicht im Angesichte eines Unglückes seyn, das nie sich ereignen wird! Sie werden leben!“

„Ich habe Ihr Wort schon,“ entgegnete Seraphine mit erloschener Stimme; „dieß genügt. Lassen Sie den Herrn Grafen von Albys und seinen Neffen rufen.

Aber zuvor, meine Schwester, öffnen Sie den Rollschrank, der zu den Füssen meines Bettes steht, und nehmen Sie ein in der ersten Schublade befindliches Papier; der Schlüssel ist in meinem Meßbuche verborgen."

Felicie nahm einen kleinen silbernen Schlüssel, öffnete den Schrank, und brachte ihrer Schwägerin einen vierfach zusammengelegten Bogen Papier.

„Das ist mein Testament," sagte Seraphine.

Und mit ihrer sterbenden Hand zerriß sie es in tausend Stücke; dann fügte sie mit erloschener Stimme bei: „Nun gehört mein ganzes Vermögen Ihnen; denn Sie sind von Rechtswegen meine einzige Erbin."

„O! meine Schwester, Gott wird Sie retten! Sie werden leben!" rief Felicie aus, ihre gefalteten Hände zum Himmel erhebend.

„Ich werde schwach," fuhr die Kranke fort. „Meine Ideen verwirren sich. Lassen Sie den Grafen Lucian kommen, meine Schwester. Zögern Sie nicht mehr, glauben Sie mir; man kann glücklich werden, wenn man eine Vernunftheirath schließt."

„Verfügen Sie über mich," murmelte Frau von Clavières, Seraphinens gegen sie ausgestreckte Hand an ihr Herz drückend.

Eine Viertelstunde später ereignete sich eine rührende und traurige Scene in diesem Sterbezimmer.

Seraphine, in ihrem Bette mehr sitzend als liegend, hielt in ihren schon eiskalten Händen die Hand der Frau von Clavières. Der Graf von Albys, am Bett-

pfühle sitzend, weinte wie ein altes Kind, das er war, und Herr von Froidesaigues, der jungen Wittwe gegenüber stehend, heftete auf sie einen glücklichen und traurigen Blick.

„Meine Schwester," sagte Seraphine mit Anstrengung, „der Herr Graf von Albys hatte uns schon die Ehre erwiesen, an diese Heirath zu denken, und sie mir für Sie vorgeschlagen. Damals glaubte ich, sie ablehnen zu müssen. Heute ist es mein letzter Wunsch, daß sie vollzogen werde. Willigen Sie ein?"

Frau von Clavières konnte nur durch ein Zeichen antworten; die Thränen erstickten ihre Stimme.

„Herr Graf von Froidesaigues, geben Sie mir Ihre Hand," fuhr Seraphine fort, und fügte auf ihrem Sterbelager diese beiden zitternden Hände ineinander; dann murmelte sie, starren Blickes, wie wenn sie mit dem Gedanken einem unsichtbaren Bilde folgte: „Niemals! Niemals!"

Die Verlobten sprachen nicht miteinander, und bald entfernten sich Herr von Albys und sein Neffe. Die Kranke war erschöpft, aber sie besaß noch die ganze Fülle ihrer moralischen Fähigkeiten.

„Meine Schwester," sagte sie, „daß Niemand hier eintrete, kein Geräusch um mich her, ich fühle ein unaussprechliches Wohlseyn. Es dünkt mir, daß ich einschlafen werde."

Frau von Clavières verbot, daß man ohne ihren Befehl über die Schwelle der Thüre trete; dann kehrte

sie zurück, um sich an den Pfühl des Bettes zu setzen. Es war nun etwa neun Uhr Abends. Die Personen, welche gewöhnlich das Hôtel Clavières besuchten, begannen zu kommen; man entließ sie, indem man sie von der traurigen Nachricht in Kenntniß setzte. In Zwischenräumen von je einer halben Stunde kam eine Anfrage aus dem Hôtel Albys nach dem Befinden der Kranken. Carbonnet, vor der Zimmerthüre sitzend, lauschte mehr, als daß sie auf Feliciens Befehle horchte. Sie begriff nichts von dem, was vorgegangen war, und eben so wenig die Ursache, warum der Graf Albys und der Graf von Froidesaigues statt des Notars waren herbeschieden worden. Ueber dieses Geheimniß bestürzt, wüthend, murmelte sie, die Augen zum Himmel aufschlagend, mit einer verzweifelten Geberde. „Aus ist's, sie wird sterben, ohne ihr Testament geändert zu haben; ich werde mit leeren Händen aus diesem Hause abziehen; Welche Abscheulichkeit! Welche Undankbarkeit! Wie schauderhaft!"

Niemand im Hôtel Clavières legte sich zu Bette. Seraphine war von ihren Leuten nicht geliebt; man war nicht traurig, aber gerührt, wie in der Erwartung aller wichtigen Ereignisse. Der Arzt und Felicie wachten an dem Bette der Kranken; sie war sehr entkräftet, jedoch ruhig, und die junge Frau hegte einen Augenblick Hoffnung. Aber bald triumphirte das Zerstörungsprincip über Jugend und Leben; der Todeskampf begann: ein schrecklicher Kampf, wo die Seele und der

Leib sich weigern, sich zu trennen! So verfloß die ganze Nacht. Gegen den Morgen starb das Fräulein von Clavières.

Der Testamentsexecutor.

26.

Als das Fräulein von Clavières den letzten Athemzug gethan hatte, kniete Felicie vor das Bett hin, küßte fromm die Hand der Todten, und entfernte sich weinend.

Alsogleich eilten Carbonnet und die andern Zofen in das Zimmer, und betrachteten die traurigen Ueberreste derjenigen, die ihre Gebieterin gewesen. Der anbrechende Tag warf einen Rosenschimmer auf das Todbett, und die ersten Strahlen der Morgendämmerung, durch die Vorhänge dringend, verklärten mit einem reinen Lichte jene Augen, die niemals wieder des Himmels heiterem Glanze sich öffnen sollten. Der Tod hatte Seraphinens Gesichte einen ruhigen Ausdruck verliehen, der ihre Züge minder gräßlich machte. Eine von ihren Zofen, über diese Veränderung bestürzt, rief aus: „Das ist erstaunlich! Sie ist nicht mehr so häßlich!"

Man sprach laut, man öffnete die Möbel, man ordnete das Zimmer um jene unbekümmert, die, am Tage vorher, Jedermann mit einem Blicke zittern machte; Niemand fürchtete sie mehr. Niemand bedauerte sie. Nur ihr kleiner Hund Cupido, schaute sie an, traurig zu des

Bettes Füssen liegend, und ließ von Zeit zu Zeit ein Wehgeheul vernehmen.

„Seht, dieses häßliche Thier beweint das Fräulein!“ sagte Carbonnet, es mit dem Fusse stossend.

Die Beschließerin war bis zur Erbitterung aufgebracht, und ihre getäuschte Habsucht flößte ihr einen unversöhnlichen Unwillen gegen Felicien ein.

„Ich habe sie gewarnt,“ sagte sie; „ich habe ihr gesagt, daß ein Testament vorhanden sey, das uns Alle ruinirte. Es ist nicht meine Schuld, wenn wir beraubt sind. Nur etwas tröstet mich, nämlich: daß sie enterbt ist. Morgen wird der Erbe bekannt seyn, und sie aus dem Hôtel jagen. Ei! ei! wir werden Alle miteinander abziehen!

Man begann, die Todte auf ihrem Bette zu ordnen; dann ließ eine der Zofen, die Decken lüftend, Papierstückchen fliegen, welche zerstreut auf den Teppich fielen. Bei dem Anblicke derselben wurde Carbonnet blaß.

„O Himmel!“ rief sie aus, von einem plötzlichen Gedanken durchzuckt, „diese Papierstückchen auf des Fräuleins Bette! — Großer Gott! sie hat ihr Testament zerrissen!“

Also sprechend, kniete sie sich auf den Teppich, und sammelte gierig alle vorhandenen Theilchen; zum Unglücke für sie war ein Theil dieser Fragmente schon weggeworfen worden. Hierauf setzte sie sich, unbekümmert um das, was um sie her geschah, und um die

beginnenden, zum Leichenbegängnisse gehörigen Vorbereitungen, an einen Tisch, und suchte die Papierstückchen wieder aneinander zu fügen. Je weiter sie mit dieser Art von Mosaik kam, rötheten der Aerger, die Unruhe, der Zorn ihr Gesicht, und Schweißtropfen rannen von ihrer Stirne. Es gab einen Augenblick, wo sie, einen verstörten Blick auf das Bruchstück werfend, dessen Zusammensetzung ihr gelungen, ausrief: „Ich war genannt!" Endlich, mit convulsivischer Geduld diesen ängstlichen Versuch fortsetzend, brachte sie die Ziffer heraus. Dann sanken ihre Arme vor Erstaunen und Betäubung herab; sie lehnte sich zurück, wie Eine, die in Ohnmacht fällt, und rief verzweiflungsvoll aus: „Es waren mir eben so viele Tausendfranks Banknoten, vermacht, als ich Dienstjahre zähle! zweiunddreißigtausend Franks!" Dann, gegen die Todte gewendet, welche man eben in's Leichentuch gehüllt hatte, fügte sie bei: „Oh, das boshafte Mädchen! Sie hatte gelogen! — Deßwegen, damit ich ihren Tod nicht wünsche, hatte sie mich getäuscht!"

Frau von Clavières, in ihre Wohnung eingeschlossen, empfing Niemand. Sie befand sich in einer Stimmung, welche die Anwesenheit von Gleichgültigen unerträglich macht, worin man aber die Abwesenheit seiner Freunde lebhaft fühlt. Das Gemüth noch voll Erstaunen und Schmerz, die Einbildungskraft mit Besorgnissen beschäftiget, hinter denen jedoch zärtliche und innige Hoffnungen auftauchten, schrieb sie der Madame

Dalange dieses traurige Ereigniß, und meldete ihr die Verpflichtung, zu deren Uebernahme sie vom Fräulein von Clavières auf deren Todbette bewogen worden; sie endigte mit der Bitte an ihre Großmutter, auf eine Zeitlang ihre Einsamkeit zu Flambiers zu verlassen, und sie in Paris zu besuchen. Obwohl sie Herrn von Ramsay erwartete, schrieb sie ihm doch auch, aber mit Verschweigungen; sie eröffnete ihm nur den unvermutheten und zu schnell eingetretenen Tod Seraphinens.

Zwei Tage später bewegte sich ein Zug mit königlicher Pracht durch die Strasse der Vorstadt Saint-Honoré, und am Boulevard hinauf, um sich nach dem Kirchhofe Père-Lachaise zu begeben. Fünfzig weißgekleidete junge Mädchen umgaben den mit Draperien von Silberstoffen bedeckten, und mit den Wappenschildern des Hauses Clavières geschmückten Leichenwagen. Auf den mit weißem Sammet umhüllten Sarg hatte man den Strauß und die Krone von Orangenblüthen unter einem Trauerkreppe gestellt. Hundert meistens leere Trauerwagen folgten, und nur zwei Personen gingen mit entblößtem Kopfe hinter dem Sarge. Dieß waren der Graf von Albys und Lucian von Froidesaigues. Die Vorübergehenden blieben stehen, um diesen prächtigen Zug vorbeikommen zu sehen, und unter der Menge murmelte man bei dem Anblicke der Orangenblüthen unter dem schwarzen Kreppe: „Das ist ein junges Mädchen. Sie wollte sich vielleicht vermählen!

Armes Kind! Gott hat sie bald von dieser Welt genommen!“

Dieß war das Erstemal, daß Seraphine Zeichen von Sympathie und Interesse erregte; dazu bedurfte es, daß die Unglückliche im Sarge lag. Während der Zug über die Boulevards sich bewegte, strich Gaston von Altefaye, welcher, ungeachtet seiner Keckheit, nicht dabei zu erscheinen gewagt, in der Passage de l'Opéra umher, seine Cigarre schmauchend. Im Augenblicke, da der Wagen vorüberfuhr, stand er am Eingange der Gallerie, und streckte den Kopf vor.

„Parbleu! da bist Du!“ sagte Jemand hinter ihm, auf die Schulter ihm klopfend; „Du schauest Deine Verlobte vorbeiziehen!“

Dieß war der Unbesonnene, der einmal Gaston von den über ihn gemachten Aeußerungen in Kenntniß gesetzt hatte.

„Du bist's, Rudolph! Guten Morgen,“ erwiederte Herr von Altefaye nachläßig; „es ist wahr, ich ergötze mich an dem Anblicke dieser Ceremonie; das ist sehr schön! — Diese Ehrenbezeugungen kosten wohl fünfundzwanzigtausend Franks! ein wenig mehr, als der Ball, den diese liebenswürdige Person uns neulich gegeben hat.“

„Dießmal, da das Fest nicht so lustig ist, sind die Eingeladenen ausgeblieben,“ versetzte Rudolph. „Sieh, der venetianische Nobile und der achtungswerthe Voltigeur Ludwigs XIV. sind denn doch da!“

„Mein alter Podagraonkel und mein tugendhafter Vetter!“ rief Gaston aus, große Augen machend, „was bedeutet dieß! Ich war wenig darauf gefaßt, sie da zu sehen!“

„Mein lieber Gaston,“ fuhr der Andere mit plumpscherzendem Tone fort; „dieses Ereigniß ist bezeichnend; es steht geschrieben, daß Dein Vetter Lucian überall an Ort und Stelle statt Deiner sich festsetzen wird; er wird das ganze Vermögen Deines Onkels bekommen, und die liebenswürdige Wittwe heirathen, die Erbin des Fräuleins von Clavières, wie man sagt.“

„Nein, Tod und Teufel, das wird nicht geschehen!“ rief Herr von Altefaye aus, über diese Zuflüsterung bestürzt, die ihm alsogleich zur entschiedenen Wahrheit wurde. „Du kennst mich, Rudolph? Wohlan, ich schwöre Dir, daß so lang' ich lebe, Frau von Clavières Lucian von Froidesaigues nicht heirathen wird!“

„Ei, ei! wie wirst Du es anstellen, sie daran zu hindern, wenn es beliebt?“ erwiederte Rudolph; „willst Du selbst in die Schranken treten? Deine Galanterie und Liebe würden fruchtlos aufgeboten. Wisse, mein Lieber, daß in der nämlichen Ballnacht, wo Deine Liebe zum Fräulein von Clavières so unerwartet zum Ausbruche kam, der Graf Lucian seinerseits der jungen Wittwe seine Zärtlichkeit im Stillen bethätigte; er hatte sie ganz sachte in den Garten geführt, wo ich sie in einem charmanten Tête-à-Tête gewahrte, welches zu unterbrechen ich mich wohl hütete. Du siehst, mein

Lieber, daß es für Dich keine Aussicht des Gelingens mehr giebt!"

„Wir wollen sehen!" murmelte Herr von Altefaye.

„Welche Anmaßung!" sagte Rudolph, die Achseln zuckend; „höre, glaube mir, nimm alle Deine Einsätze zurück; Du bist voll Unglück; es ist Dir nicht einmal gelungen, die häßlichste Frau in Paris zu verführen, und, mein Ehrenwort! sie ist gestorben, ohne Dir etwas Anderes gegeben zu haben, als Hoffnungen."

„O, hätte sie nur vierzehn Tage länger gelebt!" rief Gaston wüthend aus; „ich hätte sie schon gezwungen, sie zu erfüllen."

Und als Rudolph ihn mit erstaunter Miene anschaute, fügte er bei: „Ich begann einzusehen, daß sie ihr Spiel mit mir trieb. Nach Verlauf von sechs Wochen anhaltender Bewerbung, gab sie mir ihre Hand zu küssen. Dieß war eine kostbare Gunst, ohne Zweifel; aber, gutwillig oder mit Gewalt, war ich entschlossen, mehr zu erlangen!"

„Mein Lieber," entgegnete Rudolph mit Ueberzeugung, „Deine Feinde sagen mit Recht, daß Du Alles fähig seyst."

Am Abende des nämlichen Tages erschien Herr von Albys allein im Hôtel Clavières. Der gute alte Mann, ungeachtet seiner Ueberspanntheiten und seiner oft bizarren Ideen, besaß erhabene Gefühle, und eine Würde des Charakters, die er in wichtigen Gelegenheiten stets bewährte. Der Sprößling des edlen Stammes der Al-

bys war in Edelmuth und Zartgefühl nicht entartet, und er kam nun, bei der jungen Wittwe einen Schritt zu thun, der seine vorsichtige Loyalität bewies.

Felicie, schon in Trauerkleidern, empfing ihn in jenem großen Salon, worin er ihr noch vor Kurzem den Hof gemacht hatte, ohne daß sie es geahnet; sie war traurig und freudestrahlend zugleich; man hätte sie eine Blume nennen mögen, die, lange vom Sturme gepeitscht, ihren thränenfeuchten Stengel wieder erhebt, und ihren Kelch den funkelnden Küssen der Sonne von Neuem aufschließt.

Der Graf von Albys küßte die Hand, die sie ihm reichte, und sagte, indem er Platz nahm: „Mein Neffe hätte sich glücklich gefühlt, mich zu begleiten; aber, Madame, bevor er kommt, um Ihnen seine Ehrfurcht zu bezeigen, muß ich in seinem und in meinem Namen Sie über eine Lage beruhigen, die, Ihnen Verlegenheit bereitend, vielleicht peinlich scheinen möchte. Sie haben in die Hände einer Sterbenden ein feierliches Versprechen abgelegt; die dringenden Bitten des Fräuleins von Clavières haben vielleicht Ihren Willen bewältiget . . . Allein, Madame, Lucian will Sie nur von Ihnen selbst erhalten . . . und obgleich er auf diese Verbindung alle seine Glückshoffnungen setzt, wird er darauf verzichten, wenn Ihr Herz nicht dazu einwilliget. Erklären Sie sich ohne Furcht, ohne Schwanken . . . Ich bin Lucians Onkel; aber bin ich nicht auch Ihr alter Freund?"

Die junge Frau hatte diese Worte mit einem schwachen Lächeln und die Augen niederschlagend angehört;

als Herr von Albys schwieg, erhob sie ihren ruhigen Blick zu ihm, und antwortete einfach: „Herr Graf, ich werde glücklich seyn, dem letzten Willen meiner Schwester zu gehorchen.“

„Meine liebe Nichte, meine liebe Tochter!“ rief der Greis gerührt aus, „reichen Sie mir noch einmal Ihre schöne Hand zum Zeichen des Versprechens und des Bündnisses. Wenn Sie wüßten, in welchen Aengsten mein armer Lucian schwebt! Ich will ihn holen, Madame. Werden Sie nicht erlauben, daß er diesen Abend komme, um seine Aufwartung zu machen?“

„Wir werden traurig seyn,“ versetzte die junge Frau, auf ihre Trauerkleider blickend.

„Dieß hindert nicht, glücklich zu seyn,“ murmelte der Graf von Albys.

In der That verstrich diese Soirée in einem melancholischen und stummen Glücke. Man sprach weder von der Gegenwart, noch von der Zukunft; man kam nicht auf die Vergangenheit zurück; aber wie viele Versprechungen und Hoffnungen, selbst im Schweigen ausgetauscht von diesen beiden Herzen, die sich verstanden, ohne zu sprechen! Felicie sprach mit Lucian von ihrer Großmutter; sie setzte ihn von den demokratische Ideen der alten Dame in Kenntniß.

„Ich hoffe, daß sie mir meinen Grafentitel verzeihen wird,“ antwortete er lächelnd; „ich bin so ziemlich in der Landwirthschaft erfahren, und nöthigenfalls werde ich in ihrer Gegenwart den Pflug führen können.“

Felicie erblickte in der Zukunft ein so großes, so vollkommenes Glück, daß sie davon wie erschreckt war; sie wußte, daß es in den menschlichen Geschicken immer Ausgleichungen gebe, und das ihrige schien ihr so schön, so glücklich, daß sie unbestimmt den Blitzstrahl fürchtete, der die höchsten, dem Himmel nächsten Gipfel vorzugsweise zerschmettert. Und ihre Ahnungen täuschten sie nicht; sie sollte jenem verhängnißvollen Gesetze nicht entgehen, welches will, daß alle unsere Glückszustände ihre Schattenseiten haben, und daß in die Freuden unseres Herzens immer ein Tropfen Galle sich mische. Eines Morgens empfing die junge Frau aus Carbonnets Händen einen Brief, der folgende Worte enthielt:

„Ich habe den Frieden gewünscht und verlangt; aber „der Gang der Ereignisse wird mich vielleicht zwingen, „den Krieg zu erklären: Frau von Clavières soll einsehen, daß das Geschick ihrer Geißel compromittirt wird, „wenn die Feindseligkeiten beginnen, und ich verlange, „ihr die Bedingungen bekannt zu machen, unter denen „ich sie respectiren will. Diesen Abend werde ich die „Ehre haben, mich ihr vorzustellen."

Diesen räthselhaften Brief lesend, erröthete die junge Frau vor Scham; dann erblich sie vor Schrecken. Sie rief Madame Carbonnet zurück, und fragte sie mit veränderter Stimme. „Man hat dieses Billet gebracht? Wer hat es Ihnen gegeben?"

„Der Spitzbube, der Niederträchtige, mein Mann,"

antwortete Carbonnet, die im Zorne über die Anwesenheit des Bedienten des Herrn von Altefaye, die Unruhe der junge Frau nicht bemerkt hatte.

„Erwartet man eine Antwort?" fragte Frau von Clavières.

„Nein, Gott sey Dank! er ist schon fort, der Elende!" erwiederte Carbonnet.

„Was ist zu thun? Mein Gott! Was ist zu machen?" murmelte die junge Wittwe, ganz bestürzt in ihr Zimmer zurückkehrend. „Dieser Mann droht mir! Warum? Was will er mir?"

Zuletzt jedoch beruhigte sie sich, und erwartete mit einer Art von Neugier den Besuch des Herrn von Altefaye; durch Nachdenken über den Inhalt seines Billetes war sie auf die Meinung gekommen, daß es sich um irgend eine schändliche Prellerei handle, um irgend eine Geldfrage, welche sie, die Erbin des Fräuleins von Clavières, zu schlichten habe. In dieser Voraussicht ließ sie dem Grafen von Albys sagen, daß sie, mit einer Arbeit, bezüglich auf die Erbschaft, beschäftiget, an diesem Abende nicht empfangen, er sie aber am folgenden Tage zu Hause treffen würde.

Um neun Uhr ging Frau von Clavières in den Salon hinab, und fast in demselben Augenblicke meldete man den Baron von Altefaye. Die junge Frau, kalt, stumm, mit traurigem und stolzen Blicke, wies Gaston mit der Hand einen Sitz, und setzte sich selbst einige Schritte von ihm. Ein Moment des Schweigens trat

ein, während dessen Herr von Altefaye seinen Knebelbart zwischen dem Daumen und Zeigefinger strich, einen Blick um sich werfend; dann sagte er mit einem ungezwungenen Tone: „Sind wir allein, Madame?“

Die junge Frau machte ein bejahendes Zeichen; dann fuhr er mit der nämlichen kalt-kecken Miene fort: „Sie begreifen, Madame, daß ich nicht meinetwegen diese Frage an Sie stelle; ich kann von dem, was mich betrifft, laut sprechen! Meiner Treu, ja, der Tod des Fräuleins von Clavières hat mich von der Nothwendigkeit befreit, meine Geheimnisse zu bewahren. Nun kann ich offen ein schlechtes Subjekt, ein Niederträchtiger, ein Verführer, Alles seyn, was Sie wollen. Ich brauche keine Schonungen mehr zu berücksichtigen. Ich habe auf die Heirath verzichtet. Aber Sie, Madame, könnten compromittirt werden, wenn man uns hörte.“

„Ich verstehe Sie nicht, mein Herr,“ erwiederte Frau von Clavières mit eisigem Tone.

„Ich bitte tausendmal um Vergebung, Madame,“ entgegnete er; „ich will deutlicher und verständlicher zu seyn trachten.“ Er richtete sich wieder auf, schaute ihr einen Augenblick in's Gesicht, und fuhr langsam fort: „Um mich kurz zu fassen, Madame, ich komme nicht, um Sie aufzufordern, eine Verpflichtung zu erfüllen, sondern um Ihnen zu verbieten, die Rechte, welche Sie mir gegeben haben, auf einen Andern zu übertragen.“

„Ich, mein Herr!“ entgegnete Felicie mit einer Re-

gung des Schreckens, und die Hand ausstreckend, wie um gegen diese letztere Aeußerung zu protestiren.

„Sie betrachten sich als frei," fuhr Herr von Altefaye fort; „in diesem Wahne haben Sie dem Grafen Lucian von Froidesaigues Ihr Herz gegeben, Ihre Treue versprochen. Madame, diese Heirath wird nicht vollzogen werden. Nein, gewiß, Sie werden Lucians Frau nicht werden, weil ich es verhindern kann. Fragen Sie mich nicht wie, da Sie wissen, auf welche Art er auf die Hand der Lady Diana verzichtet hat. Sie hatte Raimund von Maussane geliebt. Sie, Madame, haben mir Unterpfänder eines schmeichelhaften Vorzuges gegeben: ein schriftliches Versprechen, ein unterzeichnetes Rendez-vous. Erst kürzlich hab' ich dem Herrn von Froidesaigues eine scandalöse Anekdote in's Ohr geflüstert: dießmal werde ich ihm kostbare eigene Handschriften zeigen können."

„Ich werde die ganze Wahrheit sagen," erwiederte Felicie mit einem unaussprechlichen Ausdrucke von Schmerz, Entrüstung und Stolz; „ich werde sagen, daß ich leichtgläubig, unvorsichtig war, daß ich einem niedrigen Manne erhabene Gesinnungen, einen edlen Character zugetraut, daß aber dieser Irrthum zu keiner schuldhaften Schwäche mich verleitet habe."

„Ich werde kostbare eigene Handschriften vorweisen," wiederholte Herr von Altefaye, „um so kostbarer, als sie sinnreiche Auslegungen zulassen. Und wenn man meinen Erklärungen den Glauben verweigert, wohlan!

morbleu! so werd' ich mit demjenigen mich schlagen, der mich wird Lügen gestraft haben."

Und die junge Frau mit einer grausamen Freude betrachtend, fügte er bei: „Diese Aeußerung hat Sie erbleichen gemacht, Madame. Sie lieben also den Grafen Lucian?"

„Ja, ich liebe ihn," antwortete sie.

„Dann werden Sie gewiß auf ihn verzichten," sagte Gaston mit einem wilden Ausdrucke; „denn, sehen Sie, wenn Sie darauf bestehen, ihn heirathen zu wollen, so werd' ich ihn tödten!"

„Ich glaubte nicht, daß auf Erden eine so niedrige Seele, ein so unbarmherziges Gemüth existire!" murmelte Frau von Clavières niedergedonnert.

„Sie beklagen sich über mich, glaub' ich!" rief Herr von Altefaye aus; „aber, Madame, ich bin großmüthig, wie mir dünkt; indem ich Sie vom Grafen Lucian trenne, mach' ich von meinem Rechte nur zur Hälfte Gebrauch; ich hätte Sie zwingen können, mich selbst zu heirathen."

„O! niemals!" antwortete energisch die junge Frau.

„Sie haben meine Liebe zurückgestossen; ich räche mich," sagte Herr von Altefaye kalt: „Lucian hat mir die Erbschaft meines Onkels geraubt, ich raube ihm die Frau, die er liebt; wir sind quitt. Sie sehen, Madame, daß ich in Allem mit vollkommener Billigkeit handle."

Bei diesen Worten stand er auf, und fuhr fort:

„Denken Sie über diese Kriegserklärung nach; beachten Sie wohl, daß es nur von Ihnen abhangt, Frieden zu haben. In einigen Tagen werde ich Ihre Antwort abholen.“

Nach diesen Worten entfernte er sich, und ließ Felicien durch den ihr versetzten Schlag vernichtet zurück. Die junge Frau sah in ihrem Unglücke nur einen Trost, eine Hoffnung, nämlich die Ankunft des Herrn von Ramsay. Dieser kluge Freund allein konnte ihr in dieser Lage zu Hülfe kommen; sie beschloß, ihr Geschick in seine Hände zu legen, seinem Rathe blindlings zu folgen, und wartete, ihren Schmerz, ihre peinlichen Gedanke verhehlend. Zwei Tage später kam Herr von Ramsay an. Bei dem Anblicke der jungen Frau, die in Trauerkleidern auf ihn zuging, rief er aus, Thränen in den Augen: „Liebes Kind, ach! ich finde Sie traurig und niedergeschlagener wieder, als in Flambiers!“

„O mein guter Doctor! ich bin sehr unglücklich!“ antwortete sie weinend. „Ach! Ihre Klugheit, Ihre Rathschläge, sind meine einzige Hoffnung.“

Dann führte sie ihn in ihr Zimmer, schloß sich mit ihm ein, und vertraute ihm offen, ohne Rückhalt, alle Verhältnisse ihres Lebens an, alle ihre Gedanken, alle ihre Gefühle, kurz Alles, was seit achtzehn Monaten um sie her und in ihr vorgegangen war.

Nach dieser langen Erklärung sagte Herr von Ramsay zu ihr mit gerührter, aber fester Stimme: „Sie lieben den Grafen Lucian; er ist Ihrer würdig. Sie wer-

den seine Frau werden, mein Kind. Verlassen Sie sich hinsichtlich dessen, was Herrn von Altesaye betrifft, auf mich. Sie werden nicht vergeblich Hülfe und Rath von mir verlangt haben. Ich werde Sie von ihm befreien. Der letzte Wille des Fräuleins von Clavières wird vollzogen werden, ich werde ihr Testamentsexecutor seyn!"

Ein ergebenes Herz.

27.

Am folgenden Tage gegen neun Uhr Morgens, erschien Herr von Ramsay bei Gaston von Altesaye. Das schlechte Subjekt, voll Schulden und creditlos, wohnte damals in einem kleinen Hôtel garni, in der Gegend des Boulevard des Italiens. Er hatte nicht das beste Zimmer dieses nicht sehr entsprechenden Gasthauses, und Herr von Ramsay mußte bis in das fünfte Stockwerk steigen, um den zu finden, den er suchte. Er klopfte an eine kleine numerirte Thüre, zu der ein dunkler Corridor führte, und wartete lange, bis man ihm antwortete. Endlich kam Etienne, um aufzumachen, fluchend, und eben mit dem Anziehen seiner Weste beschäftiget: der Herr und der Kammerdiener schliefen im nämlichen Zimmer.

„Wer ist's? Was will man von uns?" sagte der Lakai, indem er seinen Kopf der halbgeöffneten Thüre näherte, als hätte er gefürchtet, man möchte mit Gewalt in die Wohnung dringen.

„Sagen Sie Ihrem Herrn, daß Herr von Ramsay in einer wichtigen Angelegenheit auf der Stelle mit ihm zu sprechen wünscht," antwortete der Arzt.

Etienne schloß wieder zu, und meldete dieß dem Herrn von Altesaye, der noch schlief.

„Herr von Ramsay!" sagte der ruinirte Dandy, sich die Augen reibend; „das ist kein Gläubiger, wie mir scheint; laß ihn eintreten!"

Mit diesen Worten stand er schnell auf, fuhr in einen damastenen Schlafrock, der in Lappen zerfiel, strich seine Haare empor, knüpfte die Schnur von Gold und Seide, deren lange Troddeln bis auf seine ausgetretenen Pantoffel hinabreichten, und fuhr fort, sich zum Kammerdiener wendend, der auf die Vollendung seiner Toilette wartete: „Laß ihn doch eintreten, und sorge, daß ich Stiefel habe, um heute früh auszugehen."

In das Zimmer tretend, erinnerte Herr von Ramsay sich des Sprichwortes: „Wie das Nest den Vogel, verräth die Wohnung den Mann!" Einige elegante Kleider waren über zerlumpte Stühle gebreitet; auf einem Tische sah man Seifen, wohlriechende Wässer, und andere kleine Toilettengegenstände, mitten unter den Ueberbleibseln des wenig nahrhaften Mittagsmahles, welches Etienne am vorigen Tage, seinen Herrn erwartend, bereitet hatte.

In der halbgeöffneten Schublade der Commode gewahrte man einen Haufen gelber Handschuhe, papierner Halskrägen, Phantasiekravatten und ein einziges Hemd. Auf dem Kamine, dessen alabasterne Pendeluhr seit vie-

len Jahren nicht mehr die Stunde zeigte, blähte sich hochmüthig ein Paar tadellos gefirnißter Stiefel, die aber auf jeder Seite des Fußes unabhelfbare Zusammenhangsunterbrechungen wiesen. Ueberall lungerten Cigarrenreste umher, und eine Sammlung von Tabackspfeifen zierte die gesprenkelte und furchtbar angerauchte Tapete. Kurz, dieses Zimmer sah so nackt und elend aus, daß Gaston sich entschuldigen zu müssen glaubte.

„Verzeihen Sie, mein Herr," sagte er, „verzeihen Sie, daß ich Sie inmitten dieser Unordnung empfange. Sie wissen, was eine Junggesellenwohnung ist. Ich wohnte sonst weit confortabler; allein die Zeiten sind hart. Wollen Sie sich gefälligst setzen und mir sagen, was mir die Ehre Ihres Besuches verschafft."

„Ich komme, mein Herr, Ihnen einen Antrag zu machen," antwortete der Arzt ohne Umschweife; „Sie besitzen zwei Briefe von Frau von Clavières, zwei eigenhändig geschriebene, die ich zu kaufen geneigt bin, wenn Sie sie verkaufen wollen."

„Kommen Sie in ihrem Namen?" fragte Gaston.

„In ihrem Namen und in den meinigen," antwortete Herr von Ramsay; „ich bin ein alter Freund ihrer Familie. Wohlan, mein Herr, wie theuer geben Sie diese Briefe? Nennen Sie Ihre Forderungen, und ich gehe sie sogleich ein, wie sie auch lauten mögen."

Gaston schüttelte verächtlich den Kopf, und erwiederte kalt: — „Ah! Sie wollen mir meine Rache abkaufen! Der Einfall ist sinnreich! In der Lage, worin

ich mich befinde, konnten Sie vernünftigerweise hoffen, daß ich diesen Handel eingehen würde. Zwanzig, dreißig, hunderttausend Francs! Das ist schön für einen Mann, der keinen Sou hat! Aber, sehen Sie, mein Herr, dieses prächtige Geschäft würde nur meinen Gläubigern Nutzen bringen. Meine notorische Zahlungsunfähigkeit hält die Verfolgungen dieser Lumpen ab. Wenn ich heute Geld bekomme, werden sie mich morgen einsperren lassen."

„Man wird Ihre Schulden bezahlen, wie groß auch die Ziffer derselben sey," versetzte der Arzt, „und Ihnen eine genügende Pension, um ferne von Paris zu leben, versichern."

„Dieß ist das Nämliche!" sagte Gaston von Altefaye ironisch; „ich werde meine Gläubiger entzücken, wenn ich sie gänzlich bezahle; und hat mein Herz diese süße Zufriedenstellung genossen, werde ich, gleichviel wo, mit einigen Tausend Livres Renten vegetiren, wie der Hund, den man vom Festmahle jagt, indem man einen Knochen zum Nagen ihm hinwirft! Nein, nein, dieß wäre ein zu schlechter Handel, und ich werde ihn nicht eingehen, ungeachtet der Nöthen, worin Sie mich sehen!"

„Was begehren Sie denn?" fragte der Arzt; „äußern Sie sich; ich werde sehen, ob ich es zusagen kann."

Gaston schüttelte den Kopf: — „Ich habe zwei Briefe," sagte er, „zwei Briefe zu verkaufen; für den Einen möchte ich die Hand der Frau von Clavières,

und für den Andern ihr Vermögen. Sie sehen wohl, daß wir nicht abschließen können."

„In der That," antwortete der Arzt ruhig, „meine Vollmacht reicht nicht so weit; aber, wohlan, mein Herr, überlegen Sie noch."

„Alle meine Ueberlegungen sind erschöpft," entgegnete Herr von Altesaye mit einer Art von Ungeduld; „um keinen Preis, um keinen, verstehen Sie, mein Herr, werde ich auf meine Rache verzichten! Lucian von Froidesaigues wird nicht hochmüthig bei allen unsern Begegnungen triumphiren. Es ist nicht das erstemal, daß wir uns in Vermögens- und Liebesnebenbuhlerschaft befinden. Bisher war er der Sieger. Dießmal stossen wir wieder auf der nämlichen Bahn aneinander; aber ich überhole ihn, ich vernichte ihn! Nein, er wird Frau von Clavières nicht heirathen! er wird sich der Erbschaft jener abscheulichen Koquette nicht erfreuen, die mich geäfft, getäuscht, schimpflich behandelt hat! Ja, ja, ich bin ruinirt, elend, aller Hülfsmittel beraubt; das ist wahr; aber ich räche mich!"

Mit diesen Worten stand er auf, wie um Herrn von Ramsay zu verstehen zu geben, daß ferneres Drängen vergeblich sey, und nichts seinen Entschluß ändern könne.

„Ich bedauere, mein Herr, daß Sie meine Vorschläge ablehnen," antwortete der Arzt, ihn starr anblickend; „vielleicht bereuen Sie es späterhin."

„Niemals!" erwiederte Gaston heftig; „in dieser Hinsicht, mein Herr, ist Alles gesagt!"

„Ja, Alles ist gesagt!“ wiederholte Herr von Ramsay, und Gaston von Altefaye mit kaltem Stolze grüßend, entfernte er sich langsam.

Anstatt nach Hause zurückzukehren, befahl der Arzt seinem Kutscher, den Wagen fünfzig Schritte vom Gasthofe, worin Gaston wohnte, halten zu lassen. Dort wartete er etwa zwei Stunden. Gegen Mittag ging Herr von Altefaye im Reitkleide aus, die Reitpeitsche in der Hand, eine Rose im Knopfloche, und wendete sich dem Boulevard zu. Dann befahl Herr von Ramsay dem Kutscher, dem Dandy zu folgen, und zu halten, wo er halten würde. Gaston trat in eines der schönen Caféhäuser des Boulevard des Italiens. Einen Augenblick danach stieg Herr von Ramsay aus dem Wagen, und trat in das nämliche Haus. Schon hatte Gaston, an einem Tische gelagert, sein Frühstück bestellt, und las die Journale, während man ihn bediente. Ohne ihn zu grüssen, ohne ihn anzusehen, setzte sich der Arzt an den nächsten Tisch, und gab dem Kellner seine Weisungen; dann wendete er sich zu Herrn von Altefaye, und sagte halblaut zu ihm: „Gehen Sie hinaus, mein Herr; wenn ich an einen öffentlichen Ort gehe, hab' ich die Gewohnheit, die Leute davonzujagen, die mir mißfallen.“

Gaston schaute ihn mit betäubter Miene an; diese Worte, der drohende Ton des Herrn von Ramsay, contrastirten so auffallend mit der Kaltblütigkeit, der Mässigung, welche er bei ihrer Unterredung kurz zuvor bewiesen, daß er zweifelte, daß dieß der nämliche Mann

sey, mit dem er sprach. Anstatt zu antworten, wendete er den Kopf ab, und las fort.

„Mein Herr," fuhr der Arzt fort, immer halblaut, aber mit einem schrecklichen Ausdrucke, „ich befehle Ihnen, hinauszugehen."

„Ah! was will denn dieser Hinkende von mir!" rief Gaston von Altesaye mit einer Bewegung des Zornes, und mit der Faust auf den Tisch schlagend.

Er hatte noch nicht ausgesprochen, als Herr von Ramsay die Hand aufhob, und den Dandy mit einer Maulschelle zu Boden warf.

„Du hast mich geschlagen!" schrie Gaston, wieder aufstehend, das Gesicht blaß und mit einem breiten rothen Flecken gefärbt, mit schäumendem Munde und drohendem Arme; „wart' ein wenig, furchtbarer Vulkan! infamer Hinkender! wart!"

Man warf sich zwischen sie; schon schaarte sich die Menge draussen; die Kellner, außer sich, verschlossen eilig die Thüren. Da Gaston oft Frühstücke nahm, die er nicht bezahlte, und für einen Taugenichts galt, der von einem Tage auf den andern von den ungewissen Quellen des Credites lebte, nahm der ganze Gasthof Partie gegen ihn.

„Er hat diesen Herrn insulirt, welcher anständig sprach," riefen die Kellner; „wir Alle haben es gehört . . . Alle! . . ."

„Ah! niedrige Canaille!" rief Gaston erbittert aus.

„Gehen wir fort, mein Herr, wir werden uns an-

derswo ruhiger erklären," sagte Herr von Ramsay, ein Zwanzigfrancsstück auf jeden der beiden Tische werfend.

„Sieh!" sagte der Eine der Kellner, indem er jenes nahm, welches auf dem Tische lag, wo Gaston frühstückte; „dieß ist das erstemal, daß dieser Herr baar bezahlt!"

„Mein Herr," fuhr der Arzt fort, indem er Gaston zu seinem Wagen führte, „ich habe Ihnen eine öffentliche Beschimpfung angethan. Ohne Zweifel werden Sie Genugthuung von mir verlangen."

Herr von Altefaye, das Gesicht bleich vor Wuth, in die Wange ein purpurfarbenes Zeichen geprägt, erblickte jetzt einige von seinen vertrauten Freunden, welche aus der Gallerie de l'Opera auf ihn zukamen. „Ah! da sind Zeugen," sagte er. „Mein Herr, wir werden uns schlagen!"

„Ich stehe Ihnen zu Diensten, mein Herr," antwortete der Arzt kalt; „Ihre Waffen?"

„Wir werden uns auf Pistolen schlagen."

„Wo?"

„Im Walde von Vincennes."

„Wann?"

„Auf der Stelle."

Während dieser raschen Unterredung hatten sich Gaston's Freunde genähert. Er sprach sie mit kurzen Worten an: „Ich bin beschimpft worden."

„Das sieht man," sagte Rudolph kalt.

„Mein Herr," äußerte dann der Arzt, wieder in seinen Wagen steigend, „wir wollen uns in den Wald

von Vincennes begeben, jeder für sich; wer von Ihnen kann mir die Gefälligkeit erweisen, mein Zeuge zu seyn?"

„Ja, ich, mein Herr," antwortete Rudolph; „mein Ehrenwort! seit langer Zeit führt Gaston ein Leben, das mich empört!"

Gaston von Altesaye besaß einen brutalen Muth, den Temperamentsmuth, und dieß war nicht seine erste Ehrensache. Dennoch gebrach ihm in diesem Augenblicke die Kaltblütigkeit; er war mehr wüthend, als entschlossen, und sprach mit einer grimmigen Prahlerei von den glücklichen Duellen, die er schon bestanden.

Herr von Ramsay hatte dagegen die Ruhe eines Mannes, der eine überlegte Handlung vollzieht. Die beiden Gegner kamen fast miteinander im Walde von Vincennes an, und begaben sich eilig in eine der einsamen Alleen, welche an die Straße von Saint-Mandé grenzen.

„Hier!" sagte Gaston, und stand still. Dann fügte er mit einer Art lauten Lachens bei: „Hier hab' ich meine ersten Waffen gegen jenen armen Fonsbelle getragen!"

„Sey stille!" rief ihm Rudolph zu; „sprich nicht von ihm! dieß könnte Dir Unglück bringen."

„Beruhige Dich! Du zitterst! sagte Einer von seinen Zeugen zu ihm.

„Das ist die Wuth!" antwortete er: „dieser Mann hat mich im Gesichte gezeichnet, ohne Gründe, ohne Veranlassung von meiner Seite! Ich muß ihn tödten!"

Die düsteren Vorbereitungen begannen. Man loosete wegen der Wahl des Platzes und des Vortheiles des ersten Schusses; beidemale begünstigte das Loos Gaston von Altefaye.

„Wohlan!“ sagte er mit einer triumphirenden Miene, „Gott ist für mich! oder vielmehr der Teufel, dem ich meine Seele ergeben habe!“

„Gaston, frevle nicht!“ rief ihm Rudolph wieder zu.

Von Altefaye wählte seinen Platz an einer offenen Stelle, so daß seine hohe Gestalt gegen die ferne Tiefe der Allee hin sich ausschnitt; Herr von Ramsay stellte sich auf die nämliche Linie, in einer Distanz von fünfzehn Schritten; er hatte hinter sich die jungen Bäume, deren gerade und nackte Aeste um ihn her eben so viele Meßstäbe bildeten. Die Zeugen gaben das mörderische Zeichen. Gaston von Altefaye hob langsam seine Waffe, visirte einige Secunden, der Schuß fiel. Alsogleich sprang er vorwärts, und rief mit wilder Freude: „Ich hab' ihn getroffen!“

„Zurück, mein Herr!“ schrie der Arzt, seine Pistole erhebend, „ich bin nicht kampfunfähig!“

Instinctmäßig fuhr Gaston zurück, und stürzte fast in demselben Augenblicke zusammen, als der Knall sich vernehmen ließ.

„Der Schuß traf mitten in die Brust,“ sagte Rudolph; „er ist todt!“

Alle Zeugen waren zu Gaston geeilt; Herr von Ramsay machte einige Schritte, ihnen zu folgen; aber

er blieb bald stehen, indem er mit der Hand unter seine Kleider griff.

„Sie sind verwundet, mein Herr!“ rief Rudolph aus, und ließ ihn auf der Böschung Platz nehmen, welche die Allee säumte.

„Ja,“ antwortete er mit erloschener Stimme, seine Wunde selbst untersuchend; „auch ich habe eine Kugel in der Brust.“

„Wir wollen Sie nach Paris bringen,“ rief Rudolph aus, den andern Zeugen rufend; „Ihr Wagen ist da. Sie werden schnell Hülfe bekommen!“

„Mein junger Freund,“ murmelte Herr von Ramsay, Rudolphs Hand fassend, „heben Sie mich noch nicht auf; ich könnte bei dieser Bewegung sterben, und ich muß schreiben; ein Wort, ein einziges Abschiedswort.“

Die bestürzten Zeugen hatten den Todten verlassen, um sich nur mit dem Sterbenden zu beschäftigen. Man legte in die schwachen Hände des Herrn von Ramsay ein zerrissenes Blatt, einen Bleistift, und er schrieb: „Sie sind befreit und gerächt! Seyen Sie glücklich mit Lucian; aber ich werde sterben. Leben Sie wohl, Felicie, beklagen Sie mich nicht, ich liebte Sie!“

Er übergab Rudolph dieses Billet, und bat ihn, es der Frau von Clavières zu überbringen, wenn er nicht lebend nach Paris käme. Dann, eine letzte Anstrengung versuchend, erhob er sich, und sagte muthig: „Auf, meine Herren!“

Aber die Kraft schwand ihm in ihren Armen, und man brachte ihn ohnmächtig in seinen Wagen, in welchen Rudolph und die beiden andern Zeugen mit ihm stiegen, einigen herbeigelaufenen Soldaten die Bewachung des entseelten Leibes überlassend; der in der Allee mitten in einer Blutlache lag.

Am Abende dieses nämlichen Tages, an welchem die junge Wittwe Herrn von Ramsay erwartete, sah sie Rudolph kommen. Der junge Mann übergab ihr mit zitternder Hand das verhängnißvolle Billet. Bei dem Anblicke dieses bestürzten Gesichtes, dieses Unbekannten, der vor ihr mit düsterem und niedergeschlagenem Auge erschien, bebte sie, und rief aus, ohne die Kraft zu haben, das Papier zu öffnen, das er ihr gegeben hatte: „Mein Herr, Sie kommen, mir ein Unglück zu verkünden!"

„Ach! Madame," antwortete er mit Thränen in den Augen; „ich verkünde Ihnen den Tod eines Mannes, dessen letzter Gedanke Sie gewesen sind! Ihres treuesten Freundes!"

„Herr von Ramsay!" sagte sie, die Hände ausstreckend, wie um sich zu stützen; „er ist todt! o! mein Gott! mein Gott!"

Sie sank ganz außer sich in ihren Lehnstuhl zurück, und wollte dieses Billet öffnen; aber in dem Momente des Lesens rief sie aus, indem sie es wieder zusammenfaltete, und in ihren Busen steckte: „Ich kann nicht! Ich kann nicht!" Dann, ihren Schmerz überwindend,

fuhr sie fort: „Ich muß es wissen. Wie hat sich ein so großes Unglück ereignet?“

Nun erzählte ihr der junge Mann alle Umstände des verhängnißvollen Ereignisses. In dem Maße, als er sprach, tauchte eine düstere Verzweiflung, eine Art von Gewissensbissen in Feliciens Seele auf. Sie schlug ihre in Thränen schwimmenden Augen zum Himmel empor, und murmelte mit herzzerreissender Stimme:

„Er ist für mich gestorben!“

Sechs Monate später heirathete Frau von Clavières den Grafen Lucian von Froidesaigues. Madame Dalange war nach Paris gekommen, um ihre Enkelin zu besuchen, von der sie nicht mehr sich trennen wollte. Die gute Dame sehnte sich ein wenig nach dem Aufenthalte in Flambiers, inmitten der Pracht des Hôtels Clavières, und sagte bisweilen zu Felicien seufzend:

„Meine Tochter, erinnerst Du Dich der Zeit, wo wir einen Spaziergang um unsere Weinberge machten?“

Madame Carbonnet erreichte das einzige Ziel ihres Ehrgeizes nicht; sie bekam niemals jene 2,400 Francs Renten, von denen sie ihr ganzes Leben hindurch geträumt hatte.

Die Erbin des Fräuleins von Clavières hatte ihre guten und loyalen Dienste großmüthig belohnt; aber das schlechte Subjekt, das sie sich zum Gatten und Gebieter aufgebürdet, hatte Mittel gefunden, sie dessen zu berauben, was sie besaß, und er kam noch von Zeit zu

Zeit, um mit ihr das zu ordnen, was er seine Haushaltungsrechnungen nannte.

Felicie war mit einem ihrer würdigen Manne vereint; er liebte sie immer, und sie war glücklich. Aber die Erinnerung an Herrn von Ramsay war der Tropfen Galle, den sie auf dem Grunde all' ihres Wohlergehens und aller Freuden ihres Geschickes fand. Ihr Herz verlor nie das Andenken an denjenigen, der sie mit einer so ergebenen und so reinen Zärtlichkeit geliebt hatte. Sie sprach selten von ihm; aber kein einziger Tag ihres Lebens verging, ohne daß sie an Adrian von Ramsay dachte, und bisweilen, ob dieser Erinnerung bis zur Trauer gerührt, murmelte sie, Thränen vergießend: „Er war mein bester Freund!“

In der **v. Jenisch u. Stage'schen** Buchhandlung in Augsburg ist erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Der Teufel in Paris.

Sitten und Gebräuche, Charaktere und Portraite der Einwohner von Paris, vollständiges Gemälde ihres häuslichen, öffentlichen, politischen, künstlerischen, literarischen, industriellen Lebens.

Von

Balzac, Cormenin, Alex. Dumas, L. Gozlan, J. Janin, Alph. Karr, G. Sand, Eugen Sue und Anderen.

Deutsch von Fr. W. Bruckbräu.

3 Bände. 8. Velinpapier. Geh. à 15 ggr. od. 1 fl.

Der Constitutionel nennt es den treuesten Spiegel von Paris, vom Palaste bis zur Hütte, aufgestellt von einem auserlesenen Vereine der in dieser Weltstadt der Mode lebenden ausgezeichneten Schriftsteller und Dichter von europäischen Rufe, die in wahrhaften Mustern des feinsten Scharfsinnes, des brillantesten Witzes, des sittenreinsten Tones und der elegantesten Schreibart wetteifern, und den Leser durch ihre hinreißenden Schilderungen entzücken.

Die Allgemeine Zeitung 1845. Nro. 13. Paris den 7. Januar, sagt darüber:

„Das Bemerkungswertheste, was seit Jahren auf dem Gebiete des Pariser Lebens zu Markte gebracht wurde, ist der Teufel von Paris, eine Sammlung pikanter Aufsätze, vom Buchhändler Hetzel, der selbst ein nicht

talentloser Schriftsteller ist, herausgegeben. Man kann dieses Werk als einen Inbegriff alles Geistes ansehen, der in Schrift und Bild an die genremäßige Schilderung der hiesigen Zustände verschwendet wurde."

Der ewige Jude

von Eugen Sue.

Deutsch von Fr. W. Bruckbräu.

10 Bände in Oktavformat auf feinstem Velinpapier.

Zweite Auflage. à 12 ggr. od. 54 kr.

Eugen Sue ist der Liebling des lesenden Publikums geworden, seine Schriften sind in allen Sprachen übersetzt, in den Händen von Tausenden von Lesern! Keine verdient dieß aber mehr als sein „ewiger Jude," in welchem er mit dem ihm eigenen Talent die Gebrechen der gegenwärtigen Gesellschaft schildert, und zur Verbesserung des Looses der leidenden Menschheit beizutragen sucht. In Form eines Romans liefert er ein Werk, das die höchsten Interessen der Menschheit behandelt.

Was die Uebersetzung des als ausgezeichneten Novellist bekannten Bruckbräu betrifft, so empfehlen solche die „Hamburger Jahreszeiten" mit folgenden Worten:

„Unter den vielen Uebersetzungen zeichnet sich diese durch Fleiß und Gediegenheit aus; man sieht es ihr an, daß sie nicht wie so viele, mit Dampf fabrizirt wurde, um dadurch andern den Rang abzulaufen, ist außerdem gut ausgestattet und mindestens eben so billig wie die übrigen."

Belletristisches Europa.

Neueste Romane

von

H. de Balzac, Fr. Bremer, Bulwer, Alex. Dumas, George Sand, Fr. Soulié, Eug. Sue und Anderen.

Deutsch von Fr. W. Bruckbräu.

Die ersten Bände sind bereits vollständig erschienen und kostet jede Lieferung von 96 bis 100 Seiten in 8. auf feinstes Velinpapier nur 4 ggr. oder 18 kr. Jeden Monat erscheinen 3 — 4 Lieferungen.

Die drei Musketiere

von Alexander Dumas.

Deutsch von Fr. W. Bruckbräu.

3 Bde. in Octav. Feinstes Velinp. 3 Rthlr. od. 5 fl. 24 kr.

Eine höchst meisterhafte Zeit-, Charakter- und Sittenschilderung aus dem siebenzehnten Jahrhunderte voll der ergötzlichsten Intriguen, ohne die mindeste Verletzung der Moralität, worunter jene mit den diamantenen Nestelstiften von ächt dramatischer Wirkung ist, und Ludwig XIII., seine Gemahlin Anna von Oestreich, den berühmten Cardinal Richelieu, und den in England allmächtigen Herzog von Buckingham u. s. w. in wundersam spannenden Verwicklungen darstellt. Der Zeitschrift „Le Siecle," welche diesen bezaubernden historischen Roman in ihren Feuilletons zuerst brachte, strömten hiewegen neue Abonnenten zu vielen Tausenden zu, wie dem Constitutionel wegen des „ewigen Juden."

Johanna.

Roman von George Sand.

Deutsch von Fr. W. Bruckbräu.

8. Velinpapier. geh. 1 Rthlr. od. 1 fl. 45 kr.

Die Verfasserin ist anerkannt die erste Schriftstellerin Frankreichs, ihre Prosa unübertroffen, und ihre Romane, sowohl in Anlage als Ausführung, höchst interessant und spannend bis an das Ende.

Christoph der Kämpfer,

Herzog von Bayern,

oder

Der Löwenbund.

Historische Erzählung

von

Fr. W. Bruckbräu.

Mit einem Stahlstich. 8. geh. 21 ggr. oder 1 fl. 30 kr.

In blühendem kräftigem Styl schildert der Verfasser den größten Ritter seiner Zeit, von dessen Körperstärke und Behändigkeit noch heutigen Tages die Beweise in der königlichen Residenz zu München zu sehen sind. Ein unerschöpflicher Reichthum an Charakteren, Naturtreue, Festhalten an der geschichtlichen Wahrheit, mit geistvoller Auffassung und vollendeter Kenntniß des menschlichen Herzens und einer Sittenreinheit, die es auch der reiferen Jugend in die Hände zu geben erlaubt, zeichnen dieses Werk auf das Vortheilhafteste aus. —

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Christoph der Kämpfer,

Herzog von Bayern,

oder

Der Löwenbund.

Historische Erzählung

von

[illegible]

[illegible]

[illegible]

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Reybaud, Henriette Etiennette Fanny Arnaud,

Ohne Heirathsgut Roman

Augsburg 1845

P.o.gall. 303 s-5

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10088989-7